Staatl. Bibliothek
Regensburg

Bol. 226
8° (2, 1

1 2 3

Pag. 226. III

Allgemeines

Lehrbuch

für

Bürgerschulen.

Herausgegeben

von

C. P. Funke,

Inspektor des fürstlichen Schullehrer-Seminariums zu Dessau.

Zweiter Band.

Berlin,

in der Vossischen Buchhandlung.

1796.

Vorbericht.

Dieser zweite Band des allgemeinen Lehrbuches für Bürgerschulen, wird auch unter dem Titel: „Unterricht von dem Menschen und dessen Verhältnissen; zur Selbst-Belehrung für Bürger,„ einzeln verkauft. Da ich einmal meinen Plan darauf angelegt hatte, ein Ganzes, eine Art von Encyklopädie für Unstudierte, zu liefern; so mußte ich neben dem Einen Zweck, den ich durch Herausgabe des ersten Bandes zu erreichen hoffte, hier noch einen andern aufstellen, und ihn bei der Ausarbeitung vor Augen haben. Denn einige der wichtigsten Gegenstände, welche den Mann interessiren, haben wenig Interesse für den Jüngling, und — was hauptsächlich in Betrachtung komt — sie dürfen in Bürgerschulen nicht vorgetragen werden. Dahin rechne ich mehrere Lehrsätze der natürlichen Moral und die ganze natürliche Religion. Obgleich also diese beiden Kapitel in das Lehrbuch für Bürgerschulen mit aufgenommen worden sind, so gehören sie doch, ihrer Bestimmung nach, in das Lesebuch für Bür-

ger. Was und wie viel von verschiednen andern Materien, z. B. von der Ehe, Jünglingen in Schulen mitgetheilt werden soll, das muß ich dem Gutbefinden und der Klugheit der Lehrer selbst überlassen.

Uebrigens ist allerdings wohl der größte Theil des Inhalts für den Unterricht der erwachsnern Schuljugend geeignet, und zwar wünsche ich, daß man sich dabei der in der Vorrede zum ersten Bande erwähnten Methode bediene, die zweckmäßigen Stücke vorlese, mit den nöthigen Erläuterungen begleite und dann durch Unterredungen erforsche, ob die Zuhörer alles verstanden und gefaßt haben. Auch wird der Lehrer oft gelegentlich bei andern Lektionen auf die in diesem Buche abgehandelten Materien einlenken und Stoff zu lehrreichen Gesprächen daraus hernehmen können.

Der Unterricht von den Kennzeichen und Ursachen der Krankheiten und von dem Verhalten in denselben scheint mir das beste Mittel zu seyn, die mancherlei abergläubischen Meinungen, welche in Ansehung dieser Gegenstände bei dem gemeinen Mann herrschen, nach und nach auszurotten, und ihm gegen schädliche Selbstkuren, gegen Afterärzte und Quacksalber ein gerechtes Mißtrauen einzuflößen. Wie viel Vorurtheile und Mißbräuche dieser Art noch im Finstern schleichen, davon liefern uns öffentliche Blätter (vornämlich die Bekkersche Zeitung) von Zeit zu Zeit traurige Beispiele. Und wie lange ist es her, daß das Magnetisiren so gar unter den höhern Stän-

den,

den, unter Gelehrten Beifall und Vertheidigung fand? Ich maße mir nicht an, über die eigentliche Beschaffenheit und den Werth der magnetischen Kuren entscheidend abzusprechen, da es mir an der dazu erforderlichen Kenntniß und Erfahrung fehlt; aber das hat doch der Erfolg gelehrt, daß sie theils schwärmerischen, geheimnißsüchtigen Personen, theils einer gewissen Klasse politischer Schlauköpfe, welche so gern mittelst unsichtbarer Kräfte auf die Körperwelt wirken mögen, eine erwünschte Veranlassung waren, ihren Träumereien vom Reiche der Geister und deren Einfluß auf die Menschen, ein neues Gewicht zu geben. So ließ die Gesellschaft der berüchtigten Swedenborgianer noch im Jahre 1787 drukken: Schreiben über die allein befriedigende Erklärung der Phänomene des thierischen Magnetismus und Somnambulismus, aus den wahren Principien, welche sich auf die Kenntniß des Schöpfers, der Menschen und der Natur gründen, hergeleitet, und aus Erfahrungen bestätigt. Dies Schreiben erschien zu Stockholm in französischer Sprache, wurde aber bald darauf in Straßburg ins Deutsche übersetzt, und durch ganz Deutschland, wo die Gesellschaft ebenfalls ihre Anhänger hat, verbreitet. Der Zweck desselben geht dahin, zu beweisen „alle Krankheiten entständen durch die Einwirkung der bösen Geister; durch das Handauflegen und Manipuliren der Magnetiseurs werde der Krankheitsgeist in Bewegung gesetzt und

ausgetrieben; selbst lasterhafte Personen können diese Wunder thun.„

Man denke an die gefährlichen Folgen, welche nothwendig aus diesen Behauptungen fließen, und wie leicht sie bei einfältigen, schlecht unterrichteten, oder nervenschwachen und phantasiereichen Personen Eingang finden: so wird man einsehen, daß Belehrungen hierüber, wie sie S. 95 — 101 vorkommen, schon in Schulen ertheilt werden müssen, um solchen Verirrungen zeitig vorzubeugen.

Die Kennzeichen der Krankheiten zu wissen, ist jedem Laien in der Medicin nützlich, theils, damit er selbst bei den sich oft nur leise anmeldenden Vorboten einer schweren Krankheit nicht gleichgültig bleibe, sondern schleunig Hülfe suche; theils auch, damit er dem Arzt desto bestimmter und deutlicher die an ihn ergehenden Fragen beantworten und ihm über die Beschaffenheit der Anzeigen richtige Auskunft geben könne. Hiedurch wird das Geschäft der Heilung ungemein erleichtert. Auf diese drei Stücke (Kennzeichen, Ursachen und Verhalten in Krankheiten muß sich aber die populäre Medicin einschränken, wenn sie nicht mehr Schaden als Nutzen stiften soll. Meine vornehmsten Quellen bei Ausarbeitung dieses Kapitels waren: Unzers mediciniſches Handbuch; Paulitzky Anleitung für Landleute zu einer vernünftigen Gesundheitspflege (zweite Aufl.); Junkers Diätetik; Handbuch der militärischen Arzneikunde, nach dem Plan eines

eng-

englischen Werks von Hamilton; Girtanner von den Kinderkrankheiten.

Aus der natürlichen Moral wird insbesondre der Unterricht über Zeugung und dahin einschlagende Dinge (S. 248 ꝛc.) mit Nutzen, wie ich hoffe, auch für Schüler gebraucht werden können. Ich erinnere hier aber nochmals, daß ich dieses und das folgende Kapitel größtentheils für Männer, auch nicht für den ganz gemeinen ungebildeten Bürger (denn dieser liest nichts, als Kalender, Gesangbuch und Bibel), sondern für die gebildete Klasse der Ungelehrten aus dem Mittelstande, geschrieben habe.

Der in der natürlichen Religion angenommene Satz, daß die Sittenlehre von der Religion unabhängig sei, ist zwar weder neu, noch, so viel ich weiß, ketzerisch; aber er mögte vielleicht Einigen doch zweifelhaft scheinen. Ich führe daher zur Bestätigung desselben ein unverwerfliches historisches Zeugniß an, das ich vor kurzem in den Akten, Urkunden und Nachrichten zur neuesten Kirchengeschichte (B. I, S. 304) fand. Es ist daselbst die Rede von Sparrmanns Bereisung der Gegenden des Vorgebirges der guten Hoffnung, wo es denn unter andern heißt: „Ungeachtet sein Hottentottischer Reisegefährte aus der Stadt (Kap) war, äusserte er doch, es habe noch Niemand mit ihm über diesen Gegenstand (das Dasein Gottes) gesprochen. Seine Gedanken hatten sich noch nie zu einem höhern Wesen erhoben, noch ihn

auf den Urheber der Dinge geleitet. Daß die Weisen sich in der Kirche versammlen, wußte er wohl, hatte aber nie gehört, zu welchem Zweck sie es thäten. Nichts desto weniger bewies er Abscheu vor dem Laster und Neigung zum Guten, war treu, schien auch sonst nicht ungeschickt, etwas zu begreifen.„ — Und das war ein Hottentotte!!

Außerdem habe ich über den Inhalt dieses Bandes nichts zu bemerken.

Von den mit dem Lehrbuche im Verbindung stehenden Musterzeichnungen ist das erste Heft bereits erschienen, und, wie ich höre, in einigen Schulen eingeführt, z. B. von dem verdienten Herrn Rektor Henrici in der Neu-Ruppinischen Schule. Das zweite Heft wird ebenfalls nächstens zu haben seyn.

Der versprochne kleine Atlas für Bürgerschulen kann nicht eher geliefert werden, als bis ein allgemeiner Friede die Grenzen der Reiche (wenigstens auf einige Zeit) wieder festgesetzt hat. Die dazu gehörigen Erklärungen werden sodann zur Berichtigung der im ersten Bande befindlichen Geographie dienen.

Dessau, den 29ten März.
1796.

F.

Anzei-

Anzeige

der einzelnen Materien, welche in diesem Bande enthalten sind.

Erste Abtheilung.

I.

Vom Körper des Menschen.

I.

Beschaffenheit desselben.

Das Gerippe . . . . . S. 3
Die Knochen des Kopfs 4
Die Knochen des Rumpfs 5
Die Gliedmaßen 6
Die Muskeln 8
Die Nerven 10
Die Sinneswerkzeuge 12
Die Brusthöhle nebst den darin befindlichen Eingeweiden 17
Die Bauchhöhle mit ihren Eingeweiden 19
Geschäfte des Körpers 25
Vom Schlaf und Traum 30
Nachtwandler und Mondsüchtige 31
Das natürliche Lebensende 32

2.

Erhaltung der Gesundheit. Uebung der Leibeskräfte.

Begriff der Diätetik ⁄ ⁄ ⁄ ⁄ S. 33
Hauptquellen der Krankheiten ⁄ ⁄ ⁄ 34
Von den Dingen, welche auf die Gesundheit Einfluß haben ⁄ ⁄ ⁄ ⁄ ⁄ 35
Insbesondre von den Nahrungsmitteln ⁄ 35
von der Luft ⁄ ⁄ ⁄ 46
von Absonderungen und Ausleerungen 50
von der Bewegung und Ruhe ⁄ 54
vom Schlaf (diätetisch betrachtet) ⁄ 55
von den Wirkungen der Seele auf den Zustand des Körpers ⁄ 57
von der Kleidung ⁄ ⁄ 58
von der Reinlichkeit ⁄ ⁄ 60
von den Wirkungen der Einbildungskraft auf den Gesundheitszustand ⁄ 61

Leibesübungen ⁄ ⁄ ⁄ ⁄ 61
Vortheile gymnastischer Leibesübungen ⁄ 63
Das Gehen ⁄ ⁄ ⁄ 65
Das Laufen ⁄ ⁄ ⁄ 68
Das Springen ⁄ ⁄ ⁄ 69
Das Klettern ⁄ ⁄ ⁄ 74
Die Haltung des Gleichgewichts ⁄ 78
Der Eislauf ⁄ ⁄ ⁄ 81
Das Schwimmen ⁄ ⁄ ⁄ 82
Uebungen der Sinne ⁄ ⁄ ⁄ ⁄ 86
des Gesichts ⁄ ⁄ ⁄ 87
des Gehörs ⁄ ⁄ ⁄ 89
des Geruchs und Geschmacks ⁄ 89
des Gefühls ⁄ ⁄ ⁄ 90
Einige der gewöhnlichsten Jugendspiele ⁄ ⁄ 92

3.

Kennzeichen und Ursachen der gemeinsten Krankheiten.
Verhalten in denselben. S. 94
Schädlicher Aberglaube in Ansehung der Krankheits-
ursachen 95
Vom Austreiben böser Geister 98
Kur eines angeblich behexten Kindes 100

Beschreibung der Krankheiten selbst, nach ihren Kennzeichen und Ursachen.
Vom Fieber. Zwei Hauptgattungen desselben: Wechselfieber und anhaltende Fieber.
Das Wechselfieber 102
Das Entzündungsfieber 104
Das einfache Faulfieber 105
Das Gallenfieber 106
Das Schleimfieber 107
Das schleichende Nervenfieber 108
Das auszehrende oder hektische Fieber 110
Von dem Verhalten in Fiebern überhaupt 111
Die Schwindsucht 115
Der entzündliche Seitenstich oder die Pleuresie 117
Die Bräune oder Halsentzündung 118
Die Rose 123
Der Brand 124
Rheumatische Krankheiten. Das Gliederreissen 124
Die Gicht 126
Katarrhalische Krankheiten 128
Die Engbrüstigkeit (Asthma) 130
Der Keichhusten 131
Die Blattern 132
Die Masern 138
Das Scharlachfieber 140
Der Durchfall 141

Die

Die Ruhr S. 142
Die Kolik 143
Der Hämorrhoidal- oder Goldaderfluß (die güldne Ader) 144
Die Hypochondrie 145
Die Fallsucht (Epilepsie) 146
Die Ohnmacht, der Schlagfluß und die Lähmung 149
Die Kriebelkrankheit 151
Die Wassersucht 151
Die englische Krankheit 151
Die Dürrsucht 157
Die Skropheln 158
Der Scharbock 160
Die Gelbsucht 161
Die Krätze 162
Die Flechten 164
Der Grind 165
Die Steinkrankheit 166
Die Wurmkrankheit 168
Der Bruch 169
Augenkrankheiten 171
Ohrenkrankheiten 172
Außerordentliche Zufälle, wodurch Leben und Gesundheit in Gefahr gerathen 173
Der Biß wüthender Thiere 174
Gifte aus dem Gewächs- und Mineralreich 175
Hülfsmittel bei der Gefahr von verschluckten oder steckengebliebnen Dingen 178
Rettung der im Wasser Verunglückten 179
— der Erfrornen 181
— der Erwürgten oder Erhenkten 182
— der von schädlichen Dünsten und Dämpfen Erstickten 183
— der Scheintodten 184
Regeln der Vorsicht bei ansteckenden Krankheiten 186

II. Von

II.

Von der Seele.

Meinungen vom Wesen derselben = = S. 188

1.

Vermögen und Kräfte der Seele = = 192
Gefühl = = = = = 194
Thierische Triebe = = = = 194
Instinkte = = = = = 195
Empfindung = = = = = 196
Vorstellung = = = = = 198
Begriffe = = = = = 199
Erkenntniß = = = = = 201

Vom rechten Gebrauch des Verstandes = = 204
Erstes Gesetz der Empfindungen = = 204
Von Träumen und Traumdeutungen 206
Von Schwärmern und Phantasten 208
Von Verrückten = = = 209
Zweites Gesetz der Empfindungen = = 211
Drittes Gesetz der Empfindungen = = 212
Vom Urtheilen. Wahrheit eines Urtheils = 213
Vorurtheil = = = = = 213
Schlüsse = = = = = 214
Vernunftwahrheiten = = = = 215
Probirstein der Wahrheit jedes Urtheils und jedes Schlusses = = = = 216
Vernunftglaube = = = = 216
Kenntnisse = = = = = 217
Prüfung der Zeugnisse = = = 218

2.

Einfluß der Gedanken und Handlungen auf unser Wohl. Sittenlehre. = = = 220

Be-

Begriff der Sittlichkeit oder Moralität S. 221
Moralische Freiheit 222
Gut, böse, recht, unrecht 224
Sittengesetz 225
Vorschriften des Sittengesetzes für den Menschen aus-
fer seinen Verhältnissen mit Andern 226
Sorge für die Erhaltung des Lebens und der Gesund-
heit. Vom Selbstmord 226
Unmäßigkeit 232
Nüchternheit 233
Unmäßigkeit im Essen 234
— — im Trinken 236
Warum der Mensch den Zustand der Trunkenheit liebt 239
Zwei Klassen von Trinkern 241
Von der Keuschheit 242
Gedanken eines Philosophen über den Fall der ersten
Menschen 243
Beruhigung eines über die fürchterlichen Folgen des
verirrten Geschlechtstriebes bekümmerten Men-
schenfreundes 245
Frühe Regung des Geschlechtstriebes 247
Verhütung der Folgen davon 248
Vorbereitender Unterricht der Jugend über die Er-
zeugung 249
Eigentlicher Unterricht von der Fortpflanzung des
Menschen 260
Unnatürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes 265
Warnung, den Geschlechtstrieb vor der Zeit der Reife
zu befriedigen. Zeichen der Mannbarkeit 266
Ob die Mannbarkeit das Recht gibt, den Geschlechts-
trieb zu befriedigen 267
Widerstreit der Natur und Kultur und das daraus
entspringende Elend 268
Beweggründe zur Enthaltsamkeit außer der Ehe 270
Mittel zur Beherrschung des Geschlechtstriebes 272

Pflicht

Pflicht der Mäßigung im erlaubten Genuß . S. 274
Zweite Hauptregel des Sittengesetzes in Beziehung auf den Menschen außer seinen Verhältnissen.
Bildung des Verstandes . . . 276
Ursachen des Mangels an Aufklärung . . 277
Erwerbung einer nützlichen Geschicklichkeit, um hinreichenden Unterhalt zu gewinnen . . 279
Pflicht, nach Vermögen und äußern Wohlstand zu streben 280
Selbstständigkeit, eine schätzbare Tugend . 295
Hauptgrundsatz der ganzen Sittenlehre . 297

3.

Fähigkeit der Seele, sich über das Irdische zu erheben, Gott, Unsterblichkeit und ihre Bestimmung zu denken. Natürliche Religion. . . 298
Allmählige Bildung des Begriffs von einer Gottheit 299
Ursprung des Gottesdienstes . . . 300
—— der Zauberei . . . 301
—— des Priesterordens . . . 303
Glaube an Ein höchstes Wesen . . . 307
Wozu es nütze, sich mit überirdischen Dingen zu beschäftigen 309
Gründe des Glaubens an Ein höchstes Wesen . 312
Mehrere unbeantwortliche Fragen in Ansehung dieses Wesens 314
Eigenschaften desselben . . . 316
Vielgötterei 317
Zwei Sätze, welche aus dem Glauben an mehrere Götter in die Lehre vom Daseyn Eines Gottes übergegangen sind 318
*) Aberglaube von der Kraft des Gebets . 321

Was

*) Ich erinnere hierbei nur noch, daß der Spruch: Alles, was ihr bitten werdet in meinem Namen ꝛc., und ähnliche,

Was der Glaube an Ein höchstes Wesen nütze ⸗ S. 322
Beantwortung dieser Frage ⸗ ⸗ ⸗ 325
Ob es besondre Pflichten gegen Gott gibt ⸗ 328
Ob man Moral auf Religion, oder Religion auf Moral gründen soll ⸗ ⸗ ⸗ 333
Rechtfertigung der Weisheit und Güte Gottes bei Zulassung des Bösen ⸗ ⸗ ⸗ 335
Warum ist der Tugendhafte nicht immer glücklich, der Lasterhafte nicht immer unglücklich ⸗ ⸗ 343
Wahrscheinliche Gründe für die Unsterblichkeit d. Seele 345
Meinungen von dem Zustande der Seele nach d. Tode; 348
Ob Gott willkührlich lohnt und straft ⸗ ⸗ 349
Schädlicher Einfluß der Willkühr in Belohnungen und Strafen auf die Moralität ⸗ ⸗ 353
Natürlicher Zusammenhang zwischen den Handlungen der Menschen, als Ursachen, und ihren Folgen, als Wirkungen ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 359
Beantwortung der Frage: Warum ist der Tugendhafte nicht immer glücklich, und der Lasterhafte nicht immer unglücklich ⸗ ⸗ ⸗ 362
Noch einige Gründe für die Fortdauer der Seele nach dem Tode ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ 363
Beschluß dieser ganzen Betrachtung ⸗ ⸗ 365

Zweite Abtheilung.

Verhältnisse des Menschen.

Naturtriebe nöthigen den Menschen zur Geselligkeit S. 371
Die gesellschaftliche Verbindung macht theils eine Einschränkung der Pflichten, die Jeder sich selbst schuldig ist, nothwendig; theils verstärkt sie die

che, keinesweges auf eine **physische** Wirkung des Gebets **außer uns**, sondern auf eine **moralische in uns**, hindeuten.

Beweggründe zur Erfüllung derselben, theils legt sie neue Pflichten auf, die den Vorrang vor jenen haben . . . . S. 372

Allgemeine Pflichten gegen Jedermann.

Gerechtigkeit . . . 372
Ehrlichkeit im Handel und Wandel 376
Menschenliebe . . . 386
Freigebigkeit . . . 389
Gefällige Bemühungen . . 391
Anwendung der Kräfte zum Besten Andrer 393

Berufsgeschäfte. Gegenseitiges Verkehr.

Vervollkommnung der Gewerbe durch die Theilung der Arbeiten 394

I.

Mannichfaltigkeit der Gewerbe. Uebersicht derselben 397
Hervorbringende (producirende) und nicht hervorbringende Arbeiten 398
Kultur der Gewächse überhaupt . . 401
Der Landbau (Ackerbau) . . . 403
Der Gartenbau 407
Der Weinbau 409
Die Forstwissenschaft 410
Die Viehzucht 411
Die Jagd 412
Der Vogelfang und die wilde Fischerei . . 413
Die zahme Fischerei 414
Die Bienenzucht 415
Der Seidenbau 416
Die Gewinnung der Mineralien . . 417

Verarbeitung und Veredlung der Naturprodukte 423
Bereitung des Mehles 424
Mahlmühlen und Stampfmühlen . . 425
Bereitung der Stärke und des Puders . . 429

Der Bäcker . . . . . S. 432
Pfefferkuchen und Oblaten 433
Der Konditor oder Zuckerbäcker . . . 434
Nürnberger Nudeln 437
Der Fleischer 437
Der Koch 439
Butter und Käse 440
Baumöl. Gewinnung der Oele überhaupt . . 443
Kochsalz und Zucker 444
Bier 448
Wein 450
Obstwein (Cider) 452
Meth 453
Essig 453
Brantwein 454

Bekleidung des Körpers. Leder 455
Pelz- und Rauchwerk 462
Der Schuster 464
Der Beutler oder Handschuhmacher . . . 467
Filzen und Weben der Stoffe zur Kleidung . 468
Der Weber 469
Der Leinweber 470
Kattun 473
Tuch- und Zeuchweber 476
Seidenweber 482
Das Stricken der Strumpfstricker . . . 487
Das Klöppeln der Spitzen 489
Das Bleichen 490
Der Färber 492
Das Drucken der Zeuche 496
Das Wässern (Moiriren) 499

Der Knopfmacher 508
Der Bortenwirker (Posamentirer) . . . 508

Der Wattenmacher S. 504
Der Schneider 505
Der Hutmacher 506
Der Sticker 510
Künstliche Blumen 511
Der Federschmücker 512

Eigenschaften einer zweckmäßigen Wohnung 513
Lehmerne Gebäude 514
Pisé's Wände 515
Verfertigung der künstlichen Steine 516
Gewinnung der natürlichen Steine 517
Der Steinhauer (Steinmetz) 518
Kalkbrennerei 520
Der Maurer 521
Der Zimmermann 522
Der Dachdecker 526
Der Schieferdecker 527
Der Stukkatur-Arbeiter 529
Al-Fresko- und Staffirmalerei 530
Tapeten 531

Der Tischler 534
Der Schlosser 537
Der Glaser 540
Der Töpfer 543
Verfertigung der Fayance 547
— — des Steinguts 548
— — des Porzellans 550
— — des Glases 554
Spiegelfabrik 560
Glasschleifer und Glasschneider 563

Bearbeitung des Eisens. Stahlhütte 566
Gußeisen 567

Eisenhammer S. 569
Blechhammer 570
Ankerschmiede 572
Der Huf- und Waffenschmied 574
Der Nagelschmied 578
Der Sporer 580
Der Zeugschmied 581
Der Feilenhauer 583
Der Messerschmied 584
Der chirurgische Instrumentmacher 586
Der Langmesserschmied (Klingenschmied) 588
Der Schwerdtfeger 590
Der Harnischmacher 591
Der Büchsenschmied 591
Der Büchsenschäfter 593
Der Stahlarbeiter 594
Der Windenmacher 596

Kupfer- und Messinghammer. Drathhütte 598
Der Kupferschmied 599
Der Kesselschmied 601
Der Klempner 602
Der Flaschner 603
Der Beckenschläger 604
Der Flitter- und Rechenpfennigschläger 605
Der Drathzieher 607
Der Nadler 608
Der Rothgießer 612
Der Glockengießer, Stückgießer und Bildgießer 614
Der Gelbgießer 618
Der Gürtler 619
Der Klausurenmacher, Fingerhutmacher, Schellenmacher und Trompetenmacher 621
Der mathematische Instrumentmacher 622
Der Goldschläger 624
Der Gold- und Silberdrathzieher 627
Der Gold- und Silberarbeiter 628
Der Goldschmied 631

Der

Der Juwelier S. 634
Der Galanterie-Arbeiter 635
Der Uhrgehäusemacher 637
Der Uhrmacher 639
Der Zinngießer 642
Der Stanniolschläger 645
Verarbeitung des Bleies. Flintenkugeln 645
Rollenbiei 646
Bleiglätte, Bleiasche, Mennige, Bleigelb 647
Bleiweiß 648
Massicot und Sandix 649
Gewinnung des blauen Farbestoffs aus Kobalt 649
Gewinnung des Arseniks 651
Steindrechsler, Steinschneider, Diamantschleifer 652
Wapenschneider und Petschaftstecher 655

Der Bürstenmacher 656
Der Kammmacher 658
Der Fischbeinreisser 661
Thransiederei 661
Gewinnung des Wallraths 663
Seifensiederei 663
Verfertigung der Talglichter 665
Wachsbleicherei 667
Verfertigung der Wachslichter 669
Bereitung der Wachsleinwand 671
Der Riemer 673
Der Sattler 673
Der Täschner 674

Bereitung des Tabacks 674
— des Waids, Lackmuses und Indigo 677
Der Seiler 679
Verfertigung des Papiers 680
Der Buchdrucker 682
Der Kupferdrucker 686
Verfertigung der Spielkarten 687

Der Buchbinder . . . . . S. 689
Der Korbmacher 691
Der Blattsetzer 692
Das Harzscharren, Pechbrennen, . . . 693
Theerschwelen und Kienrußbrennen . . . 693
Das Aeschern und Potaschesieden . . . 694
Der Kohlenbrenner 696
Der Sägemüller 697
Der Siebmacher 699
Der Böttcher 700
Der Wagner 701
Der Stuhlmacher 702
Der Schnitzer und Formenschneider . . . 703
Der Drechsler 704
Verfertigung musikalischer Instrumente, der Flöten, Geigen, Klaviere und Orgeln . . . 705
Die Zeichenkunst, Malerkunst, Kupferstecherkunst, Bildhauer und Bildschnitzerkunst und die Bildformerkunst 711
Rückblick auf die Gewerbe überhaupt . . . 713

2.

Wahl der Lebensart. Vorbereitung zu einem gemeinnützigen bürgerlichen Gewerbe. . . . 715
Bei einer freien Wahl der Lebensart muß man sehen auf Erhaltung der Unabhängigkeit von Glück und Menschengunst 715
Würdigung der verschiednen Gewerbe in dieser Hinsicht 716
Warnung vor der Studirsucht 718
Man muß ferner dabei sehen auf Gelegenheit zur Geistesbildung 720
Verbindung des Studierens mit einem produzirenden Gewerbe 723
Die Lehrjahre 723
Gesellenstand und Wanderschaft 725
Franklin, ein Muster kluger Handwerksgesellen 126

3.

Eintritt in den Hausstand. Der Mann in seinen Verhältnissen als Gattte, als Vater, als Wirth und als Haupt der Familie betrachtet. S. 723
Glück des häuslichen Lebens " " 725
Vortheile einer frühen Ehe " " 728
Wahl der Gattin. Wie man sich dabei zu benehmen habe " " " 734
Bild einer würdigen Gattin " " 736
Ueber Verlobung, Brautstand und Hochzeit 740
Ehelicher Umgang. Sitten- und Klugheitsregeln im Betreff desselben " " " 743
Verhalten bei der Schwangerschaft der Gattin 745
Vorschriften zur Behandlung der Kinder in den ersten Jahren. Kinderzucht überhaupt " 747
Verwaltung des Hauswesens. Wirthschaftsregeln 752
Franklin, ein Muster fleißiger Hauswirthe " 555
Guter Rath an einen jungen Handwerker, von Franklin 769
Rechte und Pflichten des Hausvaters als Vorstehers der Familie " " " 771
Betragen gegen das Gesinde. Mittel, gutes Gesinde zu erhalten " " " 774

4.

Umgang mit andern Personen außer der Familie. Klugheitsregeln in Beziehung auf denselben. 780
Nothwendigkeit der Menschenkenntniß. Allgemeiner Charakter des Menschengeschlechts " 781
Regeln, welche aus dieser Kenntniß in Ansehung des Umgangs mit Andern fließen " 787
Noch einige allgemeine Pflichten, den Umgang betreffend " " " 793

5.

Verhältnisse des Menschen, als Mitglied des Staats betrachtet. Ursprung und verschiedne Formen der Staa-

Staaten. Nothwendiger Unterschied der Stände.
Allgemeiner Unterricht über die Pflichten und
Rechte im Staat = = S. 797
Natürlicher Ursprung einer bürgerlichen Gesellschaft 797
Entstehung der meisten gegenwärtigen Staaten 798
Ihre verschiednen Formen = = 899
Verhältniß der Regierenden zu den Regierten 801
Die Grundlage einer guten Staatsverfassung ist Anerkennung und Heilighaltung der unveräußerlichen
Menschenrechte = = = 801
Pflichten gegen die Obrigkeit = = 804
Rechte und Pflichten der Bürger gegen Bürger 815
Sie gründen sich sämtlich auf Kontrakte oder Verträge.
Wichtigkeit der Lehre von Kontrakten = 813
Der Tausch- und Kaufkontrakt 816
Der Cessionskontrakt = 818
Der Darlehnskontrakt = 820
Der Wechselkontrakt = 823
Der Sicherheitskontrakt = 824
Der Leihkontrakt = = 833
Der Miethkontrakt = 834
Der Pachtkontrakt = 838
Der Hinterlegungskontrakt = 839
Der Verdingungskontrakt = 841
Der Bevollmächtigungskontrakt 842
Der Schenkungskontrakt = 846
Der Erbkontrakt = 846
Der Ehekontrakt = = 850
Rechte und Pflichten zwischen Eltern und
Kindern = = 856
Pflichten des Vormundes = 859
Der Vermiethungskontrakt = 860

Lehr-

Lehrbuch
für Bürgerschulen.

Des zweiten Bandes
erste Abtheilung.

I.

Vom Körper des Menschen.

1.

Beschaffenheit desselben.

Die Kenntniß von der wundervollen Einrichtung des menschlichen Körpers ist eben so angenehm als nützlich. Der Bau der einzelnen Theile, ihre Zusammenstimmung zum Ganzen und die Wirkungen, welche aus dieser Zusammenfügung entstehen, verdienen unsre Aufmerksamkeit und Bewunderung. Eine solche Kenntniß unsers Körpers erfüllt uns mit Ehrfurcht gegen die Weisheit des Schöpfers; sie flößt uns Achtung gegen uns selbst ein, daß wir nicht aus Leichtsinn oder Muthwillen uns der Zerstöhrung dieses göttlichen Gebäudes schuldig machen, und sie gibt uns zugleich die besten Mittel an die Hand, wie wir für die Erhaltung desselben pflichtmäßig sorgen können.

Zur Grundlage und zu Stützen der weichen Theile dienen dem Körper seine festen Theile, die Knochen, deren Anzahl sich auf mehr als drittehalbhundert beläuft. Sie bestehen aus einer kalkartigen Materie, die durch einen gallertähnlichen Leim verbunden ist, und haben theils Höhlungen, theils nur kleine Löcher, worin ein ölichter Saft, das Mark, sich befindet, um sie geschmeidig zu erhalten und sie zu stärken. Alle Knochen (die Krone der Zähne ausgenommen) sind mit einem

dünnen Häutchen, die Beinhaut genannt, bekleidet, wodurch mittelst feiner Drüsen und Adern der öhlichte Saft den Knochen zugeführt wird. Die einzelnen Knochen stehen entweder in ihrer Lage gegen einander fest, oder sie sind so mit einander verbunden, daß eine Bewegung zwischen ihnen statt findet. Von jenen geben die acht Knochen des Hirnschädels ein Beispiel, welche durch sägenförmige Ränder so genau zusammengefügt sind, daß sie sich eher zerschlagen, als von einander trennen lassen. Die beweglichen Knochen haben an ihren Enden, wo sie auf einander stoßen, äusserst glatte Knorpel, und sind meistens durch starke sehnigte Bänder verbunden. Zur Beförderung der Bewegung findet sich in den Gelenken noch ein öhligter Saft (die Gelenkschmiere), welcher das Gelenk schlüpfrig erhält.

Die zu einem Ganzen zweckmäßig vereinigten Knochen des Körpers werden das Gerippe genannt. Dieses theilt man ein, so wie den Leib überhaupt, in den Kopf, in den Rumpf und in die Gliedmaßen.

Die Knochen des Kopfs haben sämmtlich, bis auf die untere Kinnlade, unbewegliche Verbindungen, und bilden dadurch die gewölbte Hirnschaale und die knöcherne Grundlage des Gesichts. In den beiden Kinnladen sind die Zähne befestigt, deren ein Erwachsner gemeiniglich 32 hat. Die 8 vordersten heißen Schneidezähne, neben diesen steht auf jeder Seite in der obern und untern Kinnlade ein Eckzahn (Hunds- oder Spitzzahn,) und hinten sind in beiden Kinnladen zusammen 20 Backenzähne. Der über dem Zahnfleisch hervorragende Theil oder die Krone ist mit einer harten Glasur (Schmelz) überzogen, wodurch der Zahn einen schönen Glanz erhält, und gegen fressende Schärfen verwahrt wird. Die Wurzel, d. i., der mit Zahnfleisch bekleidete

dete längere Theil des Zahns, welcher in einer knöchernen Höhle festsitzt, hat unten am Ende eine feine Oeffnung, durch die zwei Aederchen und ein Nerve bis in die Krone hineindringen, und dem Zahn Nahrung und Empfindung ertheilen. Dieser Nerve verursacht die heftigsten Schmerzen, wenn er von irgend einer Ursach leidet. Bei den Eck- und Schneidezähnen sind die Wurzeln einfach, bei den Bakkenzähnen aber zwei- drei- auch vierfach.

Zu den Knochen des Rumpfs gehören der Rückgrad, die Brustknochen und das Becken. Der Rückgrad ist eine Säule, welche aus 24 einzelnen auf einander beweglichen Knochen (Wirbeln) besteht, und sich vom Nakken bis zum After erstreckt. Er unterstützt den ganzen Rumpf und den darauf liegenden Kopf. Die sieben obersten Wirbelbeine heissen Halswirbel; auf diese folgen zwölf Rükkenwirbel und fünf Lendenwirbel. Die Wirbel selbst sind durch Knorpel und Bänder mit einander verbunden. An die Rückenwirbel schließen sich die 12 Paare Rippen an, wovon die sieben obern sich in einen Bogen krümmen, mit dem Brustbein *) durch Knorpel sich vereinigen, und die Brusthöhle bilden. Man nennt diese Rippen die wahren, im Gegensatz der fünf untern Paare, welche nicht bis an das Brustbein reichen, und deshalb die kurzen oder falschen heissen. Die fünf Lendenwirbel machen mit dem Heiligen-

*) Das **Brustbein**, ein gegen anderthalb Daumen breiter und platter Knochen, geht vom Halse an der vordern Fläche der Brust bis mitten in die so genannte Herzgrube hinunter, wo es sich in einen spiz zu laufenden Knorpel endigt. Oben ist es durch die **Schlüsselbeine** mit den **Schulterblättern** verbunden, wovon nachher.

bein, dem Schwanzbein und den beiden Hüftknochen das Becken. Das Heiligenbein hat seinen Namen davon, weil es mit dem vierten und fünften Lendenwirbel gleichsam ein (heiliges) Kreuz bildet, und eben darum wird es auch Kreuzknochen genannt. In der Gegend desselben treffen viele Nerven zusammen, welche gegen Kälte und andre Eindrücke sehr empfindlich sind, wovon sodann Kreuzschmerzen entstehen. Das Schwanzbein krümmt sich bei geschwänzten Thieren auswärts, und verlängert sich mit seinen Wirbeln in den Schwanz; bei dem Menschen reicht es bis an die Oeffnung des Mastdarms, und biegt sich mit seiner Spitze einwärts. Dieserhalb nennt man es auch bei dem Menschen lieber Steißbein. Das Becken, welches aus der Vereinigung der Hüftknochen mit dem Heiligenbein und dem Steißbein entsteht, und dessen Höhlung einigermaßen einem Waschbecken ohne Boden ähnelt, ist beim weiblichen Geschlecht (seiner Bestimmung wegen) weiter und breiter, als beim männlichen.

Die Gliedmaßen werden in die obern und untern eingetheilt. Jene bestehen aus der Schulter, dem Ober- und Unterarm und der Hand. An der Schulter unterscheidet man das Schulterblatt, einen platten, dreiekkigen dünnen Knochen, und das Schlüsselbein, welches ein Röhrenknochen ist. In die Gelenkhöhle des Schulterblatts ist der Oberarm eingefügt. Dieser besteht aus einem einzigen großen Röhrenknochen, und seine Verbindung ist das freieste Gelenk am ganzen Gerippe, so daß er ohne Hinderniß nach allen Seiten hin bewegt werden kann. Der Unter- oder Vorderarm hat zwei Röhrenknochen, das Ellenbogenbein, welches an der Seite des kleinen Fingers liegt, und die Speiche (wegen einiger Aehnlichkeit mit der Speiche eines Rades so genannt)

nannt) auf der Seite des Daumens. Durch die Drehung der Speiche werden die Wendungen der Hand bewerkstelligt. An das Ende des Vorderarms ist das Handgelenk oder die Handwurzel befestigt. Sie besteht aus acht Knöchelchen von verschiedner Figur, die in zwei Reihen über einander liegen. Auf die Handwurzel folgt die Mittelhand, wozu fünf kleine neben einander liegende Röhrenknochen gehören, die mit den vier Fingern und dem Daumen in Verbindung stehen. Jeder Finger ist aus drei einzelnen kleinen Röhrenknochen, die man Glieder nennt, zusammengesetzt; der Daumen hat aber nur zwei Glieder. Mit den obern Gliedmaßen haben die untern, oder die Beine, in ihrem Bau viel Aehnlichkeit. Allein sie sind größer und fester in ihren Verbindungen, weil sie die ganze Maschine tragen und fortbewegen müssen. Das Bein wird ebenfalls in drei Theile eingetheilt, nämlich in den Schenkel (Oberschenkel), das eigentliche Bein (Unterschenkel) und den Fuß. Der Schenkelknochen ist der längste und stärkste Röhrenknochen des ganzen Gerippes. Der Kopf desselben oder das obere kolbigte Ende paßt in die Gelenkhöhle (die Pfanne) des Hüftknochens, und ist mit starken Sehnen daran befestigt, daher dies Gelenke nicht so beweglich ist, als das Gelenke des Oberarms. Der Unterschenkel hat, wie der Vorderarm, zwei Röhrenknochen, das Schienbein und das Wadenbein. Oben am Schienbein sitzt die Kniescheibe, ein kleiner plattrunder Knochen, der bei der Bewegung des Unterschenkels an dem untern Ende des Oberschenkels herauf und hinabgleitet, und als Rolle für die Ausstrekkesehnen dient. Das Wadenbein, etwas dünner als das Schienbein, liegt an diesem mit seinem obern Ende an. An dem untern Ende des Schienbeins findet sich nach innen, und an dem Wa-

denbein nach aussen ein Knorren, welcher der innere und äussere Knöchel heißt. Der Fuß besteht aus der **Fußwurzel** (Hinterfuß), dem **Mittelfuß** und den **Zehen**. Die Fußwurzel ist aus sieben vielekkigten Knochen zusammen gesetzt, wovon der größte, der **Fersenknochen**, beinahe die Form eines Würfels hat. Die Knochen des Mittelfußes und der Zehen sind den Knochen der Hand in Hinsicht auf Bildung und Zusammenfügung ähnlich.

Um dieses wunderbar zusammengesetzte Knochengebäude der willkührlichen Bewegung fähig zu machen, ist es mit **Muskeln** bekleidet, welche sowohl Spannkraft (Elastizität) als Reizbarkeit besitzen. Ein Muskel ist ein Bündel thierischer Fasern, welche vermittelst eines thierischen Leims zu einem Ganzen verbunden sind. *) Die Gestalt der meisten Muskeln ist keulenförmig, und man unterscheidet daran den rundlichen Kopf, den etwas dikkern Bauch und den schmalen Schwanz. Einige sind jedoch nur platte und dünne Bündel von neben einander liegenden Fasern, und diese heißen Muskelhäute. Die Zahl der Muskeln beträgt am ganzen Körper gegen fünfhundert, denn alles, was wir Fleisch nennen, besteht aus solchen einzelnen Muskeln. Auch sind die meisten mit ihren beiden flechsigten **) Enden an Knochen befestigt, und hängen in der Mitte bloß durch lockres Zellgewebe (d. i Fasern und Scheibchen, die mittelst eines thierischen Leims verbunden sind, und kleine Zellen bilden

*) Am gekochten Rindfleisch z. B. lassen sich diese Fasern und ihre Verbindung deutlich erkennen.

**) Flechsen sind starke weisse Fasern ohne Empfindung und Reizbarkeit.

den) mit den anliegenden Theilen zusammen. Wenn nun ein Muskel mit dem Kopfende an einem unbeweglichern, und mit dem Schwanzende an einem andern beweglichen Knochen angewachsen ist; so muß der leztere nothwendig durch das Zusammenziehen des Muskels in Bewegung gesetzt werden. Diese Bewegung ist aber nicht bloß die Wirkung Eines Muskels, sondern es wirken zu dem Zweck mehrere Muskeln gemeinschaftlich, die auch zuweilen so genau mit einander verbunden sind, daß man sie für einen einzigen halten sollte. Und so wie die Knochen durch Muskeln bewegt werden, so geschieht auch jede andre Bewegung im Körper vermittelst derselben auf mannigfaltige Art. Die Kraft eines Muskels, vermöge welcher er sich zusammenzieht (wodurch seine beiden Enden sich näher gebracht werden, und die Mitte oder der Bauch anschwillt und dicker wird,) nennt man Reizbarkeit; und das Vermögen, sich wieder auszudehnen und seine vorige Lage anzunehmen, heißt Elasticität. Der lezte Grund dieser Erscheinungen läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Aber die nächste Ursach der Reizbarkeit scheinen (wenigstens in den meisten Muskeln) die Nerven zu seyn, denn die Muskeln sind mit Blutgefäßen und Nerven durchflochten, und nur vom Herzen ist es ungewiß, ob es ebenfalls Nerven habe. Die Gewalt der Muskeln und ihre Geschwindigkeit ist außerordentlich groß. In einem erwachsnen gesunden Menschen heben z. B. die Rückenmuskeln gegen dreitausend Pfund, und mit welcher Geschwindigkeit bewegen sich nicht die Sprachmuskeln! — Die Bewegungen der Muskeln sind zum Theil unwillkührlich, wohin insbesondre die Bewegung des Herzens mit den davon abhängenden Bewegungen der Eingeweide gehört; meistens sind sie jedoch willkürlich, und werden durch einen Reiz der Nerven bewirkt. Daß die

Muskelkraft durch die Nerven in Thätigkeit gesetzt werde, erhellet daraus, weil die Muskeln, deren Nerven man zerschneidet oder unterbindet, die Fähigkeit, sich zu bewegen, verlieren. Da also die Nerven einen so grossen Einfluß auf das thierische Leben haben, so müssen wir sie näher kennen lernen.

Die Nerven sind weisse, weiche Faden von verschiedner Dicke, welche theils aus dem Gehirn, theils aus dem Mark des Rückgrads entspringen, und sich in unzähligen Zweigen durch den Körper verbreiten. Das Gehirn liegt in der Höhlung der Hirnschale, und wird in das große und kleine Gehirn eingetheilt. Jenes füllt den obern Theil der Hirnhöhle ganz und den untern vorn zur Hälfte aus; dieses befindet sich hinten unter dem großen Gehirn. Das Gehirnmark selbst sieht weiß aus, es hat aber eine graue Rinde, die in verschiednen Windungen durch dasselbe hingeht. Auch ist es von drei Häuten umgeben, wovon die äußerste wegen ihrer Festigkeit die harte Hirnhaut heißt; die innere weiche, welche die Oberfläche des Gehirnmarks unmittelbar bekleidet, ist mit einer Menge von Blutgefäßen durchzogen, die in die Vertiefungen des Gehirns selbst eintreten. Durch eine grosse Oeffnung am Hinterkopf geht das Gehirn in die Löcher der Wirbelbeine des Rückgrads hinunter, wo es Rückenmark genannt wird. Denn die Wirbelbeine sind in der Mitte hohl und passen so auf einander, daß die Höhlungen einen langen Kanal machen, der mit Gehirn angefüllt ist. Das Rückenmark ist folglich seiner wesentlichen Beschaffenheit nach dem Gehirn gleich, und eben so auch die Nerven, welche als Verlängerungen des Gehirns angesehen werden können. Diese, die Nerven, sind nicht nur die Werkzeuge der willkürlichen Muskelbewegungen, sondern auch der Empfindungen. Diejenigen

nigen Theile des Körpers, zu welchen keine Nerven gehen, z. B. Nägel und Haare, haben keine Empfindung; dagegen ist ein Theil um desto empfindlicher, je mehr Nerven sich in ihm vereinigen. Veränderung in den Nerven (oder Nervenreiz) bringt Empfindungen hervor, und diese gehen alle von den entfernten Theilen nach dem Gehirn, welches der Sitz der Empfindungen ist. Ein Schmerz am äußersten Ende des Fußes wird in dem Augenblick, da er entsteht, auch im Gehirn empfunden. Vorstellungen, welche im Gehirn ihren Ursprung haben, bringen ebenfalls Veränderungen in den Nerven hervor, worauf aber willkürliche Bewegungen erfolgen, also geht die Veränderung in den Nerven bei der Bewegung abwärts von dem Gehirn nach den entfernten Theilen. Ich will z. B. meinen Arm ausstrecken, und die Nerven des Arms setzen sogleich die Muskeln in Bewegung, daß der Wille, der in einer Vorstellung im Gehirn entstand, vollzogen wird.

Nervenreiz entsteht demnach auf eine zweifache Art: entweder durch Einwirkung äußerer Gegenstände auf die Nerven, oder durch Vorstellungen. Aeußere Gegenstände heißen so wohl die, welche im Körper selbst befindlich sind, z. B. die Speisen im Magen; als auch die von außen wirkenden Dinge. Leztere berühren den Körper entweder unmittelbar, oder mittelbar, und wir nennen diejenigen Theile des Körpers, vermittelst deren wir die Berührung empfinden, Sinne oder Sinneswerkzeuge. Nach der verschiednen Lage und Beschaffenheit dieser Werkzeuge sind auch die dadurch erregten Empfindungen verschieden. In Betracht dieser Verschiedenheit hat man fünf Sinneswerkzeuge angenommen: Gefühl, Geschmack, Geruch, Gehör, Gesicht.

Das Werkzeug des Gefühls ist die Haut mit den darin befindlichen Nervenwärzchen. Die dünne durchsichtige Oberhaut ist unempfindlich, weil die Nerven nicht bis zu derselben vordringen. Durch öfteres Reiben und Drücken verdickt und verhärtet sie sich zu Schwielen, welche sodann das Gefühl der untern Haut verhindern. Unter diesem Oberhäutchen liegt zunächst eine schleimige Materie (der Malpighische Schleim genannt,) deren Farbe bei den verschiedenen Nationen verschieden ist, z. B. bei den Europäern weiß, bei den südlichen Asiaten gelbbraun, bei den Negern schwarz ꝛc. In der dicken und starken Nervenhaut sieht man die Spitzen der Nerven in Gestalt kleiner Warzen hervorragen. An den Theilen, wo das Gefühl am schärfsten ist, sind sie gröber und mehr entblößt, z. B. auf der Zunge. Auch an den Fingerspitzen, wo sich viele Nerven befinden und die Oberhaut gewöhnlich sehr dünne ist, hat man ein überaus feines Gefühl. Blinde können es durch Uebung bis zu dem Grade schärfen, daß es beinahe die Stelle des Gesichts vertritt. — Außer den Nerven hat diese Haut noch eine Menge von Blut- und andern Gefäßen, und nach innen zu geht sie allmählig in die aus lockrem Zellgewebe bestehende Fetthaut über, durch welche sie mit den unter ihr liegenden Muskeln und andern Theilen des Körpers verbunden wird. In eben dem Zellgewebe entspringen die Haare aus einer zwiebelähnlichen Wurzel. Sie sind hohle und mit einem Saft angefüllte Röhrchen, durch dessen Vertrocknung das Haar ausstirbt.

Mit dem Gefühle hat der Geschmack die meiste Aehnlichkeit. Sein Hauptwerkzeug, die Zunge, besteht aus verschiednen Muskeln, und ist mit vielen Nerven, Gefäßen und Drüsen versehen. Aus den Drüsen quillet beständig eine schleimige Feuchtigkeit, der Speichel, wodurch

durch die Salztheile der festen Körper, die man in den Mund nimt, schnell aufgelöset werden, welche Auflösung die Empfindung des Geschmacks verursacht. Denn die Gegenstände, welche diese Empfindung erregen sollen, müssen Salztheilchen in sich haben und flüssig seyn, oder durch den Speichel flüssig werden.

Weislich ist die Nase, das Werkzeug des Geruchs, dem Geschmackssinn so nahe gebracht, und mit demselben in genaue Verbindung gesetzt, denn der Geruch soll uns von der Schädlichkeit oder Unschädlichkeit der Speisen und Getränke unterrichten, indem die meisten wohlriechenden Nahrungsmittel auch gesund sind, und so im Gegentheil. Die Nasenhöhle stößt hinten mit der Mundshöhle zusammen, von der sie nur durch den Gaumen geschieden wird. Wegen dieser Gemeinschaft trägt die gesunde Beschaffenheit der Nase mit zu einer reinen Aussprache bei. Die Geruchnerven befinden sich in der schwammigen Haut, womit die innern Seiten der Nase und der Scheidewand bekleidet sind. Auch gibt es noch verschiedne papierdünne Knochen und spiralförmige Nebengänge in der Nasenhöhle, worüber dieselbe nervige Haut gewunden ist, die sich hinten in die Höhlungen des Stirnbeins nach dem Gehirn hinauf zieht. Ihre Schleimhöhlen sondern eine Menge Schleim ab, theils zur Reinigung des Körpers, theils um die Nerven feucht zu erhalten, und sie dadurch gegen die unmittelbaren Eindrücke der Luft zu schützen. Die Erfahrung lehrt, wie empfindlich diese sind, wenn zuweilen der Schleim nicht fließt, und die Nase trocken wird. Die Blutgefäße dieser Haut haben das Besondre, daß sie, nach Anhäufung des Bluts, dasselbe ohne weitern Schaden von selbst fließen lassen. Die Gegenstände des Geruchs sind die feinen und unsichtbaren Theile, welche von den Körpern

ausdüns

ausdünsten, und durch die Luft der Nase zugeführt werden. Unnatürlich scheint es daher, die Geruchnerven durch gröbere Körper unmittelbar zu reizen, wie bei dem Gebrauch des Schnupftobaks geschieht. Das Angenehme und Unangenehme gewisser Gerüche ist bei verschiednen Menschen verschieden, und hängt oft theils von der Gewohnheit, theils von einer natürlichen Eigenheit des Geruchwerkzeuges ab. Starke Gerüche können leicht Ohnmachten verursachen und heben. Uebrigens dient die Nase zum Athemholen und zur Vermehrung der Stärke und Klarheit der Stimme.

Durch das Gehör, dessen Werkzeug die Ohren sind, erhalten wir weniger sinnliche Empfindungen, als durch die vorgenannten Sinne, denn die Gegenstände desselben berühren die Gehörnerven nicht unmittelbar, sondern sie machen ihre Eindrücke nur vermittelst der Luft. Die Einrichtung des Ohrs ist ungemein künstlich. Man sieht von außen einen vielfach gewundenen, hie und da vertieften Knorpel, der bestimmt ist, den Schall in den Gehörgang zu leiten. Bei den Völkern, welche die Natur noch nicht durch Künsteleien verändert haben, hat das äußere Ohr eine etwas andere Bildung als bei uns. Es steht nämlich hinterwärts vom Kopfe ab, und bildet nach vorn zu eine hohle Muschel, wodurch der Zweck, den entgegen kommenden Schall auf zu fangen, besser erreicht wird. Auch ist es mittelst verschiedner Muskeln beweglich. Beide Zwecke hindern wir durch die fest anschließende Bedeckung des Kopfs bei kleinen Kindern. Der Gehörgang zieht sich vom äußern Ohr in den Kopf gekrümmt hinein. Die Haut desselben hat eine Menge kleiner Talgdrüsen, welche eine bittre fette Feuchtigkeit, das Ohrenschmalz, ausschwitzen, zur Abhaltung hineinfliegender Insekten und zum Schutz gegen die scharfe

Luft.

Luft. Anhäufung und Verhärtung des Ohrenschmalzes kann Taubheit verursachen. Der Gehörgang ist durch eine dünne, sehr empfindliche Haut (die Trommelhaut) von einer tiefen Höhle, welche in der Gegend der Schläfe liegt, und die Trommelhöhle heißt, abgesondert. In dieser Höhle befinden sich vier kleine mit einander verbundne Knöchelchen, wovon das eine, der Hammer genannt, mit der Trommelhaut zusammen hängt. Ein trompetenförmiger Gang führt von der Trommelhöhle zur Nase, und verstattet dem Schalle einen freien Zugang durch Mund und Nase. Auf die Trommelhöhle folgt endlich der Irrgang oder das Labyrinth, dem man wegen der vielen Windungen und Kanäle, woraus er besteht, diesen Namen gegeben hat. Die ganze Höhle des Labyrinths ist mit Wasser und mit Nervenmark angefüllt, wodurch der Eindruck der bewegten Luft bis zum Gehirn geleitet wird.

Die Augen, welche uns zu Werkzeugen des Gesichts dienen, sind die künstlichsten unter den Sinnen, und verschaffen uns die feinste und am wenigsten sinnliche Empfindung. Sie liegen in knöchernen Höhlen auf einem Lager von Fett, worin sie gegen Beschädigung gesichert sind. Von vorne werden sie durch die Augenlieder, welche bei Annäherung einer Gefahr dieselben unwillkürlich bedecken, und durch die Augenwimpern insbesondre gegen Staub und kleine Insekten geschützt. Die Augenbraunen dienen theils zur Abhaltung des herabrinnenden Schweißes, theils zur Zierde; sie sind dem Menschen ausschließlich eigen. Die Augäpfel können durch sechs Muskeln nach allen Seiten hin gedrehet werden. Sie sind kugelförmig, und bestehen aus mehrern Häuten, zwischen welchen sich verschiedne Feuchtigkeiten befinden. Die äußerste Haut eines Augapfels ist die Hornhaut,

haut, die in die undurchsichtige und durchsichtige eingetheilt wird. Beide sind fest, hart und dick. Unter dieser liegt die weiche Gefäßhaut, die mit vielen Blutgefäßen versehen und inwendig mit einem schwarzen Schleim überzogen ist. Der vordere Rand der Gefäßhaut bildet da, wo sie sich mit der Hornhaut vereinigt, den Sternkreis, und in der Mitte befindet sich ein rundes Loch, der Stern oder die Pupille, wodurch die Lichtstrahlen ins Auge kommen. Der Stern erweitert sich bei schwachem Licht und im Finstern, und verengert sich bei starkem Licht, ohne daß wir es wissen. Hinter dem Stern liegt die Krystall-Linse, ein linsenförmiger, etwas erhobner Körper, der aus mehrern durchsichtigen Scheibchen besteht. Sie ist in einer ganz durchsichtigen Haut, die man ihre Kapsel nennt, eingeschlossen, und mit zwei Feuchtigkeiten, der hellen wässerichten vorn und der glasartigen hinten, umgeben. Die Verdunkelung der Linse und ihrer Kapsel, die sich im hohen Alter einzufinden pflegt, sind auch in jüngern Jahren häufig Ursachen der Blindheit. Ganz hinten im Hintergrunde des Auges befindet sich die innerste Bekleidung, die Mark- oder Netzhaut. Diese ist eine Fortsetzung des Sehenerven, welcher aus dem Gehirn durch die Augenhöhle in den Augapfel tritt. Hier zerspaltet sich der, einer mäßigen Federspule an Dicke gleichende Nerve in einen Büschel sehr feiner Fäserchen, und bildet die vorgenannte Netzhaut, welche eigentlich den Eindruck von den äußern Gegenständen empfängt, und dem Gehirn zuführt. Denn wenn die Lichtstrahlen von einem Körper durch die Hornhaut in den Stern fallen, so werden sie durch die verschiednen Feuchtigkeiten und die Krystall-Linse so gebrochen, daß sie sich wieder in Einem Punkte auf der Netzhaut vereinigen, und daselbst, wie in einem verfinsterten Zim-

mer (Camera obscura,) ein kleines Bild von dem Gegenstande entwerfen, das mittelst des Sehenervens ins Gehirn gebracht wird. Gewohnheit und Uebung macht, daß wir mit beiden Augen die Gegenstände nur einfach sehen.

Durch diese fünf Sinneswerkzeuge erhalten wir also alle unsre Empfindungen, folglich auch den ersten Stoff zu allen Gedanken. Ihr gemeinschaftlicher Vereinigungspunkt ist, wie wir gesehen haben, das Gehirn, und von hier aus wirkt die Vorstellung wiederum auf die Werkzeuge der äußern Bewegung, die Muskeln, welche gehorsam und schnell unsern Willen vollziehen. Allein es finden in dieser künstlichen Maschine auch noch innere Bewegungen statt, die selbst ohne unsern Willen uns unterbrochen fortdauern, und um diese kennen zu lernen, müssen wir uns zuvor mit den Theilen, welche dabei in Betrachtung kommen, bekannt machen.

Außer der Hirnhöhle gibt es im Körper noch zwei andre große Höhlen: die Brusthöhle und die Bauchhöhle. Das, was in diesen Höhlen liegt, heißt Eingeweide. Die Brusthöhle, welche durch das Zwergfell von der Bauchhöhle abgesondert ist, enthält das Herz und die Lungen nebst verschiednen bis in den Unterleib sich verbreitenden Gefäßen. Das Zwergfell ist ein starker Muskel mit Häuten und Sehnen, der von einer Seite der Brust bis zur andern quer oder zwerg herüber geht. Es sitzt rings um den untern Rand der Brusthöhle und an den Lendenwirbelbeinen fest, und befördert durch seine Elastizität und Reizbarkeit die Bewegungen der Eingeweide der Brust und des Unterleibes. Auf dem Zwergfell ruhet mit einer Seite das Herz, ein großer fast kegelförmiger Muskel, der durch eine fleischichte Scheidewand in der Mitte der Länge nach in zwei gleiche Theile

getheilt wird. Jede Seite hat oben und unten eine Höhle, wovon die obere das Herzohr, die untere die Herzkammer heißt. Das Herzohr, welches hinterwärts nach dem Rückgrad zu gekehrt ist, wird das hintere oder linke, und eben so die Herzkammer dieser Seite, die hintere oder linke genannt; von den Höhlen auf der entgegen stehenden Seite braucht man die Benennungen: vordere oder rechte. Das ganze Herz ist mit einer dichten Haut wie mit einem Sack umgeben; man nennt sie den Herzbeutel. Diese Haut, eine Fortsetzung der Rippenhaut, welche die Brusthöhle bekleidet, und die Rippen, das Brustbein und die Oberfläche des Zwergfelles überzieht, macht auch in der Mitte der Brust zwei Abtheilungen, worin die beiden Lungen liegen.

Die Lungen, zwei weiche schwammige Körper auf der rechten und linken Seite der Brust, hängen mit der Luftröhre zusammen, welche oben am vordern Theil des Halses und am Zungenbein entspringt, und vor der Speiseröhre nach den Lungen hinunter läuft, denen sie die Luft zuführt. Um zu verhindern, daß beim Genuß der Nahrungsmittel nichts von diesen in die Luftröhre falle, ist sie oben mit einem Deckel (Kehldeckel) versehen, worin sich zum Durchgange der Luft eine feine Ritze (Stimmritze) befindet, die sich beim Athemholen wechselsweise verschließt. Wenn die Luft mit Heftigkeit aus- und eingeathmet wird, wie z. B. beim Lachen; so erweitert sich jene Oeffnung beträchtlich, und alsdann fällt leicht etwas in die Luftröhre, wenn wir zu gleicher Zeit Speise oder Getränk hinunter schlucken wollen. Große und harte Stücke können einen plötzlichen Tod verursachen. Die Luftröhre besteht aus knorplichten, durch halb fleischichte, halb häutige Faden verbundnen und hinterwärts durch Muskelfibern geschloßnen Ringen. Am Halse sieht man

einen

einen hervorragenden Buckel (den sogenannten Adamsapfel,) der gewöhnlich bei dem männlichen Geschlecht *größer ist*, als bei dem weiblichen. Unten, wo die Luftröhre an die Lungen komt, theilt sie sich in zwei Aeste, davon der eine in die rechte, der andere in die linke Lunge, und wovon jeder sich wiederum in unzählige kleinere Aestchen vertheilt.

Mit dem Herzen und den Lungen sind auch noch Gefäße verbunden, die sich in den Unterleib und zum Theil durch den ganzen Körper verbreiten. Man versteht aber unter dem Worte Gefäße überhaupt zusammengelegte Häute, welche eine Höhle einschließen, und als Kanäle Flüssigkeiten zum Durchgang dienen. Man theilt sie ein in zuführende und zurückführende; in jenen bewegen sich die Säfte aus dem Stamme nach den Zweigen; in diesen aus den Zweigen nach dem Stamme. Diejenigen Gefäße, welche unmittelbar mit dem Herzen verbunden sind, heißen Adern, und zwar die zuführenden, Schlagadern oder Puls-Adern (Arterien,) die zurückführenden, Blutadern (Venen.) Sind die Gefäße nicht unmittelbar mit dem Herzen verbunden, so heißen sie nicht Adern, sondern Gefäße insbesondere, und hievon kennt man zwei Gattungen: Fließwassergefäße und Absonderungsgefäße. Von beiden nachher.

Die Bauchhöhle enthält weit mehr Eingeweide, als die Brusthöhle. Man sieht darin den Magen, die Gedärme, die Milchgefäße, den Brustgang, die Magendrüse, die Leber, die Gallenblase, die Milz, die Nieren, die Harngänge, die Blase und die Geschlechtstheile. Die innere Seite der Bauchhöhle ist mit dem Darmfell (so wie die Brusthöhle mit der Rippenhaut) bekleidet, und diese feste Haut schließt diejenigen Eingeweide ein, welche zur Verdauung und Zubereitung des

Nahrungssafts dienen; die übrigen Eingeweide liegen außerhalb derselben.

Der **Magen** ist ein Theil des Darmkanals, und macht mit demselben und mit dem Schlunde und der Speiseröhre Ein Ganzes aus. Der Schlund bildet einen größtentheils trichterförmigen Kanal, und ist eine Fortsetzung der innern Haut des Mundes. Da, wo dieser Kanal walzenförmig wird, heißt er die Speiseröhre, welche hinter der Luftröhre und dem Herzbeutel hinabgeht, und durch eine Oeffnung des Zwergfells in den Unterleib tritt. Hier erweitert er sich in einen großen häutigen Sack, den **Magen**, welcher aus vier Häuten, wovon einige mit Blutgefäßen und Nerven versehen sind, besteht. Die innerste Haut desselben wird die flockigte oder zottige genannt, und hat eine Menge ausdünstender und einsaugender Gefäße. Die Oeffnung des Magens auf der linken Seite, wo die Nahrung durch die Speiseröhre hineinkommt, heißt der **obere Magenmund**; die Oeffnung auf der rechten, wo sie nach der Verdauung wieder hinausgeht, **der untere Magenmund** oder der **Pförtner**. Dieser hat inwendig eine ringförmige Falte (Schließmuskel,) welche den Durchgang des Nahrungs-Breies verzögert, bis die Verdauung vollendet ist. Gleich hinter dem Pförtner fängt sich der runde **Darmkanal** an, dessen Länge bis an den After ungefähr sechsmal so viel beträgt, als die Länge des ganzen Körpers. Man theilt ihn nach seiner verschiednen Weite in das dünne und dikke Gedärm; ersteres begreift beinahe zwei Drittel des Ganzen. Der oberste Theil des dünnen Gedärms heißt der **Zwölffingerdarm**, weil er in einem erwachsnen Menschen etwa zwölf Zoll lang ist. Alsdann geht er in den **Leerdarm** über, den man in Leichnamen gewöhnlich leer findet, und endigt sich zulezt mit dem **Grimmdarm**, worin

worin das Bauchgrimmen vornämlich empfunden werden soll. Nun fängt sich das dicke Gedärme an, dessen einzelne Theile auch wieder verschiedne Benennungen führen. Das Ende erstreckt sich vom Becken gerade, wie ein Mast, bis zum After hinunter, und heißt der Mastdarm. Er ist ganz mit Fett umgeben, und hat stärkere Muskeln, als die übrigen Gedärme, und an seiner Oeffnung noch zwei Schließmuskeln, welche den After verschließen, und ihn nur dann öffnen, wenn sie durch den Druck und die Schärfe des Koths gereizt werden.

Um das dünne Gedärm unter dem Magen liegen die **Milchgefäße**, die sich hauptsächlich in dem Gekröse finden. Sie nehmen mittelst feiner einsaugender Gefäße den in den Gedärmen bereiteten Nahrungssaft (Milchsaft) auf, und sammlen ihn in einem allgemeinen Behälter (Milchsack,) aus welchem er sich in den Brustgang ergießt. Dies ist ein dünner Kanal, der an dem Rückgrad in die Höhe steigt, durch die Brusthöhle zwischen den Rückenwirbelbeinen fortgeht, und sich in die Blutader hinter dem linken Schlüsselbeine endigt.

Die Magendrüse befindet sich innerhalb des Gekröses unter dem Magen. Sie besteht, wie die Speichseldrüsen, aus runden härtlichen Körnern, und sondert einen speichelartigen Saft ab, der sich in den Zwölffingerdarm ergießt, wo er die Mischung der wäßrigen und fetten Theile in den Speisen befördert.

Die Leber ist das größte Eingeweide des Unterleibes. Sie liegt auf der rechten Seite unter dem Zwergfell, und steht mit dem Magen und dem Grimmdarm in Verbindung. Ihr Bau ist überaus künstlich, indem sie aus einer Menge von verschiedenartigen Gefäßen zusammengesetzt ist. Zwei von diesen Gefäßen, die Leberpulsader und die Pfortader führen ihr das Blut zu, wodurch sie

zum Theil selbst ernährt, zum Theil aber die Galle in ihr abgesondert wird. Die Pfortader ist das einzige Blutgefäß im Körper, welches den Stamm in der Mitte und Zweige an beiden Seiten hat. Die in der Leber abgesonderte Galle tritt entweder durch die Gallengänge (ebenfalls eigne Gefäße der Leber) in den Zwölffingerdarm; oder sie sammlet sich, wenn sie überflüssig vorhanden ist, in der an der untern Fläche der Leber befindlichen Gallenblase, wo sie durch einen längern Aufenthalt dicker, bittrer und kräftiger wird. Wenn der Magen mit Speisen angefüllt ist, so wird die Galle durch den Druck desselben auf die Gallenblase herausgepreßt und in den Zwölffingerdarm geführt. Als eine seifenartige Flüssigkeit befördert die Galle die Verbiudung der fetten und wäßrigen Theile der Speisen, und durch ihre Schärfe reizt sie die Gedärme zur Bewegung.

Die Milz, ein schwammigter, blauröthlicher Körper von länglich runder Gestalt, liegt links zwischen dem Zwergfell, dem Magen und dem Grimmdarm, der Leber gegen über. Sie scheint dazu bestimmt zu seyn, daß das Blut in ihr zur Absonderung der Galle vorbereitet und geschickt gemacht werde, denn die Pfortader leitet es von hier in die Leber.

Die Nieren sitzen zwischen den lezten kurzen Rippen zu beiden Seiten des Rückgrads hinter dem Darmfell, und haben vor sich die Leber, den Magen, die Milz und den Grimmdarm. Sie sind aus feinen Gefäßen künstlich gewebt, und scheiden aus dem Blute, welches sie von der großen Pulsader erhalten, die wäßrige Feuchtigkeit, den Harn, ab. Die harnführenden Gefäße der Nieren leiten den Harn in das Becken, einen kegelförmigen Kanal, dessen Fortsetzung der Harngang heißt; aus diesem senkt sich der Harn in die Urinblase, wo er

sich

sich sammlet und anhäuft, bis er durch seinen Druck und seine Schärfe die Schließmuskeln reizt, den Hals der Blase zu öffnen, worauf er durch die Harnröhre aus dem Körper herausfließt.

Die Geschlechtstheile stehen mit den Harnwerkzeugen in Verbindung. In dem männlichen Körper entspringen aus der großen Pulsader auf der linken Seite des Rückgrads, in der Gegend der Nieren, zwei Aederchen, kaum so dick wie starke Zwirnfaden. Diese gehen durch zwei kleine Oeffnungen des Bauchs (die Bauchringe) in den häutigen Beutel, der außerhalb des Bauchfelles liegt, und der Hodensack heißt. In demselben bilden jene Aederchen (der Samenstrang) zwei eiförmige Körper, die Hoden, welche also nichts anders sind, als zusammengewickelte Samenstränge, durch Zellgewebe, Gefäße und Nerven mit einander verbunden. Sie sind dem zartesten Haar kaum an Dicke gleich, und ihre Länge beträgt, wenn man sie aus einander wickelt, über 300 Ellen. Aus dem Blute, welches der Samenstrang in die Hoden führt, wird daselbst ein zäher weißer Saft, der Same, bereitet, und durch feine Kanäle nach den Samenbläschen, die unter der Harnblase liegen, hingeschafft. Hier erhält er erst seine völlige Reife, geht dann durch zurückführende Gefäße wieder ins Blut, vermehrt durch seine Kraft den Umlauf desselben, und gibt dem Körper Munterkeit, ein lebhaftes blühendes Ansehn und Stärke. Dem Kinde und dem Jünglinge ist er zum Wachsthum und zu einer dauerhaften Gesundheit unentbehrlich; aber im männlichen Alter wird von diesem edlen Safte mehr bereitet, als der Körper zu seinem Wohlseyn bedarf, und er kann alsdann von Zeit zu Zeit ohne Schaden aus dem Körper gehen. Die Samenbläschen haben nämlich Gemeinschaft mit der Harnröhre, und

durch diese ergießt sich der Same bei entstandnem Reiz, welches zuweilen unwillkürlich im Schlaf geschieht, wenn der Ueberfluß und die Hitze des reifen Samens die Samenbläschen reizen; sonst aber ist die Begattung das gewöhnliche Mittel, ihn hervor zu locken. Da der Schöpfer aus weisen Ursachen diese Samenergießung mit einem außerordentlich heftigen Nervenkitzel verbunden hat: so schwächen viele Menschen theils durch zu frühen, theils durch unmäßigen Genuß dieses Vergnügens ihre Gesundheit, und beschleunigen ihren Tod. Denn selbst im männlichen Alter hat der ins Blut zurückgetretne Same eine heilsame Wirkung auf den Körper, und allzu häufige Entziehung desselben ist von den traurigsten Folgen.

In dem weiblichen Körper finden sich ähnliche Adern, wie die männlichen Samenadern und an eben den Orten; sie gehen aber nicht durch die Bauchringe heraus, sondern verbreiten sich gleich unter den dünnen Gedärmen in die beiden Eierstöcke, denen sie das nöthige Blut zuführen. Diese Eierstöcke enthalten etwa 30 bis 40 Eierchen in Gestalt kleiner Bläschen. Ungefähr zwei Zoll weit davon liegt zwischen der Harnblase und dem Mastdarm die Gebärmutter, welche einer länglichen, etwas plattgedrückten Birn ähnelt, und bei einem erwachsnen Frauenzimmer etwa zwei Zoll lang und einen Zoll dick ist. Zwischen den Eierstöcken und der Gebärmutter sieht man die Muttertrompeten, zwei trompetenförmige Kanäle, durch welche das bei der Befruchtung von den Eierstöcken sich trennende Menschenei in die Gebärmutter gelangt, wo es in einer Zeit von neun Monaten zu einem Menschen ausgebildet wird. Der engere Theil oder der Hals der Gebärmutter tritt ein wenig in die Mutterscheide hervor. Die Mutterscheide ist ein fünf bis sieben Zoll langer sehr empfindlicher Kanal, der haupt-

sächlich

sächlich zur Aufnahme des männlichen Geschlechtsgliedes bei der Begattung dient. Ueber der Oeffnung der Mutterscheide befindet sich zur Ausführung des Urins eine ganz kurze Harnröhre.

Die Wirkungen, welche aus der Bewegung und Einrichtung der jezt beschriebnen innern Theile entstehen, pflegt man Geschäfte des Körpers zu nennen und sie in Lebensgeschäfte und natürliche Geschäfte einzutheilen. Jene sind zum Leben unentbehrlich, und ihre Unterbrechung zieht sogleich den Tod nach sich; diese sind zwar auch zur Erhaltung des Lebens nothwendig, aber sie können doch bis auf einen gewissen Grad und auf einige Zeit ohne Lebensgefahr unterbrochen werden, obwohl die Gesundheit dabei mehr oder weniger leidet. Zu den Lebensgeschäften gehören der Kreislauf des Bluts und das Athemholen; zu den natürlichen Geschäften: die Verdauung, die Bereitung des Bluts aus der Nahrungsmilch, die Absonderung verschiedner nüzlicher Säfte und die Ausleerung.

Der Kreislauf des Bluts besteht darin, daß das Blut von dem Herzen aus zu allen Theilen des Körpers geführt wird, und in einer Zeit von 5 bis 6 Minuten nach dem Herzen wieder zurück kommt. Dieser Kreislauf nimt gleich nach der Geburt seinen Anfang, und hört nur erst mit dem Tode wieder auf. Die Ursach desselben ist eine dem Herzen eigenthümliche Kraft, vermittelst deren es sich unaufhörlich bewegt d. i. sich immer wechselsweise ausdehnt und wieder zusammen zieht. Mit dem Herzen sind zwei Hauptadern, deren Zweige sich durch den ganzen Körper verbreiten, verwachsen: die grosse Pulsader (eine Arterie) auf der linken, und die Hohlader (eine Vene) auf der rechten Seite. Die gros-

se Pulsader bringt das Blut aus der linken Herzkammer nach allen Theilen des Körpers, und die Hohlader führt das aus allen Theilen gesammelte Blut in das rechte Herzohr zurück. Die Lungen haben ebenfalls zwei Hauptadern, eine Arterie und eine Vene, deren Zweige sich aber nur durch die Lungen (nicht durch den ganzen Körper) vertheilen. So wie nun das Blut durch die Hohlader in das rechte Herzohr gebracht ist, so tritt es auch in diesem in die mit ihr verbundne Lungenarterie, durchläuft alle Zweige derselben in den Lungen, und kehrt alsdann durch die Lungenvene in das linke Herzohr, welches mit der Lungenvene verbunden ist. Aus dem linken Herzohr geht es in die linke Herzkammer, wo es die große Pulsader aufs neue empfängt, und nach allen Theilen des Körpers hin sendet. Der Zweck dieser Einrichtung ist theils die Mischung des Bluts und die Erwärmung und Belebung des ganzen Körpers, theils die Ernährung desselben und die Absonderung verschiedner Säfte.

Auf die Beförderung des Blutumlaufs hat das Athemholen, einen wichtigen Einfluß, welches deshalb zum Leben unentbehrlich ist. Die Werkzeuge des Athemholens sind die Lungen, die sich wechselsweise ausdehnen und zusammenziehen. Sie dehnen sich aus, wenn sie Luft einziehen und damit angefüllt werden; sie ziehen sich zusammen, wenn sie Luft ausstoßen. Von diesem Ausdehnen und Zusammenziehen hängt das Erweitern und Verengern der Blutgefäße ab, folglich auch der Kreislauf des Bluts.

Unter den natürlichen Geschäften des Körpers ist die Verdauung das vornehmste. Schon im Munde werden die festen Speisen zur Verdauung vorbereitet durch das Kauen und den Speichel, der aus verschiednen Drüsen quillet, sich mit den Speisen vermischt, und zur Auflösung

lösung derselben dient. Durch den Schlund und die Speiseröhre gehen die Nahrungsmittel in den Magen, wo sie mehrere Stunden verweilen, um noch weiter aufgelöst und in einen weichen Brei verwandelt d. i. verdauet zu werden. Hiezu tragen verschiedne Kräfte bei: die mit den Speisen in den Magen gebrachte und daselbst sich entwickelnde Luft, die Wärme des Magens, hauptsächlich aber eine stete Bewegung und der Magensaft. Dieser wird aus mehrern kleinen Gefäßen im Magen abgesondert, und ist eine dem Speichel ähnliche, seifenartige Feuchtigkeit, welche auch eben die auflösende Kraft hat. Im leeren Magen häuft sich dieser Saft an, wird zähe und scharf, und reizt die Nerven des Magens, wodurch die unangenehme Empfindung des Hungers entsteht. Die Bewegung des Magens geht wurm: oder wellenförmig von dem obern nach dem untern Magenmunde hin, und wirkt auf die Speisen durch ein gelindes Quetschen und Reiben. Sie dauert ununterbrochen fort, und wenn der Magen leer ist, so erregt das Reiben der im Magen befindlichen Falten an einander ebenfalls das Gefühl des Hungers. — Die hinlänglich zerquetschten Speisen werden sodann von dem Pförtner oder dem untern Magenmunde (der sich nicht eher öffnet, als bis die Verdauung vollendet ist) in den Darmkanal gelassen, der sich eben so wurmförmig bewegt, wie der Magen. Durch diese Bewegung des Darmkanals wird der Nahrungsbrei allmählig nach dem After hin getrieben; unterweges nehmen aber verschiedne Einsaugegefäße die feinsten Theile desselben auf, und verwandeln sie in Milchsaft; den zur Ernährung untauglichen groben Rest wirft endlich der After als Koth aus. Im gesunden Zustande kann die Ausleerung zwölf Stunden nach dem Genuß der Speisen geschehen. Bei Kindern, wo

der

der Umlauf des Bluts und alle Bewegungen schneller von statten gehen, wird auch das Verdauungsgeschäft in einem kürzern Zeitraum vollendet, und sie haben öftere Ausleerungen nöthig, als Erwachsne, welche bei einer mäßigen Lebensart die Natur an Eine tägliche Leibesöffnung zur bestimmten Zeit gewöhnen können.

Die Bereitung des Bluts aus der Nahrungsmilch ist, wie so viele andere Wirkungen der Natur, für uns ein unerklärbares Geheimniß. Wenn der Nahrungsbrei aus dem Magen in den Zwölffingerdarm übergegangen ist, so mischt sich der Saft der Magendrüse und die Galle, deren Kanäle sich dahin ergießen, darunter, wodurch die Auflösung des Breies noch weiter getrieben wird. Von hier an saugen die Milchgefäße und andre kleine Gefäße des Darmkanals den feinen Nahrungssaft, der wie dünne Milch aussieht, ein, und leiten ihn in den Brustgang; in diesem steigt er in die Höhe, ergießt sich oben in die Blutader des Schlüsselbeins, geht von da mit dem Blute vermischt ins Herz, und verwandelt sich während des Kreislaufs in vollkommnes Blut.

Durch das Blut wird also der Körper eigentlich ernährt, Stärke und Gesundheit hängt von der Menge und Beschaffenheit desselben ab. Die Bestandtheile der Knochen, Muskeln, Sehnen ꝛc., überhaupt alle andern festen und flüssigen Theile des Körpers werden auf eine uns unbegreifliche Art aus dem Blute abgeschieden und gebildet. Einige der aus dem Blute abgesonderten Säfte sind dem Körper nützlich, und bleiben theils beständig in demselben, theils dienen sie nur eine Zeitlang zu besondern Zwecken, und müssen dann weggeschafft werden; andre sind schlechthin bestimmt, als überflüssig aus dem Körper zu gehen. Zu den Säften der erstern Art gehören das Fließwasser, der Speichel, das Ohrenschmalz,

der

der Magensaft, die Gelenkschmiere, das Fett, das Gehirn und Nervenmark, der Same. Die Ausleerung überflüssiger Säfte geschieht vornämlich durch den Urin und die Ausdünstung. Das Fließwasser oder die Lymphe ist eine gallerichte Feuchtigkeit, welche in einem besondern System von Gefäßen umläuft. Diese Gefäße entspringen aus dem Zellgewebe, sind den Blutadern ähnlich, aber viel zarter und feiner, und endigen sich sämtlich in dem Brustgang, in welchen sich die Lymphe ergießt, und mit dem Milchsaft vermischt ins Blut geführt wird. Mit den Blutadern haben die Fließwassergefäße keinen unmittelbaren Zusammenhang. Zur Absonderung des Speichels, des Ohrenschmalzes und mehrerer andern Säfte dienen diejenigen Absonderungsgefäße, welche man Drüsen nennt, und die nicht, wie die übrigen Gefäße, hohl sind, sondern eine volle Masse ausmachen. Das Feinste und Edelste, was aus dem Blute abgeschieden wird, ist das Gehirn und Nervenmark und der Same. Auf körperliche und geistige Kraft haben diese Theile den wichtigsten Einfluß, und sie scheinen ihrer wesentlichen Beschaffenheit nach von einerley Natur zu seyn. Verschwendung des Samens zieht Schwäche der Nerven und des Denkvermögens nach sich, oft auch Rückendarre, eine unheilbare Krankheit, indem das Rückenmark nach und nach gänzlich verschwindet, und alsdann Empfindung und Bewegung aufhört.

Die unwillkürlichen Bewegungen, wodurch die ganze Maschine in Ordnung erhalten wird, gehen Tag und Nacht ununterbrochen fort, so lange wir leben. Die Thätigkeit der dabei wirksamen Theile erschöpft unsere Kräfte so wenig, daß wir uns vielmehr desto munterer befinden, je weniger sie in ihrem Gange gestört und unterbrochen wird.

wird. Allein die willkürliche Muskelbewegung und Empfindung erschlafft von Zeit zu Zeit unsre Nerven, so, daß sie uns ihre Dienste versagen, und wir in einen Zustand versetzt werden, wo die Sinneswerkzeuge gegen alle Eindrücke von außen verschlossen sind, und die Vorstellungen im Gehirn nicht mehr auf die Muskeln wirken können. Diesen Zustand nennen wir Schlaf, dessen stärkende Kraft darin besteht, daß während desselben sich wieder ein hinlänglicher Vorrath von Nervensaft sammlet. Denn die Eindrücke der Gegenstände auf die Sinneswerkzeuge so wohl, als auch die Zurückwirkung der Vorstellungen auf die Nerven verursachen einen Verlust des Nervensafts, der zulezt Müdigkeit und Erschlafung zur Folge hat. Wie der Nervensaft durch jene Thätigkeit verloren geht, das läßt sich nicht erklären. Die Erfahrung lehrt aber, daß der Schlaf zur Erneuerung der Lebenskraft unentbehrlich ist, und daß gewaltsame Verhinderung desselben endlich Verrücktheit und den Tod nach sich zieht. Wenn uns der Schlaf recht stärken soll, so muß er vollkommen seyn, d. h. wir müssen während desselben kein Bewußtseyn von Vorstellungen haben, oder träumen, denn der Traum ist nichts anders, als ein dunkles Bewußtseyn von Vorstellungen bei verschloßnen Sinnen. Die Ursach des Traums liegt jedesmal zunächst in einem unregelmäßigen Gange der Geschäfte des Körpers, ob er gleich auf entferntere Weise durch heftige Gemüthsbewegungen veranlaßt werden kann. In alten Zeiten schrieb man die Ursach des Traums, so wie anderer Erscheinungen, wovon man den Grund nicht einsah, der unmittelbaren Wirkung höherer Geister zu, und glaubte, besondre Aufschlüsse des Schicksals und der Zukunft darin zu finden. So entstanden die Traumdeutungen, die sich unter Unwissenden bis auf unsre Zeiten erhal-

erhalten haben. Es ist nicht zu läugnen, daß ein Traum von künftigen Dingen zuweilen zufällig eintrift, und daß es gewisse natürliche Vorgefühle vornämlich von dem nach einiger Zeit eintretenden Zustand des Körpers, z. B. von einer Krankheit, vom Tode ꝛc. gibt: aber es lassen sich daraus schlechterdings keine Regeln und bestimmte Vorschriften zur Auslegung der Träume ableiten.

Bei manchen Menschen werden die unwillkürlichen Vorstellungen im Schlaf so lebhaft, daß sie so gar auf die Nerven der Muskeln wirken, und Bewegungen hervorbringen, wie sie im Zustande des Wachens willkürlich geschehen. Dergleichen Personen reden laut im Schlaf, schlagen mit den Armen um sich ꝛc. Der höchste Grad dieser scheinbar willkürlichen Thätigkeit zeigt sich bei den Nachtwandlern, die, ohne den Gebrauch der Sinne zu haben, Handlungen vornehmen, welche sie wachend zu verrichten pflegen; sie essen und trinken z. B., ohne den Unterschied der Speisen und Getränke zu schmecken u. d. m. Auch hier liegt eine Unordnung in den Geschäften des Körpers zum Grunde, welche durch zweckmäßige Arzneimittel gehoben werden kann. Oft ist der Zufall periodisch, und richtet sich nach dem Wechsel des Mondes, daher heißen die damit behafteten Personen Mondsüchtige.

Die Dauer dieses schönen Gebäudes, welches wir jezt kennen gelernt haben, hat ihre bestimmte Zeit. Der Keim der Zerstöhrung liegt in ihm selbst. Das thierische Leben dauert nämlich so lange, als die flüssigen Theile des Körpers sich in den festen ungehindert bewegen; so bald diese freie Bewegung gehemmt wird, so steht auch die ganze Maschine still, und das Leben hört auf. Nun nehmen aber mit jedem Jahre die festen Theile des Körpers an Härte und die flüssigen an Zähigkeit zu; die Adern

werden

werden steifer und enger, indem sich von dem umlaufenden Blute immer mehr erdigte Theile ansetzen; das Blut selbst verliert von seiner Flüssigkeit, und fließt immer langsamer, je weiter man im Alter fortrückt. Daher zählt man im hohen Alter nur 60 Pulsschläge in Einer Minute, im männlichen Alter aber 70, im Jünglingsalter 80, am Ende der Kindheit 90, und gleich nach der Geburt 130 bis 140. Wenn nun aus den erwähnten Ursachen eine Stockung des Bluts entsteht, so stirbt der Mensch plötzlich und ohne Schmerzen, wie an einer Art von Schlagfluß. Dies ist das natürliche Lebensende, welches zwischen dem achtzigsten und neunzigsten Jahre zu erfolgen pflegt, zuweilen auch etwas früher oder später, denn es gibt Beispiele von hundert und zehnzwanzig- auch dreissigjährigen Greisen. Gewöhnlich leben aber die größern Säugethiere überhaupt (folglich auch der Mensch) etwa noch vier bis fünfmal so lange, als die Zeit ihres Wachsthums dauert, wenn sie nicht durch Krankheit oder Zufall vor dieser Zeit umkommen. Allein dies Schicksal haben die meisten Menschen, vornemlich unter den kultivirten Nationen, deren Sitten und Lebensart mancherlei Krankheiten herbei führen. Am größten ist die Sterblichkeit in der Jugend. Nach vieljährigen Beobachtungen stirbt beinahe die Hälfte der Gebornen schon vor dem zwölften Jahre wieder aus. Zwischen dem zwölften und zwanzigsten Jahre sterben die wenigsten. Unter 1400 Verstorbnen findet sich etwa Einer, der hundert Jahre und darüber alt geworden ist. In großen Städten sterben mehrere, als in kleinen und auf dem Lande; aber in Ansehung der Zahl der Gebornen ist dies Verhältniß umgekehrt.

2.

Erhaltung der Gesundheit. Uebung der Leibeskräfte.

Der Mensch wird von gesunden Eltern gesund gebohren, und nach der Einrichtung der Natur kann er gesund bleiben bis an sein Ende. Dies lehrt die Erfahrung, und die Kenntniß von der Beschaffenheit des menschlichen Körpers überzeugt uns davon, wenn wir es auch nicht schon der Weisheit und Güte des Schöpfers zutrauen dürften, daß er seine Geschöpfe mit einer zu ihrem Wohlbefinden so nothwendigen Fähigkeit werde ausgesteuert haben. Allein eben so klar ist es, daß nur sehr wenige das Glück einer ununterbrochnen Gesundheit genießen, und zwar mehrentheils durch eigene Schuld. Unwissenheit und Unmäßigkeit sind die Hauptquellen der meisten Krankheiten. Da nun eine dauerhafte Gesundheit das erste unter allen irdischen Gütern ist; so sollte sich auch billig ein Jeder bemühen, eine Kentniß von der zur Gesundheit erforderlichen Lebensordnung (Diätetik) zu erhalten. Die Diätetik ist für den Körper das, was die Sittenlehre für die Seele ist, und diese beiden Wissenschaften stehen, wie Leib und Seele, in genauer Verbindung mit einander.

Wenn alle Theile des Körpers ihre gehörige Beschaffenheit haben, und wenn alle Verrichtungen derselben, Verdauung, Ausleerung ꝛc. gehörig von statten gehen: so ist man gesund, und befindet sich wohl. Den entgegengesetzten Zustand nennen wir Krankheit, und so bald dieser eintritt, werden wir durch unangenehme Gefühle davon benachrichtigt. Diese unangenehmen Gefühle fordern uns auf, den Ursachen der Krankheit nach

zu denken, und für die Wiederherstellung der Gesundheit zu sorgen. Kleine Unordnungen in den Geschäften des Körpers werden zuweilen bloß durch eine beßre Diät gehoben; oft ist auch die Krankheit selbst das Mittel zur Genesung, z. B. der Durchfall bey fehlerhafter Verdauung. Denn unser Körper ist so weislich eingerichtet, daß er den in ihm entstandnen Unordnungen beständig entgegen arbeitet, und sie zu heben sucht, und viele Krankheiten sind nichts anders, als solche gewaltsame Bestrebungen der Natur, die Ursachen der Krankheiten wegzuschaffen. Allein oft reichen auch die Kräfte der Natur nicht zu, die Wiederherstellung zu bewirken, und die Kunst des Arztes muß dabei zu Hülfe kommen. Gefährlich ist es, in diesem Falle sich selbst heilen zu wollen, oder die Kur einem andern, als einem wirklichen Arzte, anzuvertrauen.

Es lassen sich drei Hauptquellen der Krankheiten angeben: 1) Anerbung; 2) Außerordentliche Unfälle; 3) Fehlerhafte Lebensordnung. Anerbung einer schwächlichen Leibesbeschaffenheit oder verdorbner Säfte konnte der Leidende freilich nicht verhüten; aber er kann seine Leiden durch eine desto sorgfältigere Diät um vieles mindern, und dann wenigstens einer erträglichen Gesundheit genießen. Hieher gehören auch die in der ersten Kindheit Verwahrloseten, deren Kur jedoch nicht ganz unmöglich ist. Außerordentliche Unfälle (z. B. wenn man unwissend Gift verschluckt hat) sind öfters, aber nicht immer unvermeidlich. Der Wohlunterrichtete, der Vorsichtige, der Bedachtsame ist denselben weniger ausgesetzt. Sie erfordern meistens schleunige Hülfe, und deshalb ist eine Anweisung zu einem zweckmäßigen Verhalten in denselben jedem Menschen nothwendig. Allein die bei weitem reichste Quelle, woraus die größte

Anzahl von Krankheiten entspringt, ist die fehlerhafte Lebensordnung, und gerade diese ist es auch, deren Verstopfung ganz in unsrer Gewalt steht. Selbst die andern Krankheiten, die nicht aus dieser Quelle entstehen, greifen den an eine ordentliche Diät Gewöhnten weniger an, und werden leichter gehoben, als nach einer vorhergegangenen unregelmäßigen Lebensart.

Wollen wir demnach ein von körperlichen Beschwerden, so viel möglich, freies Leben führen; so müssen wir die Regeln der Diätetik, welche eine lange Erfahrung bewährt gefunden hat, wissen und beobachten. Es darf uns nicht irre machen, daß es gesunde Menschen gibt, die sich an gar keine Lebensordnung binden, denn diese sind entweder seltne Ausnahmen, oder sie befinden sich in einer Lage, wo sie die meiste Zeit in freier Landluft und in Bewegung — die beiden Hauptquellen der Gesundheit — zubringen können. Anders aber verhält es sich mit denen, die ihr Gewerbe größtentheils sitzend und in eingeschloßner Luft treiben. Diese müssen desto diätetischer leben, je weiter sie durch die Art ihrer Beschäftigungen vom Naturstande entfernt werden.

Diejenigen Dinge, von welchen die Erhaltung der Gesundheit vorzüglich abhängt, sind im Allgemeinen folgende: die Nahrungsmittel, die Luft, die Absondrungen und Ausleerungen, die Bewegung und Ruhe, das Wachen und Schlafen, die Seelenwirkungen.

Was für einen wichtigen Einfluß die Nahrungsmittel auf den Zustand des Körpers haben, lehrt die Erfahrung und der Zweck, wozu sie bestimmt sind. Sie sollen nämlich den Abgang der Theile, welchen der Körper durch die Ausdünstung und auf andern Wegen täglich leidet, ersetzen; folglich nimt der Körper in kurzem die Natur der genoßnen Nahrungsmittel an, indem die

feinsten Bestandtheile derselben auch seine Bestandtheile werden. Selbst auf die Denk- und Gemüthsart erstreckt sich der Einfluß der Nahrungsmittel, weil Seele und Körper durch ein enges Band mit einander verbunden sind. Nationen, die sich größtentheils von Speisen aus dem Thierreich nähren, sind tapfer und kühn; andre, die ihre Nahrung bloß aus dem Gewächsreich nehmen, zeichnen sich durch Furchtsamkeit und sanftere Empfindungen aus. Einen ähnlichen Unterschied findet man zwischen den Fleisch- und Grasfressenden Thieren. Der Mensch ist nicht, wie die meisten Thiere, auf Eine oder wenige Arten von Nahrungsmitteln eingeschränkt. Nicht nur Alles, was die Natur genießbares hervorbringt, ist seiner Wahl überlassen, sondern er vermehrt auch die Mannigfaltigkeit der Speisen noch durch künstliche Zubereitung, Mischung und Zusammensetzung. Am zuträglichsten sind für ihn die Speisen aus dem Thier- und Gewächsreich in solchem Verhältniß, daß von den leztern etwas mehr, als von den erstern genossen wird. Der Genuß des Fleisches in zu großer Menge veranlaßt Fäulniß der Säfte und mancherlei Krankheiten, welche hievon die Folge zu seyn pflegen, vornämlich, wenn man wenig Bewegung und wenig körperliche Arbeit dabei hat. Noch mehr gilt dies von dem Fett, welches an sich schon den Magen beschwert, und eben weil es schwer verdaulich ist, auch schlechte Säfte erzeugt. Dagegen nähren die Speisen aus dem Gewächsreich zu wenig, wenn sie allein genossen werden, und verursachen leicht Säure im Magen; jedoch haben sie auch die vortheilhafte, den Fleischspeisen entgegen gesetzte Wirkung, daß sie die Säfte verdünnen, die Schärfe derselben mildern, und die Fäulniß verhindern, und deshalb ist die Verbindung beiderlei Nahrungsmittel unsrer Natur so

angemessen. In dieser Hinsicht empfiehlt sich noch besonders der mäßige Genuß des frischen und reifen Obstes. Zwischen den pflanzenartigen und thierischen Speisen hält die Milch in Ansehung ihrer Beschaffenheit und ihrer Wirkung auf den Körper das Mittel, und sie ist daher die allergesundeste und vortreflichste Nahrung, und vertritt in manchen Fällen die Stelle der Arznei. Nur unter gewissen Umständen, z. B. wenn Fiebermaterie im Magen ist, kann sie nachtheilig werden. Wegen ihrer heilsamen Eigenschaften dient sie zu einem allgemeinen Nahrungsmittel der jungen Kinder und der Säugethiere überhaupt.

Nächst der Beschaffenheit der Speisen komt auch die Zubereitung derselben in Betrachtung. Wenige können ohne Schaden der Gesundheit ganz roh genossen werden. Dahin gehören aus dem Thierreich, Milch und Eier; aus dem Gewächsreich, Obst und einige Arten von Wurzeln. Die meisten andern rohen Speisen verursachen in dem Magen und in den Gedärmen große Beschwerden, weil sie zu viel Luft enthalten, die sich in dem Leibe entwickelt, und die Verdauung hindert. Menschen, die den Raubthieren gleich noch im Zustande der Wildheit leben, spüren auch die nachtheiligen Wirkungen roher Speisen nicht; aber die durch Kultur veränderte Lebensart erfordert mildere Nahrungsmittel. Die Zubereitung derselben besteht überhaupt darin, daß man sie theils mit Hülfe des Feuers, theils durch die Gährung genießbarer macht, und die überflüssige Luft heraustreibt. Da jedoch die Luft wegen ihrer Elastizität ein wichtiges Hülfsmittel zur Verdauung abgiebt, wie vorher bemerkt worden ist: so dürfen die Speisen nicht zu stark gekocht werden, damit nicht allzu viel Luft verloren geht. Das Mehl soll eigentlich durch Gährung

zum Genuß vorbereitet werden. Ohne Gährung macht es im Magen einen dichten Kleister, den der Magensaft nicht hinlänglich auflösen kann, und der die feinen Gefäße im Gekröse verstopft, welches tödtliche Krankheiten nach sich zieht. Das Brod ist daher desto gesünder, je besser es gegoren hat, und je besser es ausgebacken ist. Hingegen Mehlbrei, Mehlklümpe (Klöße) können nur von Personen, die eine starke Verdauungskraft haben und viel arbeiten, ohne Schaden gegessen werden. Kleinen Kindern verursacht der häufige Genuß derselben gewöhnlich die so genannte englische Krankheit. Sichrer gibt man ihnen dafür Semmelbrei.

Die Zubereitung der Nahrungsmittel hat aber nicht nur den Zweck, sie leicht verdaulicher und genießbarer, sondern auch, sie wohlschmeckender zu machen. Beide Absichten erreicht man durch eine Zuthat von Gewürzen und Salzen. Ihre reizende Kraft erhöhet den Geschmack, und verstärkt die Bewegung des Magens und der Eingeweide, auch hindern sie die Fäulniß. Allein in zu großer Menge werden sie (besonders die ausländischen, die für uns zu scharf und hitzig sind,) sehr schädlich, denn sie verderben das Blut, und greifen die Nerven an. Auch der Zucker ist hieher zu rechnen, dessen unmäßiger Genuß vornämlich Kindern und jungen Leuten nachtheilig wird.

Am wichtigsten für die Gesundheit ist die Bestimmung des Maaßes der Speisen, welche wir zu uns nehmen. Im Allgemeinen hat sich darin ein Jeder nach seiner Eßlust und nach seiner Verdauungskraft zu richten. Aber die Eßlust muß nicht auf künstliche Art (durch leckere Speisen) gereizt werden, sondern aus würklichem Bedürfniß entstehen. Auch muß man einen gewissen unnatürlichen Hunger, der durch Säuren und andre

scharfe

scharfe Materien im Magen verursacht wird, von dem natürlichen zu unterscheiden wissen. Jener ist gemeiniglich eine Folge der Schwäche oder einer vorhergegangnen Krankheit, (z. B. des Fiebers) und wenn man ihn ohne Zurückhaltung und Mäßigung befriedigt, führt er die Krankheit aufs neue herbei. Sonst bestimmt im gesunden Zustande der Appetit am sichersten das rechte Maaß im Essen und Trinken, denn unsre Natur ist so eingerichtet, daß, wenn wir satt sind, auch der Appetit aufhört. Wer nun dieser Stimme der Natur folgt, der ist mäßig; wer aber selbst nach der Sättigung bloß durch den Kützel des Gaumens sich zum mehrern Genuß verführen läßt, der heißt unmäßig. Die Ueberladung des Magens hat zunächst Unverdaulichkeit zur Folge, indem die Speisen ohne gehörige Auflösung im Magen liegen bleiben, und in eine schädliche Gährung, Säure und Fäulniß gerathen. Durch Fasten und den Gebrauch eines schicklichen Arzneimittels kann man den fernern Wirkungen dieses Uebels zuvor kommen. Allein wenn es öfter geschieht, wenn man sich zur Unmäßigkeit gewöhnt, so wird die Gesundheit zerrüttet, die Arzneien schlagen nicht mehr an, und es stellt sich nach und nach ein ganzes Heer mannigfaltiger Krankheiten ein.

Außer der Mäßigkeit sind noch folgende Regeln zu merken, durch deren Beobachtung man die Verdauung erleichtern kann. Erstens: Die Speisen müssen gehörig zerkauet und nicht zu schnell hintergeschluckt werden, denn gröbliche Stücke belästigen den Magen, der nun sein Geschäft mit mehr Beschwerde verrichtet, weil die Zähne ihm nicht genug vorgearbeitet haben, und der Speichel nicht in hinreichender Menge mit Speisen vermischt ist. Hiebei wird also wiederum vorausgesetzt, daß man für die Erhaltung der Zähne sorge, und den

Speichel nicht unnöthig verschwende. Die Zähne werden gut erhalten, wenn man sich hütet, allzu heiße, zu kalte und zu scharfe Speisen und Getränke daran zu bringen; wenn man des Morgens gleich nach dem Aufstehen, und des Mittags und Abends nach dem Essen, den Mund mit reinem Wasser ausspült, und die Zähne mit einem Schwämmchen abreibt, und keine metallne Zahnstocher gebraucht. Scharfe Zahnbürsten und Zahnpulver greifen die Glasur der Zähne an, und dann sind sie der Fäulniß und dem Verderben ausgesetzt. Das beste Zahnpulver macht man sich selbst von verkohlter und fein gepülverter Brodtrinde, worunter auch ein wenig fein gestoßener weißer Zucker gemischt werden kann. Mit diesem Pulver läßt sich der so genannte Weinstein, der sich zuweilen an die Zähne fest setzt, sicher abreiben. — Der Speichel eines gesunden Menschen ist kein überflüssiger oder gar schädlicher Saft, der ausgeworfen werden müßte, sondern er dient eben so, wie der Magensaft, mit welchem er gleiche Natur hat, zur Auflösung der Speisen. Man muß sich daher gewöhnen, ihn hinter zu schlucken und in den Magen zu bringen, hauptsächlich vor und nach der Mahlzeit. Daher ist auch alles, was zum häufigen Auswerfen reizt, der Verdauung nachtheilig, z. B. das Tabakrauchen, welches insbesondre jungen Leuten in andrer Hinsicht schädlich wird.

Zweitens: Heftige Bewegung des Körpers vor und nach dem Essen hindert die Verdauung: aber durch mäßige Bewegung wird sie befördert. Noch mehr gilt dies von starken Gemüthsbewegungen, die, wenn sie unangenehm sind, bei vollem Magen gefährliche Zufälle veranlassen können. Heiterkeit und mäßige Freude hingegen verstärken die Verdauungskraft. Zu den Hindernissen der Verdauung müssen auch die Geistesarbeiten,

wenn

wenn man sie unmittelbar nach dem Essen vornimmt, gerechnet werden.

Drittens: Durch vieles Trinken kurz vor der Mahlzeit, während derselben und gleich darnach wird der Magensaft so sehr verdünnt, daß er von seiner Schärfe und auflösenden Kraft verliert, und das Verdauungsgeschäft nicht gehörig befördern kann. Auf der andern Seite erschwert auch das zu wenig Trinken die Auflösung und Mischung der Speisen, macht die Säfte dick und scharf, und hindert die nöthigen Ausleerungen.

Was das Trinken überhaupt betrift, so hat man dabei in Ansehung der Gesundheit auf eben die Regeln Rücksicht zu nehmen, welche bei dem Essen zu beobachten sind, nämlich auf das rechte Maaß und die Beschaffenheit des Getränks und auf den Zustand des Körpers und des Gemüths zu der Zeit, wenn man trinkt.

Das Maaß oder die Menge des Getränks, die ein Mensch täglich zu sich nehmen darf, läßt sich nicht angeben, und muß durch die besondern Umstände eines Jeden bestimmt werden. Im Allgemeinen gilt das Gesetz der Natur: Trinke nicht eher, als bis du Durst empfindest, und nicht mehr, als du zur Stillung des Durstes nöthig hast. Wer hievon abweicht, macht sich der Unmäßigkeit schuldig, und schadet der Gesundheit. Unmäßigkeit im Trinken ist gewöhnlicher, als Unmäßigkeit im Essen, weil geistige Getränke (und nur im Genuß dieser wird so häufig ausgeschweift) nach und nach fast unmerklich den Gebrauch des Verstandes hindern, und dadurch der Sinnlichkeit das Uebergewicht verschaffen.

Nach dem Zweck des Trinkens kann man die Beschaffenheit eines gesunden Getränks am sichersten beurtheilen. Getränke sollen theils den Durst löschen, theils zur Auflösung der Speisen und zur Verdünnung

der Säfte beitragen. In Betracht dieser Zwecke ist frisches reines Wasser unter allen Getränken das beste. Viele glauben zwar, daß dasselbe den Körper schwäche, allein ohne allen Grund, denn kalt getrunken stärkt es die Nerven des Magens, und befördert also die Verdauung, und was diese befördert, heißt nicht schwächend, sondern stärkend.

Dieses natürliche Getränk, wodurch alle wesentlichen Zwecke des Trinkens am vollkommensten erreicht werden, hat aber weder Geschmack, noch ernährende und berauschende Kräfte, daher sind andre Getränke, welche diese Eigenschaften besitzen, von den meisten Menschen dem Wasser vorgezogen worden. Die Natur selbst scheint den Gebrauch derselben veranlaßt zu haben, denn mehrere Gewächse und ihre Früchte lassen zur Zeit der Reife einen süßen Saft ausfließen, den man nur auffangen und kosten durfte, um auf die Erfindung zu kommen, dergleichen Säfte auszupressen, oder auszukochen, und auf die Weise künstliche Getränke zu bereiten. Süsse Pflanzensäfte gerathen, wenn sie eine Zeitlang an der freyen Luft gestanden haben, von selbst in Gährung, und hiebei entwickeln sich gewisse Theile, welche den Flüssigkeiten einen scharfen stechenden Geschmack und Geruch ertheilen, und deshalb nach vollendeter Gährung geistige Getränke heißen*). Es ist begreiflich und verzeihlich, daß sie der Sinnlichkeit mehr gefallen, als bloßes Wasser; auch haben sie, mäßig genossen, eine heilsame Wirkung auf den Körper: sie erwärmen den Magen, verstärken durch ihren Reiz die Bewegung der Eingeweide, und verursachen einen schnellern Umlauf des Bluts. Da sie zugleich — einige mehr, andre weniger — nährende Theile besitzen, so gibt ihnen auch dies

*) S. das Kap. von der Chemie im ersten Bande dieses Lehrbuchs.

dies einen Vorzug vor dem Wasser. Aber durch ihren Geschmack verführen sie leicht zur Unmäßigkeit, und diese wird um desto schädlicher, je stärker sie sind, d. i. je mehr Geist sie haben.

Die verschiedenen Arten der Biere, welche bekantlich aus den Getraidekörnern gewonnen werden, lassen sich nächst dem Wasser noch am ersten zu einem allgemeinen Getränk empfehlen, wenn sie nur gut ausgegohren haben, und nicht allzu stark sind. Wegen ihrer nährenden Kraft dienen sie vorzüglich solchen Personen, die schwere körperliche Arbeiten verrichten müssen.

Weine und weinartige Getränke unterscheiden sich von den Bieren durch ein feineres und geistreicheres Wesen, welches die Nerven noch stärker reizt, wiewohl sie theils nach dem Alter, theils nach ihrem Vaterlande, in Ansehung der Stärke sehr verschieden sind. Mit keinem Getränk treibt die Gewinnsucht so viel Betrug, als mit dem Wein, und schon aus diesem Grunde (indem verfälschte Weine größtentheils der Gesundheit nachtheilig sind) ist der Genuß desselben bedenklich. Guter und reiner Wein verdient allerdings das Lob, welches ihm von Alters her beigelegt worden ist: er befördert die Verdauung, stärkt die Lebensgeister, und erheitert die Seele. Aber wegen seines hohen Preises (wenigstens in den Gegenden, wo er nicht selbst gewonnen wird) können nur Reiche ihn genießen, und sein verführerischer Reiz macht den Mißbrauch desselben sehr gemein. Ausserdem, daß das unmäßige Weintrinken, so wie jede Unmäßigkeit, die Gesundheit gänzlich zerrüttet, hat es auch noch die Beraubung des Verstandes zur Folge, die den Menschen zum Vieh herabwürdigt. Alle geistige Getränke erhitzen das Blut, verstärken seinen Umlauf, und treiben es, wenn man viel davon trinkt, in solcher Men-

ge nach dem Gehirn, daß dieses seine Dienste nicht mehr gehörig verrichten kann. Dies ist der Zustand der Trunkenheit, den viele Menschen so lieben, daß sie sich absichtlich in denselben versetzen, und alles, was berauschende Kräfte hat, zu diesem Zweck gebrauchen. Es gibt fast kein Volk auf der Erde, das nicht irgend ein berauschendes Getränk, oder was die Stelle desselben vertritt, erfunden und bei sich eingeführt haben sollte. Doch von dieser Merkwürdigkeit in dem Charakter des Menschengeschlechts nachher in der Sittenlehre. Hier erinnere ich nur noch, daß verschiedne giftige Gewächse und ihre Theile einen der Trunkenheit ähnlichen Zustand hervorbringen, und von einigen Nationen wirklich dazu benutzt werden, z. B. das Opium von den Türken, und der Fliegenschwamm von den Lappländern.

Die heilsamen Wirkungen des mäßig genoßnen Weins kommen doch eigentlich nur erwachsnen und vorzüglich alten Personen zu gut; der Jugend ist er eher schädlich als nützlich, weil der Umlauf des Bluts und der Andrang desselben nach dem Kopfe bei ihr schon an sich sehr stark und lebhaft ist, und der Wein also gar zu leicht nachtheilige Wallungen erregt, des sittlichen hieraus entstehenden Schadens nicht zu gedenken.

Weit mehr gilt dies alles von denjenigen geistigen Getränken, welche man durch die Destillation erhält, von dem Brantwein und allen Arten von abgezogenen Wassern. In den Bieren und Weinen sind die geistigen Theile noch mit vielen wäßrigen und andern Theilen vermischt, wodurch ihre Stärke gemildert wird; aber im Brantwein ist der Geist von andern Beimischungen mehr gereinigt, und wirkt daher auch heftiger auf die Nerven. Wenn er häufig genossen wird, zieht er den Magen zusammen, und schwächt die Verdauungskraft,

wie

wie man an starken Brantweintrinkern sieht, die gemeiniglich wenig essen.

Warme Getränke erschlaffen beim täglichen Gebrauch die Fasern und Gefäße, und verursachen eine allgemeine Schwäche des Körpers, woraus mancherlei Krankheiten entstehen. Thee und Kaffe sind überdies, da sie aus fremden Ländern kommen, ihrer besondern Eigenschaften wegen unserm Körper nicht dienlich. Man weiß, daß die frischen Theeblätter, wenn der Aufguß davon getrunken wird, Betäubung und Schwindel verursachen, und daß sie diese Eigenschaft selbst nach dem Trocknen noch ein ganzes Jahr lang behalten. Der Erfahrung zu Folge greift auch der beste Thee die Nerven zu stark an. Eine ähnliche Wirkung hat der Kaffe, der außerdem Wallungen des Bluts und Zittern der Glieder erregt. Nur Gewohnheit und mäßiger Gebrauch machen die schädlichen Wirkungen dieser Getränke unmerklich.

Der Zustand des Körpers und des Gemüths war das dritte Stück, welches hier in Betrachtung kommen sollte. Wie gefährlich es ist, nach einer Erhitzung, sie mag von Körper : oder Gemüthsbewegung herrühren, gleich kalt zu trinken, wird wohl Niemanden unbekant seyn. Denn die Luftgefäße der innern Theile, vornämlich des Schlundes, der Luftröhre und der Lungen sind alsdann sehr erweitert, und wenn sie durch einen kalten Trunk plötzlich erschreckt und zusammengezogen werden, so stockt das Blut in denselben, woraus Entzündungen, Geschwüre und Schwindsucht entstehen können. Eben diese Folge hat jede andre Erkältung. In einem solchen Fall, wenn man aus Uebereilung sich dieses Fehlers einmal schuldig gemacht hat, ist es am besten, durch starke Bewegung oder durch warmes Getränk die Ausdünstung der innern Theile wieder her zu stellen.

Die Luft hat einen nicht minder wichtigen Einfluß auf unsere Gesundheit, als die Nahrung. Sie umgibt uns beständig und von allen Seiten, dringt auf verschiedenen Wegen in den Körper ein, und ist die wahre Quelle des Lebens. Ihre Hauptwirkungen sind das Athemholen und der Blutumlauf; nächstdem befördert sie auch die Verdauung, wie oben bemerkt worden ist, und stärkt die Nerven. Da sie in Ansehung ihrer Eigenschaften an verschiednen Orten und zu verschiednen Zeiten oft sehr verschieden ist: so kann auch ihre Wirkung auf den Körper nicht immer gleich seyn. Diese Eigenschaften und ihre Wirkungen müssen wir kennen lernen, um zu wissen, welche Luft gesund und welche ungesund sey, und dann die leztere, so weit dies von uns abhängt, vermeiden. Denn die Beschaffenheit der freien atmosphärischen Luft können wir nicht ändern; wir müssen sie uns gefallen lassen, wie sie die Natur gibt. Jedoch, wenn eine der Gesundheit nachtheilige Luft auf einen gewissen Bezirk eingeschränkt ist, oder von den Ursachen herrührt, deren Wegschaffung in unsrer Gewalt steht, so haben wir zwei Wege, uns gegen ihre Wirkung zu sichern. Entweder verlassen wir den Ort, wo eine solche schädliche Luft herrscht, oder wir verbessern sie durch Wegräumung ihrer Ursachen, z. B. durch Ausrottung großer Wälder, durch Ableitung stinkender Sümpfe u. s. w. Am leichtesten können wir aber die in unsern Wohnungen eingeschloßne Luft nach Gefallen verändern, und hier ist es auch desto nothwendiger, da sie weit eher verdirbt, als im Freien.

Die erste Eigenschaft einer gesunden Luft ist die Reinigkeit. In der Natur findet man zwar keine vollkommen reine Luft; allein diese ist auch zu unserm Wohlbefinden nicht nöthig; ja, sie würde uns nicht einmal zuträglich

träglich seyn, so wenig, wie den Fischen reines destil-lirtes Wasser behagt. Auf sehr hohen Bergen ist die Luft merklich reiner, als in der Ebne, und doch athmet man daselbst mit mehr Beschwerde, als hier. Rein nennen wir die Luft, wenn sie nur nicht mit Dünsten und andern fremdartigen Theilen überladen ist, welche Ueberladung sich bald durch den Geruch und durch eine gewisse Beklommenheit in der Brust verräth. Die im Freien beständig umher schwebenden Dünste häufen sich selten so sehr an, daß sie schädlich werden, weil sie sich bald, nachdem sie von der Erde aufgestiegen sind, wieder vertheilen und zerstreuen. Nur da, wo viele faulende Körper an einem Ort beisammen liegen, wird die Luft durch die Ausdünstungen derselben vergiftet. Aber weit gefährlicher ist eingeschloßne Luft. Diese verdirbt, wenn auch keine fauligte Ausdünstungen vorhanden sind (so wie stehendes Wasser selbst in den reinsten Gefäßen,) um desto mehr, je länger der Zutritt der freien Luft gefehlt hat. Man empfindet dies, so wie man in ein leeres Zimmer tritt, das lange Zeit unbewohnt und verschlossen gewesen ist. Vornämlich nimt die Luft in Kellern, in Vorrathskammern und überhaupt in solchen Gemächern, worin sich stark ausdünstende Sachen befinden, bald schädliche Eigenschaften an. Daß dies auch mit unsern Wohnstuben der Fall ist, darf nicht erst erinnert werden. Je niedriger und kleiner die Zimmer sind, und je mehr Personen sich darin aufhalten, desto leichter verdirbt die Luft. Man hat Beispiele von den tödtlichen Wirkungen derselben in Gefängnissen, wenn der Kerkermeister grausam genug war, zu viel Menschen in einen engen Raum einzusperren. Sehr viele Krankheiten armer Leute, von denen oft zahlreiche Familien in kleinen Stübchen beisammen wohnen, haben keine

andre

andre Ursach, als die verdorbne Luft, die sie einathmen. Komt noch dazu, daß ein Kranker in einem solchen Zimmer liegt, so wird die Gefahr so wohl für diesen, als für die um ihn befindlichen Gesunden noch größer. Ausser der natürlichen Ausdünstung von Menschen wird die Luft noch besonders verunreinigt durch den Oeldampf brennender Lampen oder den Dunst schmieriger Talglichter, durch stark geheizte Oefen, durch glühende Kohlen, vorzüglich, wenn sie nicht recht ausgebrant sind, durch Rauch und Staub, durch frische Blumen und andre Gewächse, durch aufgeschüttetes Obst ꝛc. So wie man reines gesundes Wasser daran erkennt, daß es keinen Geschmack hat; so muß reine und gesunde Luft ohne Geruch seyn. Auch ist das ein Kennzeichen verdorbner Luft, wenn das Licht (bei übrigens guter Beschaffenheit der Brennmaterialien) nur matt in einem Zimmer brennt *). Um das Verderben der Luft zu verhüten, muß man erstlich alle starkausdünstende Dinge, so viel möglich, aus der Wohnstube und Schlafkammer entfernen, und dann auch täglich die Fenster etlichemal öffnen, und frische Luft herein lassen. Dies leztere wird häufig vernachlässigt, theils weil man die Nothwendigkeit davon nicht genug einsieht, theils (im Winter) aus übel angebrachter Sparsamkeit, um die Wärme nicht zu verlieren. Man glaubt, die Wirkung schädlicher Dünste eben so gut durch Räuchern verhindern zu können, welches aber falsch ist, wie ein jeder leicht von selbst begreifen wird.

Andre

*) Der Aberglaube weissagt aus dem schwachen Schimmer des in einer Krankenstube brennenden Lichts den Tod des Kranken, und seine Weissagung trift nicht selten ein. Man sieht aber hier, daß sich ein sehr natürlicher Grund von dieser Erscheinung angeben läßt.

Andre nachtheilige Eigenschaften der Luft sind eine zu große Wärme und Kälte und Feuchtigkeit. Wärme dehnt die festen Theile des Körpers aus, und erschlafft sie; die flüssigen verdünnt sie, beschleunigt ihre Bewegung, und befördert die Ausdünstung. Daher schwächt eine zu große Wärme und macht träge. Entsteht sie vom Klima und von der Witterung, so kann man sie nicht immer vermeiden, man müßte denn im Freien keine Geschäfte haben, und sich in kühlen Zimmern, in Kellern und kalten Bädern erfrischen können. Vor dem Erkälten hat man sich bei großer Hitze am meisten zu hüten; auch muß man gegen die brennende Sonnenhitze den Kopf bedekken, und nicht in derselben schlafen. Wer sich mit entblößtem Kopfe den Einflüssen der Sonnenstrahlen im Sommer aussetzt, ist in Gefahr, auf der Stelle sein Leben zu verlieren, oder sich Verlust des Gedächtnisses und andre Uebel zuzuziehen. Die Landleute werden zur Zeit der Ernte sehr oft von dem Sonnenstich (so nennt man diesen Zufall) heimgesucht. Der plötzliche Tod des Kindes der Frau zu Sunem (2 B. der Kön. Kap. 4, V. 18; 20.) war ebenfalls eine Folge des Sonnenstichs.

Die Ofenwärme, deren Temperatur ganz von uns abhängt, muß im Winter sehr gemäßigt seyn, denn sonst ist sie weit schädlicher, als eine natürliche Sonnenwärme von eben dem Grade.

Kälte zieht die festen Theile des Körpers zusammen, und verdickt die flüssigen, deren Bewegung dadurch vermindert wird. Mäßige Kälte ist dem Körper zuträglicher, als Wärme; sie gibt ihm Munterkeit und Stärke, befördert die Verdauung, und erleichtert alle andre Verrichtungen desselben. Auch können die meisten Menschen einen hohen Grad von Kälte eher ertragen, als einen gleichen Grad von Hitze. Aber allzu heftige und unge-

wohnte Kälte zieht die Gefäße widernatürlich zusammen, das Blut und andre Säfte stocken, und es erfolgen Entzündungen, Krämpfe und Schlagflüsse. Wen sein Beruf einer solchen Kälte in freier Luft aussetzt, der muß durch hinlängliche Nahrung die innere Wärme des Körpers zu erhalten suchen (aber ja nicht durch den Genuß starker Getränke, welche Schläfrigkeit und Schlagflüsse verursachen,) sich anhaltend bewegen, und nachher nicht gleich in ein heißes Zimmer treten.

Feuchte Luft erschlafft die festen Theile, veranlaßt einen zu trägen Umlauf der flüssigen, und hindert die Ausdünstung. Sie entsteht da, wo viel Feuchtigkeiten in der Nähe sind, welche besonders bei einiger Wärme viel ausdünsten, und alsdann doppelt schädlich werden, denn feuchte warme Luft ist noch viel ungesunder, als feuchte und kalte. Dadurch werden Katarrhe, Engbrüstigkeit, Faul- und Nervenfieber und andre Krankheiten erzeugt. Diese Wirkung auf den Körper haben Wohnungen, die nicht recht ausgetrocknet sind, frisch übertünchte Wände, feuchte Wäsche, die zum Trocknen in der Stube aufgehängt wird, so genannte Ofenblasen, worin man täglich heißes Wasser hält, u. d. m.

Die Absonderungen und Ausleerungen müssen dem Zweck der Natur gemäß ununterbrochen und auf die gehörige Art geschehen, wenn die Gesundheit dauerhaft seyn soll. Das meiste von dem, was wir genießen, wird überflüssig und schädlich auf verschiednen Wegen wieder aus dem Körper weggeschafft; wenn dies nun zurückbleibt, so entstehen nothwendig große Unordnungen daraus.

Der grobe und zur Ernährung untaugliche Theil der Speisen wird im Zustande der Gesundheit innerhalb vier und zwanzig Stunden wenigstens einmal ausgeworfen.

Erfolgt

Erfolgt die Ausleerung in dieser Zeit nicht, so kann man sicher auf eine Unordnung im Körper schließen. Alsdann muß man sich bemühen, die Ursach davon zu entdecken, sie zu heben und künftig zu verhüten. Die allgemeinste Ursach des verzögerten Auswurfs ist eine zu schwache oder gehinderte Bewegung der Gedärme, und diese rührt her entweder von einer Schwäche der Verdauungskraft; oder von dem Mangel äußerer Bewegungen des Körpers und von dem Pressen und Drücken des Unterleibes bei dem Sitzen.

Die Schwäche der Verdauungskraft hat ihren Grund oft in einer allgemeinen Schwäche des Körpers, und diese ist gewöhnlich eine Folge vorhergegangner Ausschweifungen, des übermäßigen Arbeitens und andrer Unregelmäßigkeiten in der Lebensart. Ist die Natur nicht schon zu sehr zerrüttet, so kann der Arzt die verlorne Kraft zum Theil wieder herstellen. Aber auf jeden Fall muß man in einer solchen Lage äußerst vorsichtig in der Wahl der Nahrungsmittel und mäßig im Genuß derselben seyn. — Zuweilen ist die Schwäche der Verdauungskraft nur vorübergehend, und komt von einer Ueberladung des Magens her. Selbst für den Gesundesten gibt es schwer verdauliche Speisen, so wie ein gewisses Maaß im Essen und Trinken, das er nicht überschreiten darf. Beobachtet er dies nicht, muthet er dem Magen mehr zu, als er zu leisten im Stande ist: so bleiben die Speisen unverdauet darin liegen, oder sie gehen in die Gedärme, ohne hinlänglich aufgelöst und weich genug zu seyn, und alsdann reicht auch die Kraft der Gedärme nicht zu, sie fort zu schaffen. Der Unrath verhärtet sich also nach und nach, und es entsteht Verstopfung. Diese kann oft schon durch strenge Diät und verstärkte Leibesbewegung gehoben werden; hilft dies aber nicht,

so muß man der Natur mit Arznei zu Hülfe kommen. Wer indeß mehrmals den Zustand der Unverdaulichkeit veranlaßt, der zieht sich anhaltende Magenschwäche zu, und lebt dann in beständiger Kränklichkeit.

Die andre Hauptursache des verzögerten Auswurfs, nämlich der Mangel genugsamer Leibesbewegung und das Pressen und Drücken des Unterleibes, läßt sich nur durch ein entgegen gesetztes Verhalten heben. Personen, deren Beruf vieles Sitzen erfordert, müssen die Stunden, wo sie von ihrer Arbeit frei sind, nicht zu einer trägen Ruhe, sondern zu einer heilsamen körperlichen Bewegung anwenden. Auch haben sie sich mehr, als andre, vor harten Speisen und starken Mahlzeiten zu hüten.

Nicht weniger gefährlich, als die Verstopfung, ist im Gegentheil eine anhaltende häufige Ausleerung oder der Durchfall. Dieser entsteht durch ungewöhnliche Reizungen in den Eingeweiden, welche eine krampfhafte Bewegung des Darmkanals verursachen, und eine Menge wäßriger Feuchtigkeiten aus den Gefäßen desselben hervorlocken. Die Ursachen der Reizungen sind unverdauete Speisen, allerlei scharfe Säfte, z. B. von unreifem Obst, zurückgetretner Schweiß ꝛc. In so fern die Natur hierbei den Zweck hat, den Körper von der reizenden Materie zu befreien, in so fern ist der Durchfall gut. Aber bedenklich ist es, wenn er mehrere Tage anhält; alsdann muß man den Arzt zu Rathe ziehen. Das plötzliche Verstopfen des Durchfalls bringt die größte Gefahr, denn die reizende Materie, welche im Körper bleibt, fällt auf andre noch zartere Theile, um sich einen Ausweg zu verschaffen, und veranlaßt nicht selten die schwersten Krankheiten.

Die Absonderung und Ausleerung des Harns ist nicht so häufigen Unordnungen unterworfen, aber diese, wenn sie eintreten, verursachen auch schlimmere Zufälle, und sind schwerer zu heilen, denn auf den Magen und den Darmkanal kann die Arznei unmittelbar wirken, auf die Harnwerkzeuge nicht. Beschwerliches und sparsames Harnen rührt zuweilen von Verkältung her, zuweilen von Steinen, die sich in den Nieren oder in der Blase erzeugen. Man schreibt die Erzeugung der Steine unreinen Getränken, kalkichtem Wasser, sauren Weinen und dem Käse zu; auch soll anhaltendes Stehen öfters die Ursache davon seyn. Erdbeeren und Thee vom Saamen wilder Möhren hält man für sehr gute Mittel dawider. Der übermäßige und unwillkürliche Abfluß des Harns, oder die Harnruhr, erfordert schleunige Hülfe des Arztes.

Die meisten unnützen und schädlichen Säfte werden durch die unmerkliche Ausdünstung aus dem Körper geführt. Sowohl die ganze Oberfläche des Körpers, als auch die Lungen, dunsten im gesunden Zustande beständig aus, und dies beträgt innerhalb 24 Stunden mehrere Pfunde. Heftige Bewegung und Wärme vermehrt die Ausdünstung, so wie Ruhe und Kälte von außen sie vermindert; doch kann auch die Kälte (z. B. ein kaltes Bad), in so fern sie den Körper stärkt, in der Folge die Regelmäßigkeit der Ausdünstung befördern. Sonst muß man aber die Ursachen, welche jene beiden entgegen gesetzten Wirkungen hervorbringen, vermeiden, als: zu warme Kleider, Betten, Stuben; Unthätigkeit, feuchte Luft und alles, was den Körper schwächt, denn Schwäche vermindert die Ausdünstung. Noch mehr geschieht dies durch Unreinlichkeit der Haut, welche die Schweißlöcher verstopft. Oefteres Baden oder Waschen des ganzen

zen Körpers ist daher zur Erhaltung der Gesundheit ungemein dienlich. Am gefährlichsten ist die gänzliche Unterbrechung der Ausdünstung, welche von einer plötzlichen Abwechslung der Wärme und Kälte entsteht; sie tödtet zuweilen auf der Stelle. Die gehemmte Ausdünstung der Lungen und der Brust insbesondre hat Schnupfen und Husten, und wenn sie vernachläßigt wird, Entzündungen, Geschwüre und Schwindsucht zur Folge. Zur Verhütung dieser Folgen muß man die Ausdünstung so bald als möglich wieder herzustellen suchen, welches theils durch warme Getränke, theils durch ein Dampfbad für die Lungen geschehen kann. Man läßt nämlich den Dampf von warmen Wasser durch eine Art von Trichter in den Schlund gehen, wodurch die Brust wieder erwärmt wird. — Die unterbrochne Ausdünstung des Unterleibes zieht Koliken, Durchfall und Ruhr nach sich, und auf die Verkältung einzelner Glieder pflegt Gicht und Lähmung zu folgen.

Andre Materien und Säfte, welche im Körper abgesondert werden, sind nur dann als überflüssig wegzuschaffen, wenn sie sich zu sehr anhäufen. Hiervon und von dem Nutzen derselben ist bei der Beschreibung des Körpers das Nöthige gesagt worden.

Zur Erhaltung der Gesundheit dient ferner die nöthige Bewegung und Ruhe. Eine mäßige Bewegung, d. i. eine solche, wobei die Ausdünstung nicht in ermattenden Schweiß übergeht, hat die heilsamste Wirkung auf den Körper, denn sie befördert alle Verrichtungen desselben, den Blutumlauf, die Verdauung ꝛc., am sichersten und zweckmäßigsten, und stärkt die Muskeln und andre feste Theile. Diejenigen, deren Beruf körperliche Bewegungen nicht nothwendig macht, müssen

doch

doch aus Liebe zur Gesundheit täglich eine oder etliche Stunden zu einer freiwilligen Bewegung bestimmen. Aber unmittelbar vor oder nach der Mahlzeit ist Bewegung, vornämlich heftige, nicht dienlich; auch muß sie im Anfange und gegen das Ende sehr gemäßigt seyn, weil ein plötzlicher Uebergang von der Ruhe zur starken Bewegung und von dieser zur Ruhe schädlich ist. Ueberhaupt hat Uebermaaß in der Bewegung, so wie in allen Dingen, nachtheilige Folgen, entkräftet den Körper, und macht ihn vor der Zeit alt und steif. Die natürlichste Art der Bewegung ist das Gehen; die andern Arten, z. B. Reiten, Tanzen, gewisse Spiele, welche mit Bewegung verbunden sind, lassen sich nur unter der Bedingung empfehlen, daß sie mit der gehörigen Vorsicht und Mäßigung unternommen werden. Von den eigentlichen Leibesübungen nachher noch besonders. — Im Nothfall kann lautes Reden und Lesen zuweilen die Stelle der Leibesbewegung vertreten. Am unentbehrlichsten ist häufige Bewegung in der Jugend. Das Alter erträgt und verlangt mehr körperliche Ruhe.

Wenn die Bewegung alle vorgenannten Vortheile haben soll, so muß sie in freier Luft geschehen, mit heiterm Gemüth und ohne Beschäftigungen, welche den Geist anstrengen.

Die Thätigkeit des Menschen hat in Ansehung der Zeit ihre Schranken. Sie kann nicht ohne Unterlaß fortgesetzt werden, sondern der Mensch bedarf zu seiner Erholung Ruhe und Schlaf. Der Schlaf ist dem Körper eben so unentbehrlich, als Essen und Trinken, und der Mangel desselben läßt sich durch kein andres Stärkungsmittel ersetzen. Bloße Ruhe ohne Schlaf erneuert die Kräfte nicht, denn nur während des Schlafs geht

die Abscheidung desjenigen Safts, welcher den Nerven gleichsam zur Nahrung dient, ungehindert von statten. Ein unruhiger, von Träumen begleiteter Schlaf gewährt ebenfalls keine vollkommne Stärkung.

Von der Natur ist die Nacht zum Schlafen bestimmt. Kleine Kinder, Kranke und alte Leute dürfen und sollen auch bei Tage schlafen, denn sie haben viel Stärkung nöthig. Gewöhnt sich aber ein gesunder erwachsner Mensch zum Tagesschlaf, so hat dies außer andern übeln Folgen (z. B. Trägheit, Versäumniß der Geschäfte ꝛc.) mehrentheils auch die, daß er des Nachts nicht ordentlich schlafen kann. Noch verkehrter handeln die, welche die halbe Nacht oder den größten Theil derselben mit ihren Geschäften, oder mit Lustbarkeiten und Ausschweifungen zubringen, und alsdann bis hoch in den Tag hinein schlafen. Die Abend- und Nachtluft ist im Freien und in der Stube ungesunder, als die Morgen- und Tagesluft, denn im Freien duften nach Untergang der Sonne die Gewächse stark aus, und dieser Duft ist noch darzu kalt, folglich um desto schädlicher; in der Stube haben sich die Ausdünstungen der Menschen den Tag über gesammelt und angehäuft, und die Atmosphäre verdorben. Besser ist es also, des Abends zeitig zu Bette gehen, und des Morgens bei guter Zeit, so bald man erwacht, wieder aufstehen.

Die gehörige Dauer des Schlafs läßt sich im Allgemeinen nicht wohl bestimmen; indeß scheint eine Zeit von 6 : 7 Stunden für einen Erwachsnen im besten Alter und von guter Gesundheit zur Erholung hinreichend zu seyn. Allzu langer Schlaf hat ähnliche, aber noch schlimmere Wirkungen, als unterlaßne Bewegung; er erschlafft die Kräfte des Leibes und der Seele, begünstigt zu sehr die Absonderung des Fettes, und macht zu

Schlag-

Schlagflüssen geneigt. Hingegen taugt es eben so wenig, wenn man sich den Schlaf gewaltsam entzieht und abkürzt, indem die Nervenkraft dadurch geschwächt und die Gesundheit zerrüttet wird.

Alles, was den Schlaf unruhig und unvollständig macht, muß man vermeiden. Es gehören dahin: starke Abendmahlzeiten, hitzige Getränke, heftige Gemüthsbewegungen u. dergl. Auch der Mangel an Bewegung hindert einen sanften Schlaf. Das Schlafzimmer muß geräumig, trocken und kühl, und den Tag über von der frischen Luft durchstrichen seyn. Wer in der Wohnstube schläft, kann gewöhnlich die Vortheile einer reinen Luft nicht genießen. Schwere, dicht gestopfte Federbetten erhitzen zu sehr, und sind nicht so zuträglich, wie leichte Matratzen; man muß sich daher lieber an diese gewöhnen. Das Liegen auf dem Rücken ist aus mehr als einer Ursache schädlich. Durch das Beisammenschlafen in einem Bette, vornämlich wenn die Personen von ungleichem Alter und von verschiedner (gesunder und ungesunder) Leibesbeschaffenheit sind, kann körperliche Schwäche und Krankheit mitgetheilt werden. Dies gilt in geringerem Grade selbst vom Zusammenschlafen mehrerer Personen in Einem Zimmer.

Die Wirkungen der Seele auf den Zustand des Körpers sind von großer Wichtigkeit. Anhaltendes Denken erschöpft die Kräfte fast noch mehr, als körperliche Arbeit, und übermäßige Geistesanstrengung hat alle die traurigen Folgen, die sonst starke Strapazen, Hunger und Elend, oder sinnliche Ausschweifungen nach sich ziehen. Noch gewaltsamer wirken heftige Begierden und Leidenschaften zum Nachtheil der Gesundheit, z. B. Traurigkeit, Neid, Haß, Zorn, Schreck ꝛc., welche

letztere zuweilen auf der Stelle den Tod verursachen. Selbst angenehme Gemüthsbewegungen, welche, wenn sie einen gewissen Grad der Mäßigkeit beibehalten, der Gesundheit überaus vortheilhaft sind, werden schädlich, wenn sie plötzlich und stark die Nerven erschüttern. Man hat Beispiele, daß Leute bei einer unerwarteten freudigen Nachricht gestorben sind. So erregt auch unmäßiges Lachen Schlagflüsse, da es sonst in gehörigem Maasse eine heilsame Bewegung der Lungen bewirkt. Auch Krankheiten werden durch den Einfluß der Seele auf den Körper sowohl hervorgebracht, als geheilt. Ein junger, gesunder, starker Mensch, der als Soldat weit von seiner Vaterstadt weggeführt wurde, verfiel aus Sehnsucht nach seiner Heimath in eine Auszehrung, welche keinem Arzneimittel wich, und ihn an den Rand des Grabes brachte. Glücklicherweise verrieth er in Anfällen schwärmerischer Fieberhitze die wahre Ursache seiner Krankheit, die bis dahin Niemand gewußt hatte. Nun versprach ihm sein Arzt, Urlaub für ihn auszuwirken, sobald er hergestellt seyn würde. Von Stund' an besserte er sich, und erhielt in kurzer Zeit ohne den Gebrauch einer Arznei seine völlige Gesundheit wieder. So mächtig wirkt die Seele auf den Körper! So gefährlich kann ein leidenschaftlicher Zustand des Gemüths für die Gesundheit werden.

Noch sind einige andre die Gesundheit betreffende Stücke zu bemerken, die wir hier anführen wollen.

In Hinsicht auf die Kleidung hat man sich besonders vor zwei Fehlern zu hüten: vor zu warmen und zu engen Kleidern. Zu warme Kleidung, vornämlich Pelzwerk, befördert eine zu starke Ausdünstung, die an sich schon den Körper schwächt, und dadurch noch schädlicher wird, daß sie leicht zu Verkältungen Anlaß gibt, welche

gichs-

gichtische Zufälle, Flüsse ꝛc. nach sich ziehen. Doch empfiehlt man zur unmittelbaren Bedeckung des Körpers statt der linnenen Hemden feinen Flanell, weil dieser eine gelinde Ausdünstung befördert, ohne Schweiß zu erregen, und die Feuchtigkeiten besser einsaugt, als Leinwand, wodurch folglich nicht nur die Haut beständig rein erhalten, sondern auch die Zurücktretung des etwan entstandnen Schweißes und die Verkältung verhütet wird. Es versteht sich, daß man mit solchen flanellenen Hemden ebenfalls oft wechseln muß. Vorzüglich sollen Personen, die zur Gicht geneigt sind, hiervon die heilsamsten Wirkungen spüren. — Am meisten schadet aber eine zu warme Bedeckung der obern Theile des Leibes, des Kopfs, des Halses und der Brust, weil der Andrang des Bluts dahin schon von selbst sehr heftig ist, und derselbe dadurch zum Schaden der Gesundheit noch stärker wird. Die Pelzmützen sind bei jungen Leuten eine Ursache vieler Krankheiten.

Zu enge Kleidung hindert den Umlauf der Säfte und der willkürlichen Bewegungen, und veranlaßt durch das Pressen und Drücken oftmals örtliche Entzündungen und andre Beschwerden. Wir tragen gewöhnlich enge, gar nicht nach dem Fuß geformte Schuhe, verderben uns dadurch die Füße, und erzeugen die so lästigen Hühneraugen oder Leichdornen. In mehr als einem Betracht sind enge Beinkleider schädlich. Von dem die Gedärme pressenden Gurt derselben, hauptsächlich wenn er hoch bis an den Nabel hinauf geht, rührt unter andern auch die Entstehung der Brüche her, ein Unfall, an dem jezt so viele leiden. Aehnliche Fehler, welche der Gesundheit auf mancherlei Weise schaden, sind: Das feste Einwikkeln der kleinen Kinder, das Zusammenschnüren des Unterleibes mit Schnürbrüsten, des Halses mit Halsbin-

den,

den, der Sehnen über dem Knie mit Bändern, der Füße durch allzu festes Zuschnallen.

Eine allgemeine, aber auch für die Gesundheit höchst nöthige Tugend ist die Reinlichkeit. Sogar unsre Hausthiere gedeihen besser, wenn sie von Staub und Schmutz fleißig gereinigt werden. Dies weiß Jeder, der mit diesen Thieren zu thun hat; allein nicht Jeder macht die Anwendung davon auf sich, denn man sieht dergleichen Leute oft unreinlicher, als die Thiere, für deren Pflege sie sorgen. Hautkrankheiten und andre Folgen der gehinderten Ausdünstung sind die Uebel, welche eine solche Nachlässigkeit herbeiführt. Vorzüglich leiden die Füße, wenn sie nicht öfters gewaschen werden, da sich an denselben natürlicher Weise mehr Schmutz ansetzt, als an andern Theilen des Leibes, und durch die dichte Bekleidung das Ausdünsten mehr gehemmt wird. Aber nicht bloß über einzelne Theile muß sich die Reinlichkeit erstrecken, sondern über den ganzen Körper; deshalb wird öfteres Baden in kaltem oder laulichem Wasser von Aerzten so dringend anempfohlen. Kaltes Wasser ist in so fern dem warmen vorzuziehen, weil es zugleich stärkt; doch können Umstände den Gebrauch des warmen Bades rathsamer machen. Das Baden in fließenden Wassern bekommt am besten, erfordert aber alle mögliche Vorsicht in Ansehung des Orts, und es wäre zu wünschen, daß überall entweder Badehäuser errichtet, oder von Seiten der Polizei sichre Plätze zum Baden angewiesen würden. Eben so nothwendig ist die Vorsicht, daß man sich nicht nach einer Erhitzung bade, noch den ganzen Leib mit einemmale untertauche, sondern lieber erst den Kopf und die obern Theile wasche, um sich zu dem völligen Bade vorzubereiten. Kurz vor und nach der Mahlzeit hat das Baden eine nachtheilige Wirkung. Des Wohlstandes wegen bedient man sich der Badekleider, und zur

gröf-

größern Sicherheit badet man entweder in Gesellschaft, oder im Beiseyn verständiger Personen.

So wie die Seelenwirkungen überhaupt einen grossen Einfluß auf den Gesundheitszustand des Körpers haben, so auch insbesondre und vorzüglich die Einbildungskraft. Diese bringt oftmals unglaubliche Veränderungen im Körper hervor: sie macht krank und wieder gesund; sie kann sogar den Tod zu einer bestimmten Zeit, wo sie sich ihn als gewiß vorstellt, verursachen. Bei geschwächten Verdauungswerkzeugen, und wenn die Eingeweide voll Unreinigkeiten sind, wirkt die Einbildungskraft besonders lebhaft und stark. In einem solchen Zustande erdichtet man sich Krankheiten, die man gar nicht hat, und man fühlt sich geheilt bloß durch den Glauben, durch ein festes Vertrauen auf den Arzt, oder auf das Mittel, welches er anwendet. Mehr als einmal ist ein Kranker dieser Art durch ein Gläschen reines Wasser, durch Pillen von unvermischten Brodtkrumen, die ihm mit geheimnißvoller Miene als eine sichre Arznei gereicht wurden, zu seiner völligen Zufriedenheit wieder genesen. Das Sonderbarste ist, daß solche eingebildete Krankheiten dieselben Zufälle erregen, als ob sie von wirklichen körperlichen Ursachen entstanden wären, und daß sie selbst tödtlich werden können. Die meisten (wenn nicht alle) sympathetischen und Wunderkuren, welche zu so vielen abergläubischen Meinungen Anlaß gegeben haben, waren Wirkungen der Einbildungskraft.

Leibesübungen.

Die Nothwendigkeit und der diätetische Nutzen der Körperbewegung ist vorher hinlänglich, wie ich glaube, dargethan worden. Es lassen sich aber mit jenem Zweck der Körperbewegung, ich meyne die Beförderung und

Ent-

Erhaltung der Gesundheit, zugleich noch andre nützliche Zwecke erreichen, die ich jezt kürzlich anzeigen will.

Bewegung des Körpers, welche bloß Vergnügen zum Zweck hat, ist Spiel; zielt sie auf Hervorbringung irgend einer nützlichen Sache ab, wodurch wir uns Unterhalt verschaffen wollen, so heißt sie Arbeit; ist Gesundheit die Absicht, warum wir uns bewegen, so nennen wir es Motion oder Leibesbewegung insbesondre; Leibesübungen (gymnastische Uebungen) aber sind diejenigen Bewegungen und Kraftanwendungen des Körpers, welche hauptsächlich die Vervollkommnung desselben zum Zweck haben.

Bei den Leibesübungen können die Zwecke der übrigen Körperbewegungen — Vergnügen, Gesundheit, Hervorbringung nützlicher Kunstprodukte — ebenfalls erreicht werden, und schon dies ist ein großer Vorzug derselben, denn bei keiner der andern Körperbewegungen findet eine solche Vereinigung sämtlicher Zwecke Statt. Allein der Hauptzweck der Leibesübungen bleibt die Vervollkommung des Körpers, und es fragt sich nun, ob es der Mühe werth ist, sich körperliche Vollkommenheit zu erwerben, d. i. Leibesübungen anzustellen, und ob diese folglich zu empfehlen und zu lehren sind? — Doch, welche Frage! Es würde Beleidigung des gesunden Menschenverstandes seyn, dieselbe zu beantworten, oder zu glauben, es habe sie Jemand im Ernst gethan. Nöthiger ist es vielleicht, einigen Schwierigkeiten und Einwendungen zu begegnen, welche gegen die Ausführbarkeit des Vorschlags, die Jugend des Bürgerstandes gymnastische Uebungen treiben zu lassen, vorgebracht werden können.

Die erste und vornehmste Schwierigkeit betrifft den Unterricht. Wer soll diesen ertheilen? — Freilich, so lange die Gymnastik nicht bei uns ein Theil des öffentlichen

lichen Unterrichts ist (wie sie es bei vielen alten Völkern war), wird diese Schwierigkeit fast unüberwindlich seyn. Nur in einige neue Erziehungsanstalten haben jene Uebungen erst Eingang gefunden. Indeß darf man hoffen, daß die vereinigte Stimme einsichtsvoller Aerzte und Erzieher mit der Zeit auf den Entschluß derer wirken werde, welche gute Wünsche erfüllen können. Vor der Hand muß man sich begnügen, dasjenige aus dieser Kunst auszuheben, was Jeder von selbst, ohne einen Uebungslehrer, zu lernen und auszuüben im Stande ist.

Die übrigen Einwendungen sind unbedeutend, z. B. die Klage über Mangel an Zeit, die Besorgniß der mit diesen Uebungen verbundnen Gefahr, oder einer Verwilderung des Geistes u. d. m. Denn die Jugend hat ja auch zum Spielen Zeit, und ist hierbei ebenfalls Gefahren ausgesetzt, und kann dadurch verwildern. Dagegen gewähren die Leibesübungen folgende vorzügliche Vortheile:

1) Sie geschehen nach Regeln, und also auch mit mehr Mäßigung und mit weniger Gefahr, als die gewöhnlichen Kinderspiele.
2) Durch zweckmäßigere Anwendung der Kraft geben sie dem Körper mehr Festigkeit, Biegsamkeit, Geschick und Anstand.
3) Sie flößen ein edles Selbstvertrauen ein, männlichen Muth und Entschlossenheit in Gefahren.
4) Zu vielen Geschäften des bürgerlichen Lebens sind sie die besten Vorübungen.

Bis zu welchem Grade die Kräfte des Körpers und die Schärfe der Sinne erhöhet werden können, wissen wir aus der Geschichte der alten Griechen und Römer, und die Nachrichten davon würden kaum glaublich seyn, wenn wir sie nicht noch heutiges Tages an den Wilden,

und unter uns an Seiltänzern, Luftspringern und dergleichen Leuten bestätigt sähen. Die Wilden laufen z. B. mit solcher Schnelligkeit, daß sie einen Hirsch einholen und ergreifen; ein Einzelner fürchtet sich nicht, einem Bär oder einem andern großen Raubthiere, bloß mit einem Stock bewaffnet, entgegen zu gehen, und sich in einen Kampf einzulassen, worin der Sieg ihm gewiß ist; sie sehen und hören Gegenstände in der weitesten Entfernung, wo wir sie gar nicht ahnden, und wittern, gleich dem geübtesten Spürhunde, ihren Feind am Geruch der Fußstapfen. Einen solchen Grad körperlicher Vollkommenheit bedürfen wir nicht, denn bei jenen ist es die Noth, welche sie zwingt, sich diese Eigenschaften zu erwerben; ihre Sicherheit und ihr Unterhalt beruhet auf dem Besitz derselben. Unsre Lebensart hingegen und unsre Verfassung machen die Ausbildung körperlicher Kräfte zu dem Zweck und bis zu dem Grade entbehrlich. Allein dennoch ist aus obigen Gründen sehr zu rathen, daß man die Jugend anstatt ihrer gewöhnlichen Spiele regelmäßige Leibesübungen treiben lasse, und die Spiele selbst in Leibesübungen umschaffe. So weit sie hierdurch und in dieser Zeit, ohne Versäumniß höherer Pflichten, den Körper vervollkommnen kann, das wird für sie ein nicht geringer Gewinn seyn. Väter und Lehrer müssen sie dazu aufmuntern, ihren Versuchen Beifall geben, und durch mündliche Anweisung ihnen dabei zu Hülfe kommen.

Spiele und andre gemeine Beschäftigungen werden dann gymnastisch, wenn sie nach Regeln, welche die Vervollkommung der Körperkraft zum Ziel haben, geschehen, und wenn sie in dieser Absicht oft wiederholt werden. Auf solche Uebungen, die größtentheils selbst ohne Uebungslehrer angestellt werden können, schränken

sich

sich auch nachstehende Bemerkungen ein *). Diese betreffen das Gehen, Laufen, Springen, Klettern, die *Haltung* des Gleichgewichts, den Eislauf, das Schwimmen, die Uebungen der Sinneswerkzeuge, und einige Jugendspiele.

1. Das Gehen ist die am wenigsten entbehrliche Art der Körperbewegung. Die Eigenschaften eines guten Ganges sind: Sicherheit, Leichtigkeit, Gleichmäßigkeit und Anstand. Gesunde Beschaffenheit der Füße und Freiheit vom Zwange enger und unbequemer Bekleidung derselben wird dabei vorausgesetzt. Keine Strumpfbänder, sondern eine mäßige Befestigung mittelst der Kniegürtel an den Beinkleidern; keine enge Schuhe; keine hohe Absätze. Das Auftreten auf dem platten Fuße gibt die meiste Sicherheit im Stehen und im Gehen. Die Kniee müssen bei jedem Tritte hinlänglich gestreckt werden, und die Füße etwas auswärts auf dem Boden zu stehen kommen. Der Absatz darf den Boden nicht zu merklich und zu früh vor dem Ballen berühren, und der Fuß weder mehr auf die innere, noch mehr auf die äußere Seite treten, sonst wird der Tritt nie sicher, und Sohlen und Absätze werden schief abgelaufen. Wer einen geraden Tritt hat, braucht niemals die Schuhe zu wechseln, und er wird sie doch nicht schief ablaufen. Das Wechseln der Schuhe würde ohnehin wegfallen müssen, wenn, wie es eigentlich der Natur gemäß seyn sollte, jeder Schuh die eigenthümliche Form des Fußes bekäme, indem

*) Sie sind größtentheils aus den beiden neuesten (sehr empfehlenswerthen) Schriften über diese Materie genommen: Gymnastik für die Jugend, von Guthsmuths, und Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen, von Vieth.

indem bekanntlich die Form des rechten Fußes der Form des linken gerade entgegen gesetzt ist. Zur Sicherheit und Bequemlichkeit des Ganges gehört auch besonders noch, daß die Länge und Breite der Schuhsohle sich genau nach der Fußsohle richte, und nicht zu schmal geschnitten sey, welchen Fehler unsre Schuhe gewöhnlich haben.

Man nennt einen Gang leicht, wenn der Gehende die Füße ungezwungen bewegt, und nicht stärker auftritt, als zur Sicherheit des Ganges nöthig ist, so daß er dem Ohr nicht durch Getöse beschwerlich fällt. Deshalb darf er aber eben nicht hüpfend, und, wie man zu sagen pflegt, hasenfüßig seyn. Die Leichtigkeit des Ganges wird gehindert durch allzu schwere Fußkleidung. Jedermann kennt den trappenden schwerfälligen Reitergang, den gesittete Personen an Keinem (außer dem Militär, wo er entschuldigt werden muß) gern leiden mögen. Kinder sollten daher nie Stiefeln, wie Erwachsne, tragen, sondern nur leichte Halbstiefeln oder Schuhe *). Fast noch häufiger ist eine gewisse Schlaffheit und Nachlässigkeit an dem schwerfälligen Gange schuld. Träge Kinder heben den Fuß beim Gehen nicht ordentlich auf, sie schleifen ihn gleichsam auf der Erde fort, und gewöhnen sich so einen latschenden Faulthiergang an, der mit den Jahren immer auffallender wird. Der entgegen gesetzte Fehler, da man die Füße zu hoch aufhebt, und sie nicht sowohl niedersetzt, als niederstößt, beleidigt Gesicht

*) Bis ins dritte Jahr (ich sage das wenigste) müssen billig die Kinder mit den Fesseln der Fußkleidung verschont bleiben. Auf bloßen Füßen lernen sie eher und besser gehen; zugleich werden sie dadurch gegen die Witterung abgehärtet, daß sie sich nachher nicht leicht verkälten.

sicht und Gehör am meisten. Er wird selbst unter Frauenzimmern vom mittlern und niedern Stande gefunden. — *Um die Kinder an einen leichten gefälligen Gang zu gewöhnen*, muß man sie auf diese Fehler aufmerksam machen, und sie oft ausdrücklich üben, mit Leichtigkeit auf einem harten unebnen Boden (z. B. auf groben Steinpflaster) hin und her zu gehen.

Die Gleichmäßigkeit des Ganges zeigt sich darin, wenn man nicht bald große, bald kleine Schritte macht, nicht bald geschwind, bald langsam geht, sondern bei mäßig gleichen Schritten, die der Größe des Körpers angemessen sind, bleibt. Doch muß man auch nicht den steifen taktmäßigen Gang annehmen, der ins Lächerliche fällt. Ein gemäßigter gleicher Schritt hat außer andern Vortheilen vorzüglich den, daß man nicht so leicht dabei ermüdet, und in eben der Zeit einen weitern Weg zurück legt, als wenn man mit schnellen und langsamen Schritten abwechselt.

Zu einem anständigen Gange gehört überhaupt eine gerade, aber ungezwungne Haltung des Körpers. Insbesondre muß der Kopf nicht zu weit vorwärts oder rückwärts gehalten, auch nicht alle Augenblicke von einer Seite zur andern gedrehet werden; die Bewegung der Arme muß nicht heftig und unschicklich seyn, und der ganze Leib nicht, wie eine Wiege, hin und her schwanken.

Die Beobachtung aller dieser Regeln kann und soll aber dennoch keine vollkommne Gleichförmigkeit im Gange der Menschen hervorbringen. Die eigenthümliche Beschaffenheit des Körperbaues, der Charakter und Gemüthszustand jedes Einzelnen hat auf die Art seines Ganges einen sichtbaren Einfluß. Daher wurde schon vor Alters der Gang eines Menschen für eins der besten cha-

rakteristischen Merkmale gehalten. Der Altvater Sirach sagt: Einen Schalk zeigen seine Kleidung, Lachen und Gang an (Kap. XIX, 27). Es können jedoch die vorher erwähnten guten Eigenschaften des Ganges, dem eigenthümlichen Charakter desselben unbeschadet, durch fleißige Uebung erworben werden.

Ein Spiel, welches an sich schon für die Jugend viel Reiz hat, ist besonders in dieser Hinsicht zu empfehlen; das Soldatenspiel. Militärische Uebungen sind am meisten geschickt, den äußern Anstand zu verbessern, und wenn schon verwöhnte erwachsene Personen dadurch gleichsam umgeformt werden können; wie viel leichter wird der jugendliche Körper jene edle Stellung und Gewandtheit annehmen, die wohlgeübte Kriegesmänner so vortheilhaft auszeichnet.

2. Das Laufen ist gesunden muntern Knaben noch angenehmer, als das Gehen. Wir sollten sie nicht davon, als von einer Unart, abhalten, sondern vielmehr sie dazu aufmuntern und darin üben. Die Natur hat gewiß nicht ohne Ursache den Trieb zum Laufen in die Jugend gelegt, denn es ist ein vortreffliches Mittel, die untern Glieder und die Lungen zu stärken. Die Fertigkeit im Laufen kann selbst zuweilen noch im männlichen Alter gute Dienste thun. Wenn das aber auch unter uns selten der Fall ist, so gibt doch schon der unmittelbare Nutzen, die Stärkung des Körpers, einen hinreichenden Beweggrund, diese Uebung von der Jugend fleißig anstellen zu lassen. Einige Leser denken vielleicht: Kinder werden es schon von selbst thun, man darf es ihnen nur nicht verbieten; wozu noch besondre Vorschrift und Uebung? — Antwort: Um den zufälligen Schaden, den das Laufen haben kann, zu verhüten,

Hüten, und die Vortheile, die es gewährt, desto sichrer zu erreichen.

Die Uebung im Laufen muß nie an heißen Tagen vorgenommen werden. Der Herbst und Winter ist die beste Zeit dazu. Um starken Schweiß zu verhüten, muß die Kleidung leicht seyn; Kopfbedeckung und Halsbinde können ganz abgelegt werden. Daß nichts die freie Bewegung der Glieder hindern darf, versteht sich von selbst. Der Laufende muß sich gewöhnen, während des Laufs lange Athemzüge zu thun, und die Luft jedesmal einige Sekunden in der Brust aufzuhalten, ehe er sie wieder ausbläst. Die Arme dürfen nicht zu heftig bewegt werden. Anfänger läßt man zuerst nur einige Minuten laufen, und dann täglich etwas länger, daher das Ziel alle Tage etliche Schritte weiter gesetzt wird. Man läuft um die Wette, entweder um sich an Schnelligkeit, oder an langer Ausdauer zu übertreffen. Lange Ausdauer mit gemäßigter Geschwindigkeit ist für die Gesundheit zuträglicher und im gemeinen Leben brauchbarer, als Geschwindigkeit ohne Ausdauer. Läufer von Profession kommen im Trabe einem Pferde gleich, und legen in einem Tage funfzehn und mehr Meilen zurück. Kleine Schritte erleichtern das Ausdauern; große Schritte dienen mehr zum schnellen und kurzen Lauf.

Aus dem vorigen Abschnitt, von der Diätetik, ist bekannt, daß man nicht kurz vor und nach dem Essen laufen, nicht durch einen kalten Trunk, durch Entkleidung oder plötzliche Ruhe gleich nach dem Laufen die Ausdünstung hemmen darf, u. d. m.

3. Das Springen. Regelmäßige Uebung im Springen hat den Vortheil, daß die Kinder nicht das bei Schaden nehmen, wie dies leicht geschieht, wenn

sie bloß aus Muthwillen springen, und wer kann sie immer davon abhalten? Auch ist zuweilen ein kühner und geschickter Sprung das einzige Rettungsmittel aus einer großen Gefahr. Außerdem erhält der Körper durch diese Uebung eine besondre Elastizität, welche alle andre Bewegungen desselben erleichtert.

Man unterscheidet vier Arten des Sprunges: den Sprung von einer Anhöhe herab, aus einer Tiefe hinauf, über eine horizontale Weite, und über einen hohen Gegenstand hinweg. Hierzu bedient man sich entweder der Füße allein, oder man nimt eine Springstange zu Hülfe, oder man vollführt den Sprung mit Auffetzung der Hände. Eine gute Vorübung des Springens überhaupt ist das Hüpfen auf einem Beine, oder auf beiden, welches eben so, wie das Laufen, von mehrern Knaben um die Wette angestellt wird.

Anfangs übt man sich eine geraume Zeit lang, ohne Anlauf (Vorsprung) über ein vorgelegtes Hinderniß, z. B. über ein auf der Erde liegendes Brett, mit neben einander gehaltnen Füßen zu springen. Eine Hauptregel beim Springen ist die, daß man sich gewöhne, auf die Ballen und Zehen und mit gebognen Knieen niederzuspringen, und den Leib vorwärts zu halten, damit die Gewalt des Stoßes, den der Körper bei Berührung der Erde erhält, vermindert werde. Dies gilt vorzüglich von dem Sprunge von einer Anhöhe herab. Diese Art des Springens, die oft im menschlichen Leben nothwendig wird (z. B. bei Feuersgefahr aus dem Fenster, oder aus dem Wagen, wenn die Pferde wild geworden sind), und dem Ungeübten meistens den Verlust seiner gesunden Glieder kostet, kann durch Uebung zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht werden. Die Vorsicht, welche bei

diesen

diesen Uebungen zu beobachten ist, besteht darin, daß man einen etwas weichen elastischen Boden (etwan einen mit Moos bewachsnen Grund) wählt, wo man hinabspringt, und die Stelle des Absprungs (von wo man herunter springt) nach und nach erhöhet. Bei einer Höhe von acht bis neun Fuß kann man es zulezt bewenden lassen.

Der Sprung aus der Tiefe in die Höhe geschieht entweder senkrecht in die Luft, oder im Bogen über ein Hinderniß hinweg. Zu der erstern Art übt man sich, wenn man von der Decke im Zimmer, oder von einem Baum im Freien Etwas (z. B. einen Apfel) herabhängen läßt, sich gerade darunter stellt, und dann mit beiden Füßen zugleich aufspringt, um es zu erreichen. Auch hier beobachtet man eine allmählige Stufenfolge in der Erhöhung des Gegenstandes, nach welchem man springt. Zur Uebung in der andern Art des Sprunges macht man folgende Vorrichtung: Man schlägt zwei Pfähle gegen einander über in einer Entfernung von etwa sechs Fuß in die Erde. Die Pfähle sind in Zolle eingetheilt und mit Löchern versehen. Sodann steckt man zuerst in das unterste Loch eines jeden Pfahls einen hervorstehenden Pflock, und legt quer über diese Pflöcke eine Schnur, an deren beiden Enden ein mit Sand gefülltes Beutelchen hängt, damit die Schnur gerade und etwas straff gezogen liegt. Diese Schnur nun ist das zu überspringende Hinderniß. Sie fällt bei dem geringsten Anstoß des Fußes herunter, und hat also für den Springenden nicht die mindeste Gefahr. So wie die Kraft und Geschicklichkeit zunimt; so steckt man die Pflöcke einen Zoll höher. Beim Springen selbst ist ein Anlauf oder Vorsprung nöthig.

Zu dem Sprunge über eine horizontale Weite dient jeder Raum auf einer Ebne, den man mit zwei parallel neben einander, zuerst näher und dann weiter, gelegten Stäben einschränkt. Hat man sich hier genug geübt, so werden die Versuche an kleinern und größern Graben gemacht, um Muth und Entschlossenheit zu wecken. Eine geringe Weite läßt sich ohne Anlauf überspringen; aber zu einer Weite von 6 bis 8 Fuß muß man einen mäßigen Anlauf nehmen. Geübte Springer machen Sprünge 12 bis 15 Fuß weit.

Ueber einen hohen Gegenstand hinweg zu springen, lernt man zugleich durch die vorhin erwähnte Uebung, wenn man über eine zwischen zwei Pfählen gezogne Schnur springt.

Zu sehr hohen und weiten Sprüngen bedient man sich einer Springestange. Dies ist eine etwa acht Fuß lange Stange von hinlänglicher Festigkeit, damit der Körper sich darauf stützen, und mittelst desselben sich über einen hohen Gegenstand oder über einen weiten Raum hinwegschwingen kann. Unten versieht man sie mit einem, in zwei nicht gar zu scharfe Spitzen ausgehenden, eisernen Beschläge; die Spitzen müssen einige Zoll weit aus einander stehen, und der Zwischenraum zwischen denselben muß dem Boden eine ziemlich breite Fläche entgegen stellen. So wird der Gefahr des Ausglitschens auf festem und des tiefen Eindringens in weichen Boden zugleich vorgebeugt. Bei dem Gebrauch setzt man die Spitzen so ein, daß sie nicht vor einander, sondern neben einander zu stehen kommen, dann faßt man die Stange am obern Ende, oder nicht weit davon, mit der einen Hand fest an, und mit der andern in einiger Entfernung von jener, oder in der Mitte. Hat man die rechte Hand oben und die linke

unten,

unten, so springt man an der rechten Seite der Stange vorbei, indem man mit dem linken Fuß den Abstoß macht; im entgegen gesetzten Fall aber springt man auf der linken Seite der Stange vorbei, und gibt sich den Abstoß mit dem rechten Fuße. Man schwingt sich aber in einem halben Zirkel um den Stab herum, und komt folglich beim Niedersprunge so zu stehen, daß das Gesicht dahin gewendet ist, wo man den Aufsprung machte. Der Arm, dessen Hand den Stab oben gefaßt hat, dient dem Körper zum Aufschwingen, und der untere Arm zum Stützen. Ein geübter Springer ist im Stande, mittelst eines solchen Stabes den Sprung bis zu der Höhe zu treiben, die er mit den Fingerspitzen erreichen kann. Auch kann man die Stange gerade vor die Füße setzen, und mit beiden Füßen zugleich abstoßen, da denn der Stab beim Aufsprung zwischen die Beine komt.

Mit Aufsetzung der Hände auf einen unbeweglichen Körper über Gegenstände wegspringen, heißt Voltigiren; doch versteht man insbesondre darunter die Kunst, auf die beschriebne Art mit Leichtigkeit und Sicherheit auf und über ein Pferd zu springen, und auf demselben allerlei geschickte Wendungen zu machen. Indeß läßt sich diese Art des Sprunges auch auf andre Fälle im gemeinen Leben anwenden, und die Uebung darin ist nicht ohne Nutzen. Ueber einen fest stehenden Gegenstand, der uns höchstens nur bis an die Brust reicht, kann man sich leicht hinwegschwingen, wenn man nach einem Vorsprung von zwei Schritten beide Hände darauf setzt, und in demselben Augenblick den untern Theil des Körpers in die Höhe schnellt, und herum drehet. Ist der Gegenstand niedriger, z. B. eine Bank, so braucht man nicht einmal einen Vorsprung zu nehmen; ist er

höher, oder von solchem Umfang, daß der Körper nicht darüber weggeschleudert werden kann, so ist das Aufsetzen der Hände doch ein bequemes Mittel, sich geschwind hinauf zu schwingen.

Uebrigens ist das Voltigiren im engern Sinn nur denen wichtig und nützlich, welche die Reitkunst lernen, oder sonst mit Pferden viel umgehen müssen *).

Bei allen Arten des Springens muß man die Zunge in Acht nehmen, daß sie nicht zwischen die Zähne komt; auch darf man diese Uebungen noch weniger, als andre heftige Bewegungen, gleich nach Tische vornehmen.

4. Das Klettern unterscheidet sich vom Gehen und Steigen hauptsächlich dadurch, daß die Hände dabei gebraucht werden, um auf eine Höhe zu kommen. Man geht auf der Ebne, man steigt eine Treppe hinan, ohne Hülfe der Hände; man kriecht mit Händen und Füßen auf der Erde, aber man klettert mittelst beider an einem Baum in die Höhe. Oft haben die Füße beim Klettern gar keine festen Ruhepunkte, und Hände und Schenkel müssen allein den Körper vor dem Fall sichern.

Da also Hände, Arme und Schenkel hier vorzüglich Dienste thun müssen, so wird die Vorübung zum Klettern mit Stärkung derselben gemacht. Der Knabe steigt auf eine Bank, umfaßt mit beiden Händen einen Balken oder dergleichen, und, nachdem ihm die Bank unter

*) Man hört und lies't zuweilen die Redensart: Einen salto mortale (Todtensprung) machen; welche anzeigen soll: Ein gefährliches Wagestück unternehmen. In der Voltigir- und Springekunst versteht man darunter den schwersten und gefährlichsten Sprung, da der Springer sich in der Luft ein bis zweimal überschlägt, und dann auf dem Boden mit geraden Füßen zu stehen komt.

unter den Füßen weggezogen worden, hängt er schwebend so lange, als er es aushalten kann. Die Kräfte nehmen durch die tägliche Uebung zu, und er wird bald mit Einer Hand allein (welches abwechselnd mit der rechten und linken geschieht) die Last seines Körpers eben so lange tragen lernen, als mit beiden Händen. Dieselbe Uebung macht er mit den Armen, indem er durch Einbiegung des Armgelenkes einen Haken bildet, und sich damit anhängt. Um Schenkel und Beine zu stärken, umfaßt er einen mäßigen Baumstamm, schlägt die untern Glieder um denselben, klammert sich fest damit an, läßt dann Hände und Arme los, und bleibt in dieser Lage, so lange es ihm möglich ist.

Nachdem er sich eine Zeit lang auf die Weise vorbereitet hat, so läßt man ihn die Uebungen im Klettern selbst anstellen. Die leichteste Art ist das Hinaufklettern an einer gewöhnlichen etwas schräg stehenden Leiter. Haltung des Gleichgewichts und Vorsicht in bedenklichen Lagen wird erworben, wenn man sich übt, an einer Leiter hinauf und hinunter zu steigen, ohne die Hände zu gebrauchen; oder an der innern Seite der Leiter entweder mit Händen und Füßen, oder bloß mit den Händen zu klettern. Weit schwerer ist es, an einer schlaff herabhängenden und unten gar nicht befestigten Strickleiter hinauf zu klettern, wegen des beständigen Schwankens und der rücklings schrägen Lage, worin sich der Körper vermöge seiner Schwere versetzt. Es wäre aber zu wünschen, daß die Einführung dieser wohlfeilen und nützlichen Geräthschaft gemeiner würde, und daß man sich im Gebrauch derselben fleißig übte. Eine Strickleiter, wäre sie auch hundert Fuß lang, ist bequem fort zu bringen und aufzubewahren; man kann damit an hohe steile Wände hinan und hinab, und

über

über sonst unersteigliche Mauern hinweg kommen, und ist daher bei Feuersgefahr eins der sichersten Rettungsmittel. Um sie oben zu befestigen, wenn man von unten eine Höhe hinan will, bindet man einen Strick daran, beschwert diesen am äußersten Ende mit einem Stein oder dergleichen, wirft ihn hinüber, und zieht vermittelst desselben die Leiter hinauf. Von dem Gebrauch einer solchen Leiter ist zu bemerken, daß man mit den Händen nicht an die Stufen, sondern an die beiden Hauptseile fassen muß, wodurch die perpendikuläre Stellung des Körpers mehr erhalten, und das Klettern erleichtert wird. Alles andre beruhet auf Uebung.

Auch ein einfaches Seil kann zum Klettern dienen. Soll man z. B. einen glatten senkrechten Pfahl erklimmen, so wickelt man von unten einen Strick hinauf, so, daß dadurch gleichsam Schraubengänge gebildet werden, auf welche man die Füße setzen kann. Zuerst wird der Strick unten ein paarmal so umgewickelt, daß das Ende durch den Strick selbst geklemmt wird. Darauf macht man die Schraubengänge bis zur Brusthöhe, und jezt kann man schon anfangen zu klettern. Während dem Klettern wickelt man die Schraubengänge immer weiter hinauf, und klettert immer nach.

An einem einfachen, von einer Höhe herabhängenden Seile zu klettern, erfordert sehr viel Kraft und Geschicklichkeit. Es können aber Fälle eintreten, wo man sich desselben bedienen muß, und in so fern ist vorsichtige Uebung der Jugend nicht zu widerrathen. Hat man es in seiner Gewalt, vorher Knoten in kleinen Zwischenräumen in das Seil zu knüpfen, so wird dadurch das Unternehmen erleichtert, indem Hände und Füße Ruhepunkte finden, wo sie sich fest halten können. Ungeübte müssen deshalb auch hiermit den Anfang machen.

chen. Ist das Seil glatt, so muß man desto mehr Kraft anwenden, um sich zu halten. Man faßt das Seil unten zwischen die beiden Fußgelenke, und klemmt es fest ein, indeß eine Hand über die andre oben angreift. Sodann zieht man die Füße etwas weiter hinauf, faßt das Seil damit von neuem, greift mit der ersten Hand höher, folgt mit der andern nach, dann wieder mit den Füßen u. s. w. Weniger schwer ist es, sich an demselben aus der Höhe herab zu lassen; nur muß man verhüten, daß es nicht zu schnell geschehe, und die Hände daran herabstreifen, weil sie sonst beschädigt werden. Man muß eben so, wie bei dem Hinaufklettern, Hand um Hand absetzen, und das Seil mit den Fußgelenken, nicht mit den Beinen und Schenkeln, fest halten.

Alle diese Uebungen müssen erst lange im Kleinen und stufenweise, vom Leichtern zum Schwerern fortschreitend, gemacht werden, ehe man sich an größere Versuche wagt. Das Uebungsseil z. B. darf nicht höher, als 7 bis 8 Fuß angeknüpft werden, es muß hinlänglich dick und fest seyn ꝛc. Einen geraden hohen Baumstamm erklimmen, ist zwar nicht so schwer, als die meisten hier beschriebnen Uebungen sind; aber es ist gefährlicher, und muß eben deswegen bis zuletzt bleiben. Wer jene Vorübungen lange genug getrieben hat, der kann die Probe an einem niedrigen zackichten Baum anstellen, und dann nach und nach höhere und glatte dazu wählen. Man gebraucht dabei nach Beschaffenheit des Baums Hände, Arme, Schenkel, Beine und Füße, entweder zugleich, oder einzelne dieser Glieder abwechselnd, denn hier kommen alle Arten des Kletterns vermischt vor. Blätterlose Bäume muß man vermeiden, weil sich die verdorrten Zweige, die beim

fassen leicht abbrechen, nicht wohl daran erkennen lassen.

5. Die Haltung des Gleichgewichts (das Balançiren) kann entweder in Beziehung auf unsern eignen Körper verstanden werden, oder in Beziehung auf fremde Körper. Hier ist die Rede vornämlich von dem Gleichgewichthalten unsers eignen Körpers, als der gemeinnützigern und wichtigern Uebung. Auf sie gründet sich fast jede Bewegung des Körpers, und wir können nicht stehen, gehen, laufen ꝛc., ohne diese Haltung des Gleichgewichts. In engerer Bedeutung versteht man aber darunter die Erhaltung des Körpers auf einer sehr schmalen und ungewissen Grundfläche, so, daß er nicht fällt. Man muß sich also durch Uebung die Geschicklichkeit erwerben, in jeder noch so mißlichen Stellung die Verrückung des Schwerpunkts zu verhüten.

Den Anfang in dieser Uebung macht man mit dem Stehen auf Einem Beine, womit mancherlei abwechselnde Stellungen und Bewegungen verbunden werden. Man steht z. B. auf dem linken Beine, hält das rechte gerade ausgestreckt vorwärts, seitwärts, rückwärts, bewegt es hin und her, biegt das Knie, faßt den rechten Fuß mit der rechten, dann mit der linken Hand ꝛc. Dergleichen Bewegungen und Veränderungen werden auch mit dem linken Beine gemacht, indem man auf dem rechten ruht. Eine ganz einfache, aber gute Uebung in dieser Art des Balançirens ist es, wenn man die Kinder anhält, sich Strümpfe und Schuh oder Stiefeln täglich stehend, ohne sich irgend wo anzulehnen, an- und auszuziehen.

In der Folge üben sich die Kinder, auf einem runden Fichtenstamm, der mit seinem dicken Ende und in der Mitte auf einer kleinen Unterlage ruht, mit Sicher-

cherheit und Anstand gehen zu lernen. Die Regel beim Gehen ist, daß die Füße stark auswärts gesetzt werden. Um eine desto größere Fertigkeit darin zu erlangen, legen sie sich allerlei Hindernisse in den Weg, z. B. einen Stein, einen Hut, worüber sie wegschreiten oder wegspringen; sie begegnen einander, und weichen sich aus, so daß jeder seinen Weg fortsetzen kann; sie setzen das dünne Ende des Stammes, welches keine Unterlage hat, in eine schwankende Bewegung, und suchen sich dabei im Gleichgewicht zu erhalten.

Eine ähnliche Uebung ist das Stehen und Gehen auf der Kante eines im Fußboden befestigten Brettes. Das Brett muß nur einen Fuß hoch seyn, damit sie beim Herunterfallen nicht Schaden nehmen. Zuerst wiederholen sie auf diesem Brette die Uebungen mit dem Stehen auf Einem Beine; dann gehen sie darauf hin und her, bald vorwärts, bald rückwärts, drehen sich um ꝛc.

Das Wippen, ein bekanntes Kinderspiel, befördert ebenfalls die Haltung des Gleichgewichts. Man legt ein langes starkes Brett in der Mitte auf eine etwa zwei Fuß hohe Unterlage; auf jedes Ende des Brettes stellt sich ein Knabe, und nun fangen beide an, sich in eine auf- und niederschwankende Bewegung zu setzen. Geübte sind im Stande, sich etliche Fuß hoch vom Brette abzuschnellen, und immer richtig wieder auf ihren Standpunkt aufzuspringen.

Das Stelzengehen ist nicht nur in Hinsicht auf die Haltung des Gleichgewichts eine nützliche Uebung, sondern es kann auch in manchen Fällen wirklich gute Dienste thun, wenn man sich eine Fertigkeit darin erworben hat. In einigen heißen Ländern läuft Jung und Alt (wie ein berühmter Schriftsteller sagt) auf Stel-

zen über den brennenden Sand sicher und ohne Empfindung her, und setzt über Graben und Bäche. Der Stelzengeher kann auf Reisen sich manchen Umweg ersparen, indem er mit seinen künstlich erhöheten Beinen flache Wasser und Moräste nicht scheuen darf. Auch komt man auf Stelzen geschwinder fort, da man mit denselben größere Schritte machen kann, und die Beine durch die mitwirkende Kraft der Arme unterstützt werden. Die Stelzen bestehen aus zwei festen Holzstangen, woran Tritte angebracht sind, um sich mit den Füßen darauf stellen zu können. Einige machen sie nur so lang, daß sie bis zur Achselgrube des Gehenden reichen, und gebrauchen sie, wie Krücken, zur Stütze; es ist aber besser, sie bis über den Kopf hinaus gehen zu lassen, weil man sich alsdann nicht so leicht damit beschädigt. An jeder Stelze werden mehrere feste Absätze über einander gemacht, und so tritt man nach Belieben und nach Beschaffenheit der Umstände bald höher, bald niedriger. Wenn man sich nun derselben bedienen will, so stellt man sie so, daß die Enden hinter der Achsel durchgehen, faßt sie mit den Händen gerade da an, wo sich das Hüftgelenk befindet, und tritt mit den Füßen auf die Absätze (anfangs auf die niedrigsten) fest auf. Beim Fortschreiten muß die Stelze ein wenig in die Höhe gezogen werden, damit sie immer unter dem Fuße bleibe, ohne sich zu lüften. Kunststücke mit Stelzen zu machen, z. B. Treppen hinauf und hinunter zu gehen, ist unnöthig und gefährlich. Man kann sich begnügen, wenn man hinlänglich geübt ist, auf ebnem Boden sicher und leicht damit fort zu kommen, und im Gehen geschickt auf die Tritte hinauf und von denselben herunter zu springen.

Eine gute, aber schwere Balançir-Uebung ist auch die, daß man sich auf cylindrischen Körpern, die sich leicht herum wälzen, oder auf einer Kugel, mit der Fußspitze stehend im Gleichgewicht zu erhalten sucht.

6. Der Eislauf gehört eigentlich ebenfalls zu den Balançir-Uebungen. Es ist gut, daß die Kinder mit Sicherheit auf dem Eise gehen lernen, da man oft in den Fall komt, darauf gehen zu müssen. Auf dem Eise mittelst der Schlittschuhe laufen zu lernen, ist zwar nicht nothwendig, aber als gymnastische Uebung, in Betracht der Gewandtheit des Körpers, welche dadurch erworben wird, und in Hinsicht auf Gesundheit und unschuldiges Vergnügen, kann es mit Grunde empfohlen werden. Vorsicht ist allerdings, wie bei allen körperlichen Uebungen, so auch hier besonders nöthig, da man hauptsächlich durch unüberlegte Wahl des Orts und der Zeit in Lebensgefahr gerathen kann.

Gute Schlittschuh, sowohl der Materie als der Form nach, sind das erste Erforderniß zu dieser Uebung. Sie müssen entweder ganz von Stahl, oder wenigstens unten stark gestählt seyn. Es ist besser, wenn die Unterfläche des Eisens glatt, als wenn sie hohlgeschliffen ist. Der Schnabel muß sich gleich an dem Vordertheil des Fußes hinaufkrümmen, und die Größe des ganzen Schlittschuhes sich nach der Größe des Fußes richten, so, daß die hintere Ecke ungefähr mitten unter die Ferse fällt. Die Eisen dürfen nicht zu hoch seyn, um das Hin- und Herwanken und das Einknicken des Fußgelenkes zu verhüten; auch müssen sie unbeweglich an den Hölzern sitzen. Bei dem Gebrauch der Schlittschuhe sieht man darauf, daß sie auf die bequemste Art und so fest, als möglich (doch ohne zu drücken), an den Füßen befestigt werden. Anfänger läßt man zuerst sich

üben, mit untergebundnen Schlittschuhen auf der Erde zu stehen, sowohl auf beiden Füßen, als auf Einem allein. Das Laufen auf dem Eise selbst lernt sich auch ohne besondre Regeln durch eigne Uebung und Aufmerksamkeit, man muß sich nur anfangs immer vorwärts neigen, um nicht rücklings überzuschlagen. Wer furchtsam ist, kann die ersten Versuche mit Hülfe eines Stuhlschlittens machen.

7. Das Schwimmen. Es würde überflüssig seyn, von dem Nutzen der Kunst zu schwimmen ein Wort zu sagen; er ist zu einleuchtend, als daß ihn Jemand verkennen könnte. Schon das Baden, welches zur Stärkung des Körpers und zur Erhaltung der Gesundheit so dienlich ist, sollte eine Veranlassung seyn, diese Kunst zu lernen.

Es gibt natürliche Schwimmer, die durch eine fette und schwammige Leibesbeschaffenheit von selbst auf der Oberfläche des Wassers erhalten werden; aber sie sind seltne Ausnahmen. Die meisten Menschen müssen durch wiederholte Versuche, durch Uebung erst schwimmen lernen.

Diese Uebung darf von der Jugend nicht anders, als im Beiseyn verständiger erwachsner Personen vorgenommen werden. Man sucht dazu einen sichern stillen Platz in einem Flusse aus. Das Wasser ist zum Schwimmen tief genug, wenn es der Person im Stehen bis an die Hüften reicht. Auf jeden Fall kann man dem Anfänger dicht unter den Armen einen Gürtel anlegen, und eine Leine daran befestigen, welche ein am Ufer stehender Erwachsner in Händen hält.

Das erste, was ein Schwimmer lernen muß, ist das Tauchen, indem er sich häufig mit dem ganzen Kopfe untertaucht, und nach und nach sich gewöhnt, mehrere

rere Sekunden bis zu etlichen Minuten unter dem Wasser auszuhalten. Er muß zu dem Ende vor dem Untertauchen den Athem stark anziehen, und ihn unter dem Wasser allmählig wieder gehen lassen. So bald man das Bedürfniß fühlt, Athem zu schöpfen, muß man auch den Kopf an die freie Luft bringen. Je länger folglich Jemand den Athem an sich halten kann, desto länger ist er im Stande, unter dem Wasser zu bleiben. Taucher von Profession, die z. B. bei der Perlenfischerei gebraucht werden, sollen doch gewöhnlich nur etwa fünf Minuten unter dem Wasser ausdauern können, wenn sie sich nicht einer Täucherglocke (s. die Physik im erst. Bande) bedienen. Wer es erst gewohnt ist, einige Zeit unter Wasser zu seyn, kann sodann allerlei Bewegungen in demselben vornehmen, auf dem Grunde fortkriechen, sich wieder herauf arbeiten u. s. w., welche Geschicklichkeit im Nothfall, wenn man unvorsetzlich in die Tiefe geräth, gute Dienste thut.

Nächstdem ist das Schwimmen auf der Oberfläche des Wassers in horizontaler Lage die nützlichste Uebung, und zwar entweder auf dem Bauche, oder auf dem Rücken. Bei dem Schwimmen auf dem Bauche hält man den Kopf über dem Wasser, Hände und Füße aber unter demselben, letztere merklich tiefer, als die obern Gliedmaßen. Beide Arme streckt man vorwärts aus, so daß sie etwas unter der Oberfläche des Wassers bleiben, und die Hände einander berühren. Die Finger werden dicht geschlossen gehalten, auch wird der Daumen an den Zeigefinger angedrückt, und die Hand ein wenig hohl gemacht. Zu gleicher Zeit stellt man die Fersen der Füße an einander, und fängt folgende Bewegungen an, um sich fort zu stoßen: Man beschreibt mit unterwärts gehaltner innerer Fläche der Hände eis

nen Bogen mit beiden Armen zugleich, als ob man die Hände auf dem Rücken zusammenschlagen wollte. Im Anfange dieses Bogens hält man die innere Fläche der Hände gerade unterwärts gekehrt, gegen die Mitte des Bogens aber dreht man dieselbe etwas nach hinten, um damit desto besser den Stoß auf das Wasser auszuüben, durch welchen man sich vorwärts schiebt. Dieser rückwärts gehende Bogen der Hände muß ziemlich schnell gemacht werden, aber die Wiederholung desselben nicht gar zu geschwind darauf, theils um die Wirkung des vorhergehenden Stoßes vollenden zu lassen, theils um nicht zu bald zu ermüden. Zu eben der Zeit, da die Hände nach vorn hin ausgestreckt werden, um den Stoß anzufangen, müssen die Füße stark angezogen werden, so daß die Ferse dicht an das Gesäß kommen, und sich daselbst, so wie vorn die Hände, berühren, dabei denn die Kniee weit aus einander stehen. So wie nun die Hände sich zurückbewegen, um den Körper fort zu stoßen, so müssen auch die Füße ausgestreckt werden, um diesen Stoß zu verstärken, indem sie sich gegen das Wasser stämmen. Durch Wiederholung dieses Verfahrens rückt also der Körper stufenweise im Wasser fort. Bei dem Ausstrecken der Hände nach vorn hin muß man jedesmal das Wasser mit der Schärfe der Finger durchschneiden, um so wenig Fläche, als möglich, dem Wasser entgegen zu stellen, so wie es beim Zurückstoßen gerade umgekehrt ist. Uebrigens dürfen weder Hände noch Füße aus dem Wasser kommen, so lange man schwimmt. Eine Hauptregel ist, daß Hände und Füße gleichzeitig, taktmäßig und nicht übereilt bewegt werden. Die Kunst läßt sich ohne Gefahr in etlichen Stunden lernen, wenn man mit der hier erwähnten Vorsicht die gegebnen Regeln genau befolgt.

Das

Das Schwimmen auf dem Rücken ist noch leichter, und kann zur Erholung dienen, wenn man von dem Schwimmen auf dem Bauche ermüdet. Der Kopf wird tief ins Wasser eingesenkt, so daß nur die äußerste Fläche des Gesichts über demselben bleibt, und der ganze Körper recht gerade und steif gehalten. Will man sich in dieser Lage ruhend erhalten, ohne von der Stelle zu kommen, so schließt man die Oberarme auf beiden Seiten dicht an, und macht mit den Händen kurze und schnelle Striche seitwärts; will man sich aber fortbewegen, so werden die Füße auf ähnliche Art, wie beim Schwimmen auf dem Bauche, angezogen und fortgestoßen, wobei die Oberarme dicht an den Leib gehalten, die Unterarme quer über die Brust gelegt und die Hände in einander geschlagen werden.

In senkrechter Stellung schwimmend sich im Wasser fortbewegen, hat mehr Schwierigkeit, als das Schwimmen in horizontaler Lage. Es wird eine sehr geübte Kraft dazu erfordert, sich in jener Stellung zu erhalten, so daß der Kopf und ein Theil der Brust aus der Oberfläche des Wassers hervorragen, und man sich bloß der Füße bedient, um fort zu kommen. Indeß kann es in manchen Fällen nützlich seyn, diese Geschicklichkeit zu besitzen, weil man dabei die Hände über dem Wasser zu beliebigem Gebrauch (z. B. wichtige Papiere oder dergl. trocken von einem Ufer des Flusses zum andern zu bringen) frei behält. Diese Kunst, welche jedoch nicht bloß Uebung, sondern auch eine natürliche Anlage und Fähigkeit des Körpers verlangt, besteht in einem geschwinden Aufheben und Niederstoßen der Füße, als ob man wechselsweise mit den Füßen stampfen wollte; man nennt sie das Wassertreten.

Vom Schwimmen überhaupt ist noch zu merken, daß man des Wohlstandes wegen Schwimmkleider anhaben muß, welches auch noch den Nutzen hat, daß man nicht in Verlegenheit geräth, wenn man durch einen Nothfall gezwungen wird, in Kleidern zu schwimmen. Auch ist es ebenfalls in Hinsicht auf unvorhergesehene Fälle gut, sich zu üben, von einer Höhe (einer Brücke, einem hohen Ufer) mit Geschick hinab zu springen. Dies geschieht am sichersten, wenn man die Fußspitzen niedrig hält, um mit diesen zuerst das Wasser zu zertheilen, die Beine dicht an einander schließt, und eben so auch die Arme längs dem Leibe herunter geschlossen hält. Schießt man mit dem Kopfe zuerst ins Wasser, so bedeckt man mit einer Hand die Stirn, damit der Widerstand des Wassers nicht gefährlich werde.

Man hat auch künstliche Vorrichtungen erfunden, um das Schwimmen zu erleichtern, und den Schwimmenden selbst gegen mögliche Gefahr zu sichern. Das bequemste unter diesen Mitteln ist der Kork, wovon ein Erwachsner nur etwa sechs Pfund in der Gegend des Oberleibes auf irgend eine Art mit seinem Körper verbinden darf, so kann er nicht untersinken. Für Anfänger im Schwimmen würde eine ähnliche Vorrichtung dienlich seyn, wenn sie z. B. ein Band um den Oberleib legten, an dessen Ende Kork befestigt wäre.

8. Uebungen der Sinne. Daß Ein Sinn vor dem andern durch fleißigen Gebrauch ausnehmend geschärft werden könne, zeigt uns die Erfahrung an solchen Personen, die durch ihr Gewerbe genöthigt sind, Einen Sinn vorzüglich zu üben; und daß eben so auch die Schärfe aller Sinne einer mehr als gewöhnlichen Vollkommenheit fähig sey, lehrt das Beispiel der sogenann-

nannten Wilden. Da es nun Niemandem gleichgültig seyn kann, ob diese wichtigen Werkzeuge, durch welche wir alle Empfindungen und mittelbar alle Erkenntniß erhalten, scharf oder stumpf, vollkommen oder unvollkommen sind: so muß auch die Sorge für zweckmäßige Uebungen derselben in der Jugend eine der angelegentlichsten Pflichten seyn *).

Bei den Uebungen des Gesichts komt es vornämlich darauf an, daß man einen Gegenstand in verschiednen Entfernungen wahrnehmen, und die Größe desselben richtig schätzen lerne. Zu dem Ende muß man das Auge bald auf entfernte, bald auf nahe Punkte richten, und die unterscheidenden Merkmale eines Gegenstandes deutlich zu erkennen suchen. Es sehen z. B. zwei oder mehrere Personen von einem gleichen Standort ins weite Feld, und machen einen Baum, ein Haus ꝛc. zum gemeinschaftlichen Gesichtspunkt, wo jeder sich bemüht, den andern in Aufsuchung und richtiger Angabe gewisser

*) Es werden aber hierbei nicht sowohl die Organe selbst geübt, als vielmehr das innere Empfindungsvermögen der Seele. Ein berühmter Gelehrter schreibt über diesen Gegenstand also: Die ersten Kräfte, welche sich in uns bilden und vervollkommnen, sind die Sinne; sie sollten also auch zuerst geübt werden, und sie sind es, die man übersieht und am meisten vernachlässigt. Die Sinne üben, heißt aber nicht bloß, dieselben gebrauchen, sondern durch dieselben urtheilen, oder so zu sagen empfinden lernen. Es gibt bloß natürliche und mechanische Uebungen, welche dienen, den Körper stark zu machen, ohne der Urtheilskraft etwas zu thun zu geben. Schwimmen, Laufen, Springen ꝛc. alles dies ist vortrefflich; aber haben wir denn nur Arme und Beine? Haben wir nicht Augen und Ohren, und sind diese Organe bei dem Gebrauch der andern Glieder überflüssig? — Uebet also nicht bloß die Kräfte, übet auch die Sinne, welche jene lenken, und zieht aus beiden den möglich größten Nutzen.

Kennzeichen zu übertreffen. Sie nähern sich mit langsamen Schritten jenem Gegenstande, und setzen ihre Bemerkungen fort; die Ankunft bei dem Ziel entscheidet sodann, wessen Blick der schärfste war. Ein andermal üben sie sich, kleine Gegenstände in der Nähe deutlich zu erkennen, die feinsten Züge in einem Gemälde oder Kupferstich zu entdecken, den Unterschied ähnlicher Baumblätter, der Holzarten ꝛc. anzugeben u. d. m. Schädlich ist es den Augen, Eine dieser Uebungen allein und anhaltend anzustellen, und den Blick entweder bloß auf nahe, oder bloß auf entfernte Punkte zu richten, wodurch die Fehler der Kurzsichtigkeit und der Weitsichtigkeit entstehen. — Die Größe der Gegenstände durch das Auge schätzen zu können, d. i. ein gutes Augenmaaß zu haben, ist in vielen Fällen des Lebens von nicht geringem Nutzen. Eine solche Größe bezieht sich entweder auf eine Menge von Dingen, z. B. wenn man die Zahl einer versammelten Menge Menschen auf den bloßen Blick schätzen soll; oder sie betrifft den Umfang, die Länge, Breite, Höhe, Masse eines Körpers, die Entfernung verschiedner Gegenstände von uns selbst und von einander, die Schnelligkeit und Langsamkeit eines bewegten Körpers in verschiedenen Entfernungen, Bestimmung des Weges, den ein geworfner Körper ungefähr nehmen wird, und dergleichen. Die Fertigkeit, diese Dinge durch das Auge so zu schätzen, daß man der Wahrheit ziemlich nahe komt, wird durch besondre Uebungen ungemein sicher. Die Hauptsache bei diesen Uebungen beruhet darauf, daß man jedesmal das, was man durchs bloße Augenmaaß geschätzt hat, hinterher wirklich zählt, mißt, wägt ꝛc. Es findet dabei sehr viel Abwechslung Statt, und macht theils deswegen, theils an sich schon viel Vergnügen, wenn

mehrere Kinder z. B. die Schwere eines Apfels erst nach dem Blick schätzen, und er dann demjenigen als Preis zuerkannt wird, welches in der Schätzung dem wahren Gewicht am nächsten gekommen ist; oder sie taxiren die Zahl von einem Häufchen Nüsse u. s. w.

Das Gehör wird vervollkommnet, wenn man sich übt, theils einen schwachen oder sehr entfernten Schall zu vernehmen, theils aus dem Schall selbst den Körper, von welchem er herkomt, zu erkennen, die Entfernung desselben zu beurtheilen, und Höhe und Tiefe des Tons zu unterscheiden. Letzteres lernt man vorzüglich durch Unterricht in der Musik und durch das Stimmen musikalischer Instrumente. Von den andern Uebungen, welche auf die Verfeinerung des Gehörs Bezug haben, ist folgende eine der zweckmäßigsten: Man verbindet den Kindern die Augen, und nun müssen sie angeben, was im Zimmer geschieht, und aus dem Ton sowohl die Beschaffenheit des Körpers, als auch seine Entfernung errathen. Man klopft z. B. an einen Tisch, an einen Stuhl, an einen Schrank, an einen Topf ꝛc.; es geht Jemand im Zimmer, der vorher nicht da war, und sie müssen an dem Schall des Fußtritts erkennen, wer es ist; man nimt allerlei Verrichtungen vor, man schreibt, blättert in einem Buche, steigt auf einen Stuhl ꝛc., und sie müssen sagen, was man thut. Auch hier lassen sich mannichfaltige Veränderungen anbringen.

Geruch und Geschmack werden auf ähnliche Art geübt. Mit verbundnen Augen muß Jemand errathen, ob ein vorgehaltner Körper (den er nicht berühren darf) Stein, Metall, Holz (und welche Gattung von Holz), Papier, Tuch, Leinwand ꝛc. sey. Sodann muß er verschiedne von solchen Körpern mit der Zunge berüh-

ren, um sie durch den Geschmack zu erkennen. Auch kann man zu dem Ende verschiedne Flüssigkeiten in verschiednen Verhältnissen zusammen mischen, und ihn das Verhältniß der Mischung angeben lassen. Für Aerzte und Apotheker ist bekanntlich ein feiner Geschmack nicht unwichtig.

Das Gefühl ersetzt dem Blinden den Mangel des Gesichts fast ganz, und daraus erhellet, daß dieser Sinn eines hohen Grades von Verfeinerung fähig ist. Man erzählt Dinge von Blindgebornen, die unglaublich seyn würden, wenn sie nicht bewährte Zeugnisse und die tägliche Erfahrung für sich hätten. In Frankreich lebte ein Blindgeborner, welcher die Chemie und Tonkunst studiert hatte; er konnte mit den Fingern, vermittelst erhabner Buchstaben, lesen, und lehrte es seinen Sohn. Er beurtheilte die Nähe körperlicher Gegenstände nach dem Grade der Wirkung, welche die Luft auf sein Gesicht machte. So unterschied er sehr richtig eine offne Straße von jeder andern, die keinen Ausgang hatte, denn die geringste Veränderung des Dunstkreises empfand er im Gesichte. Die Schwere der Körper, den Inhalt der Gefäße gab er sehr genau an, denn seine Hand war ihm eine untrügliche Wage und ein nie fehlendes Maaß. — Daß Blinde durchs Gefühl Stücke Geld erkennen, ist nichts Außerordentliches; aber bewundern muß man das feine Gefühl desjenigen, der unter einer Menge von Münzen jede falsche herausfand, und wenn sie auch so gut nachgemacht war, daß sie das Auge des Kenners betrügen konnte. Ein blinder Bildhauer bildete Statüen in Thon so genau nach, daß sie dem Original vollkommen glichen. Vor etlichen Jahren starb in Deutschland ein Mann, der in seinem Alter blind und taub geworden war. Er hatte sich aber

vorher

vorher schon oft geübt, mit verschloßnen Augen zu gehen, und es so weit gebracht, daß er sich niemals stieß. Diese Fertigkeit kam ihm in seiner Blindheit sehr zu statten, denn er konnte überall ohne Gefahr vor Versetzung herumgehen. Gänzlich des Gesichts beraubt, schrieb er nicht nur leserlich und deutlich, sondern er lernte auch alle mit grober Schrift gedruckten Bücher lesen, indem er jeden einzelnen Buchstaben mit den Fingerspitzen ausfühlte. Zum Zeitvertreib okulirte und pfropfte er Bäume in seinem Garten, und pflanzte Blumen, die er sorgfältig wartete, und jede Gattung derselben bloß durchs Gefühl genau unterschied. Zufällig machte er die Entdeckung, daß sein Gefühl ihm auch den Mangel des Gehörs einigermaßen ersetzen könne. Er legte die Hand an den Mund seiner Frau, und ließ sie erst jeden Buchstaben des Alphabets nach der Reihe auf seiner Hand aussprechen. Bei jedem Buchstaben nahm er eine andre Empfindung in seinem Körper gewahr, die er sich merkte, weil er fand, daß sie bey Wiederholung desselben Buchstabens immer die nämliche blieb. Durch fleißige Uebung erlangte er in der Folge eine so große Fertigkeit, daß seine Frau nur seine Hand auf ihren Mund zu legen, und ganz sachte dagegen zu reden brauchte, um sich mit ihm eben so leicht, als ob er das genaueste Gehör hätte, unterhalten zu können.

Wir erstaunen mit Recht über die Wirkungen eines so verfeinerten Gefühls, oder vielmehr über den hohen Grad von Aufmerksamkeit auf die Veränderungen, welche äußere Gegenstände in den Werkzeugen des Gefühls hervorbringen. Da Blinde diesen Sinn beständig üben müssen, so ist es sehr natürlich, daß er bei ihnen mehr, als bei andern geschärft wird. Aber doch können

nen

nen auch Sehende, wenn sie den Blinden öfters nachahmen, die Vollkommenheit desselben ungemein erhöhen. Spieler von Profession und Taschenspieler unterscheiden, wie man sagt, durchs Gefühl die Augen und Bilder der Karten. Uebungsarten zur Verfeinerung des Gefühls sind so leicht zu erfinden, daß es nicht nöthig ist, hierüber weitläuftig zu seyn. Mit verbundnen Augen muß der sich Uebende z. B. Münzen unterscheiden; allerlei Zeuge, Holzarten, Metallstücke erkennen; Figur, Größe und Schwere der Körper angeben u. s. w. Dergleichen Uebungen können auch Abends im Finstern vorgenommen werden, welches für Kinder noch den Nutzen hat, daß sie sich gewöhnen, ohne Furcht im Finstern zu seyn.

9. Einige der gewöhnlichen Jugendspiele sind von der Art, daß sie bei regelmäßiger Uebung die Stelle gymnastischer Spiele füglich vertreten können. So kann z. B. das Blindekuh-Spiel sehr gut dazu dienen, Geruch, Gehör und Gefühl zu schärfen, wenn der, dem die Augen verbunden sind, im Fall des Ergreifens anzeigen muß, wen er ergriffen hat.

Eine Art von Voltigirübung ist das Bockspringen, da sich ein Knabe mit auf das Knie gestämmten Händen und niedergebücktem Kopfe hinstellt, und der andre von hinten zu anläuft, die Hände auf Jenes Rücken setzt, und über denselben wegspringt. Wenn mehrere diese Uebung vornehmen, so stellen sie sich auf die beschriebne Art in Zwischenräumen von etwa einer Ruthe hinter einander. Der Hinterste macht alsdann den Anfang, und springt nach der Reihe über die übrigen weg, so daß er der vorderste wird, und sich dann in derselben Stellung ebenfalls hinstellt, und die andern über sich wegspringen läßt. Während der Zeit, da er springt,

fängt

fängt schon der Nächsthinterste auch an, und so kann die Uebung so lange fortgesetzt werden, als man Lust hat.

Das Laufen im Seile ist eine gefahrlose und nützliche Leibesübung. Man nimt einen Strick, der etwa die Länge des Körpers hat, faßt ihn mit beiden Händen an seinen Enden, und schwingt ihn erst von hinten nach vorn zu über den Kopf, und dann in eben dem Schwunge unter die Füße durch, indem man diese in dem Augenblick aufhebt, wo der Strick in seinem Schwunge bis dahin gekommen ist. Es lassen sich auch allerlei Abänderungen damit machen, und man kann statt eines Seils einen Reifen nehmen.

Das Werfen nach einem Ziel dient vorzüglich zur Stärkung der obern Gliedmaßen und zur Beförderung des Augenmaßes. Es muß jedoch an Orten geschehen, wo Niemanden auch zufällig Schade damit zugefügt werden kann, und aus eben dem Grunde ist es besser mit der bloßen Hand, als mit Werkzeugen, z. B. mit der Schleuder, zu werfen, weil man im letztern Fall den Stein nicht so sicher in seiner Gewalt hat. Bei dem Werfen überhaupt kann man sich entweder zum Zweck vorsetzen, die größte Entfernung zu erreichen, oder die schwerste Masse fortzuwerfen, die unsre Kraft verstattet, oder ein bestimmtes Ziel zu treffen. Das Zielwerfen ist, wie man leicht einsieht, der Sicherheit und des doppelten Nutzens wegen, den andern Arten vorzuziehen.

Durch das Balançiren fremder Körper wird sowohl das Augenmaaß geübt, als auch Geschwindigkeit und Gewandtheit unsers eignen Körpers befördert. Man stellt einen langen Stab, der oben etwas schwerer ist, als unten, senkrecht auf einen Finger, und

erhält ihn in dieser Stellung dadurch, daß man die Verrückung des Schwerpunkts verhütet. Es werden dabei allerlei Bewegungen gemacht und Veränderungen damit vorgenommen, indem man den Stab von einem Finger zum andern, dann in die flache Hand, von der rechten Hand in die linke, und von der linken in die rechte bringt; man geht, läuft, setzt sich, steht wieder auf, ohne daß der Stab aus dem Gleichgewichte komt. Wer darin eine hinlängliche Fertigkeit hat, nimt sodann noch einen Stab, an dessen äußerstem Ende eine kleine Grube befindlich ist, hält ihn horizontal in der einen Hand, setzt den erstern Balançirstab senkrecht in das Grübchen, und sucht ihn nun im Gleichgewicht zu erhalten.

Eins der schönsten Jugendspiele, dessen selbst Männer sich nicht schämen dürfen, ist das Ballspiel. Vor Zeiten, als es noch zu den öffentlichen Vergnügungen, woran Erwachsne Theil nahmen, gehörte, hatte man eigne Ballhäuser, und das Spiel wurde ganz nach den Regeln der Kunst gespielt. Jezt ist es fast überall zu einem bloßen Knabenspiel herabgesunken; es verdiente aber wohl vor vielen andern wieder in seine vorige Würde eingesetzt zu werden.

3.

Beschreibung und Ursachen der gewöhnlichen Krankheiten. Verhalten in denselben.

Es ist nicht genug, die natürliche Beschaffenheit des Körpers zu kennen; zu wissen, welche Lebensordnung man zu befolgen hat, wenn man gesund bleiben will; wie man die Kräfte des Körpers üben muß, um ihn

zu

zu stärken und vollkommner zu machen: man muß sich auch eine Kenntniß von dem kranken Zustande des Körpers erwerben. Bei aller Sorge für die Erhaltung der Gesundheit können wir doch krank werden, und sehr viele, wo nicht die meisten, unter den mittlern und niedern Ständen werden durch ihre Lage in der bürgerlichen Welt nicht nur gehindert, den Vorschriften der Diätetik ganz gemäß zu leben, sondern ihre Berufsgeschäfte führen auch oft den Stoff zu Krankheiten unvermeidlich herbei. Es ist aber sowohl zur Vorsicht auf die Zukunft, als auch zur Erleichterung der Kur ungemein dienlich, wenn der Kranke selbst die Krankheit, vornämlich ihrem Entstehen und ihren Ursachen nach, kennt, und dem Arzt darüber die nöthige Auskunft zu geben weiß. Denn Niemand, als ein gelernter Arzt, darf Krankheiten heilen wollen, und es ist nicht rathsam, den Laien in der Heilkunde Arzneimittel in Büchern vorzuschlagen und zu empfehlen, deren rechte Anwendung nur der Arzt in vorkommendem Fall beurtheilen kann. Allein die Ursachen der Krankheiten kennen, und wissen, wie man sich in denselben verhalten soll, das sind für Jedermann Gegenstände von großer Wichtigkeit, womit man sich bekannt zu machen nicht unterlassen muß.

Aus Unkunde der Krankheitsursachen ist eine der schädlichsten Arten des Aberglaubens, welcher von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag die Erde beherrscht und sehr viel Unheil gestiftet hat, entstanden. So wie Unwissenheit überhaupt die Quelle alles Aberglaubens ist, und so wie jeder Aberglaube sich auf Unbekanntschaft mit den wahren Ursachen der Dinge gründet; so auch hier. Alle Wirkungen, deren Ursachen nicht unmittelbar durch die Sinne entdeckt werden können,

nen, schreibt der Unwissende unsichtbaren Wesen, die er Geister nennt, zu. Dies geschieht denn auch mit den Ursachen innerer, nicht von äußern Verletzungen herrührender Krankheiten, welche man sich nicht anders, als durch unmittelbare Einwirkung eines im Körper des Kranken befindlichen bösen Geistes (Dämon) zu erklären wußte. Einen Kranken nannte man daher einen vom Dämon besessenen und geplagten Menschen, und ihn gesund machen, hieß: den Dämon oder Teufel aus ihm treiben. Man verfiel nämlich bald auf den Gedanken, daß es unter den Geistern eben so, wie unter den Menschen, gute und böse, und unter beiden Arten wiederum höhere und niedere, mächtigere und schwächere gebe. Von den guten Geistern rührte alles Gute her, was den Menschen wiederfuhr; wenn sie aber einen Menschen strafen wollten, so bedienten sie sich eines bösen Geistes dazu. Zu diesen Strafen rechnete man unter andern auch die Krankheiten. Nun glaubte man, einen Kranken oder vom Dämon gequälten Menschen wieder gesund machen zu können mit Hülfe eines mächtigern (entweder guten oder bösen) Geistes, dem der im Kranken hausende schwächere Geist weichen müßte. Es fanden sich bald Personen, die sich einer nähern Bekanntschaft mit dem Reiche der Geister rühmten, und vorgaben, daß ihnen von denselben die Macht über böse, auf dem Erdboden gleichsam umherschweifende Dämonen verliehen sey, die sie nach Gefallen einem Menschen zur Plage zuschicken, oder auch ihn davon befreien könnten. So entstand der über die ganze Erde verbreitete Orden der Zauberer, in deren Händen sich noch jezt bei vielen Nationen die praktische Heilkunde befindet. Um jenes Vorgeben zu bekräftigen, bedienten sie sich natürlicher, aber mit äußerster Sorg-

falt

falt geheim gehaltner Mittel, wodurch sie wirklich schadeten oder halfen, je nachdem es ihren Absichten gemäß war. Die fast abgöttische Ehrfurcht, welche man solchen Personen erwieß, und die anderweitigen mit der Ausübung ihrer geheimen Kunst verbundnen großen Vortheile bewogen sie, daß sie sich aus allen Kräften bemüheten, den Glauben an ihre enge Verbindung mit dem Geisterreiche zu erhalten und zu befestigen. Niemand durfte es ungestraft wagen, an der Wahrheit ihres Vorgebens zu zweifeln, oder richtigere Begriffe von den Ursachen der Krankheiten und deren Heilung andern beizubringen; daher blieb eine der nothwendigsten unter allen Künsten, die Arzneikunde, am längsten unbekannt und mangelhaft *).

Ich könnte eine Menge Zeugnisse aus alten und neuen Schriften anführen, um das Gesagte zu bestätigen, wenn es nicht dem Zweck dieses Buchs zuwider wäre. Aber eine allgemein bekannte Schrift, worin dieselben Vorstellungen von dem unmittelbaren Einflusse der Geister auf den handelnden und leidenden Zustand der Menschen aufgenommen sind, darf ich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, weil sie von Manchem noch — vorsetzlich und unvorsetzlich — gemißbraucht wird, um jenen heidnischen Aberglauben aufrecht zu erhalten. Die Bibel ist einem großen Theile ihres Inhalts nach bloß historisch. Sie erzählt oft gute und schlechte Handlungen, ohne jene zu loben und diese zu tadeln, sondern sie überläßt das Urtheil dem Leser selbst. Eben so gebraucht sie gewisse Ausdrücke, Redensarten und Vorstellungen von Dingen, welche zu ihrer Zeit

unter

*) Meiners Grundriß der Geschichte der Menschheit, zweite Ausgabe, S. 304.

unter dem Volke gangbar waren, ohne daß man daraus folgern darf, daß die Verfasser derselben sie gebilligt und für richtig anerkannt haben. Die aufgeklärtesten Schriftsteller aller Zeiten und Völker haben dasselbe gethan, um desto verständlicher zu werden, und desto leichter Eingang bei denjenigen, für welche sie schrieben, zu finden. Niemand verdenkt es heut zu Tage einem frommen und gelehrten Manne, wenn er spricht oder schreibt: Die Sonne ist aufgegangen; der liebe Gott hat uns einen sanften Regen gegeben; Gott hat mir ein schweres Leiden zugeschickt. Kein verständiger Mensch wird daraus schließen, daß ein solcher Mann im Ernst glaube, die Sonne bewege sich um die Erde; Glück und Unglück komme unmittelbar von Gott: denn er richtet sich ja nur in diesen Redensarten nach dem gemeinen Sprachgebrauch. Auf ähnliche Art spricht die Bibel von Gott und göttlichen Dingen, und sie bedient sich überhaupt derselben Ausdrücke, welche wir in andern Büchern des damaligen Zeitalters finden, daher wir berechtigt sind, sie eben so zu verstehen und auszulegen, wie diese.

Unter den Juden herrschten offenbar von dem Einflusse guter und böser Geister auf die Schicksale der Menschen dieselben Meinungen, die andre Nationen hatten. Krankheiten waren ihnen ebenfalls Wirkungen feindseliger Wesen, und sie heilten sie durch Beschwörungen (Exorcismen) und Bannformeln, und nannten diese Kur das Austreiben des bösen Geistes. Der jüdische Schriftsteller Josephus sagt ausdrücklich, daß die vom Salomo vorgeschriebne Bann-Methode unter ihnen bis zu seiner Zeit größtentheils geholfen habe. Die Krankheit Sauls beschreibt er so: Wenn die Dämonen über ihn kamen, und ihn beunruhigten, so war David sein einziger Arzt, der sie wieder austrieb. Und Christus

spricht,

spricht, als die Juden ihm vorwarfen, daß er mit Hülfe des obersten bösen Geistes (Beelzebub) die Dämonen austreibe: So ich die Teufel durch Beelzebub austreibe, durch wen treiben sie eure Kinder (die Exorcisten von eurer Nation) aus? *) — Die Sache ist so klar, daß sie keines weitern Beweises bedarf. Auch hatten die Juden eben so, wie die Heiden, den Aberglauben, daß Orakelsprüche und Weissagungen von einem Geiste, der in den Menschen fahre, und ihn gleichsam wider Wissen und Willen zum Weissagen nöthige, herkämen. Aus diesem Grunde gebrauchen jüdische Schriftsteller sowohl, als heidnische, ein und eben dasselbe Wort, um den Zustand eines melancholischen oder rasenden und eines weissagenden Menschen anzuzeigen, weil sie beides für Wirkungen eines Geistes hielten, und Weissagende sich gemeiniglich wie Rasende zu geberden pflegten, indem sie dadurch zu erkennen geben wollten, daß ein Geist sich ihrer bemächtigt habe. In Luthers Bibelübersetzung findet sich daher einmal der Ausdruck „weissagen„ wo es heißen sollte, „unsinnig seyn„ **). Merkwürdig ist es auch, daß man damals Epilepsie (fallende Sucht) und Wahnwitz heilige Krankheiten nannte, wie denn ein berühmter Arzt des Alterthums ***) eine eigne Abhandlung unter diesem Titel davon geschrieben hat.

Leider! ist der Glaube an geheime Wirkungen der Geister unter uns noch nicht ganz vertilgt. Oft genug hört man von Behexen, Bezaubern, Entzaubern, von sympathetischen Mitteln, von Wunderkuren; ja zuweilen gar noch von Bannen und Teufel-Austreiben. Was

*) Matth. XII. 27. **) 1 B. Sam. XVIII. 10.
***) Hippokrates.

diese albernen Meinungen bei Unwissenden in Ansehen erhält, ist vorzüglich der Umstand, daß der Erfolg von solchen abergläubischen Handlungen nicht selten mit ihren Erwartungen übereinstimmt, wovon sie aber den natürlichen Zusammenhang (zwischen Ursach und Wirkung) nicht einsehen. Ein Arzt war einst Augenzeuge von der seltsamen Kur eines Kindes, das man für behext hielt, und das wirklich dadurch wieder hergestellt wurde. Er erzählt die Sache in einem Briefe an seinen Freund also: „Da ich nach S.. reisete, so kam ich in die Gesellschaft des Bürgermeisters dieser kleinen Stadt. Unter andern Unterredungen kamen wir auf die Hexerei, und der Bürgermeister behauptete, trotz alles Widerspruchs, daß diese allerdings noch heut zu Tage Statt finde. Ich suchte ihm diesen Aberglauben auszureden; allein er versicherte, daß er mich durch den Augenschein eines bessern belehren wollte, wenn ich mich Morgen mit ihm in das Haus eines Vetters von ihm verfügen wollte, der ein behextes Kind hätte. Die Höflichkeit sowohl, als auch die Neugierde, bewog mich, den Vorschlag anzunehmen. Als wir den andern Tag hinkamen, fanden wir das Kind schon ganz entkleidet; zwei handfeste Männer hielten es. Unter dem Kinde stand ein großes Kohlenbecken mit glühenden Kohlen, worauf Kräuter, die ein kluger Mann hierzu verordnet hatte, geworfen wurden, um das Kind damit zu räuchern. Das Kind selbst, welches wegen des aufsteigenden und ungewohnten Rauches jämmerliche Bewegungen machte, wurde von zwei dabei stehenden Weibern mit Ruthen gestrichen, wodurch das Kind noch mehr in Angst gerieth. Jedem, der in die Stube trat, wurde ein Rosmarinzweig gereicht, welcher dazu dienen sollte, daß die Hexerei, wenn sie aus dem Kinde

fahre,

fahre, nicht auf einen von den Anwesenden fallen möchte. Ich widerrieth die Operation mit dem armen Kinde; allein man ließ sich nicht zurecht weisen, und wie ist es auch möglich, daß Leute, die von Vorurtheilen eingenommen sind, und von denselben beherrscht werden, vernünftigen Gründen Gehör geben können? — Nachdem sie nun das Kind eine geraume Zeit gemartert hatten, so fing es vor Angst an, das Wasser zu lassen, und Unrath von sich zu geben, der zähe war, grünlich aussah, und von Würmern wimmelte. Dieser ungewöhnliche Anblick bestärkte sie in ihrer Meinung von der Hexerei, und setzte den Mann, der die Kur angeordnet hatte, in noch größeres Ansehen, vornämlich, da das Kind von der Zeit an (wie dies denn natürlich war) wirklich gesund ward *).

Wem sind nicht mehrere Fälle dieser Art bekannt? Und wer zweifelt daran, daß es noch immer höchst nöthig ist, solchen abergläubischen Begriffen mit aller Macht entgegen zu arbeiten? — Eine faßliche Belehrung über die wahren Ursachen der Krankheiten scheint also auch in dieser Hinsicht nicht überflüssig zu seyn, in einem Buche, welches eigentlich den Zweck hat, Bürger über ihre wichtigsten Angelegenheiten aufzuklären.

Die Lehre von den Krankheitsursachen (Aetiologie) ist nach dem Geständniß der Aerzte eine der schwierigsten in der ganzen Arzneikunde. Zwar sind die allgemeinen Ursachen und Quellen der Krankheiten nicht unbekannt; aber schwerer ist es, von jeder besondern Krankheit sowol die entferntern, als nächsten Ursachen bestimmt

*) Briefe über verschiedne Gegenstände der Arzneikunst (Langensalze 1777). Dritter Band, S. 100 ꝛc.

anzugeben, theils, weil gewöhnlich mehrere Ursachen bei Entstehung einer Krankheit zusammen wirken, theils weil eine und eben dieselbe Krankheit bei verschiednen Personen oft sehr verschiedne Gestalten annimt. Indeß ist die Kenntniß der Krankheitsursachen dem Arzt schlechterdings unentbehrlich, wenn er nicht, wie Afterärzte und Quacksalber, bloß aufs Gerathewohl kuriren will, und deshalb hat gerade dieser Theil der Heilkunde die einsichtsvollesten Aerzte vorzüglich beschäftigt, deren Schriften mich in den Stand setzen, gegenwärtigen Aufsatz für Ungelehrte zu liefern.

Das Fieber.

Zu den Krankheiten, welche am häufigsten vorkommen, gehört das Fieber. Es entsteht überhaupt aus einer ungewöhnlich heftigen Reizung der Nerven, folglich sind die allgemeinen Ursachen der Fieber solche Materien, welche die Nerven beunruhigen. Dieser reizende Stoff bewirkt eine Erschütterung des ganzen Nervensystems, einen unwillkürlichen Schauer, wodurch die Natur den Krankheitsstoff aus dem Körper zu schaffen sucht; man nennt dies den Fieber-Anfall (Paroxysmus).

Der Fieber-Anfall wechselt entweder mit Ruhe ab, oder er dauert beständig fort, bis die Krankheit geendigt ist, daher gibt es zwei Hauptgattungen von Fiebern: Wechselfieber und anhaltende Fieber.

Die Wechselfieber sind in Ansehung der Dauer der Zeit, innerhalb welcher die Anfälle wieder kommen, und in Ansehung der Stärke der Anfälle selbst von verschiedner Art. Ueberhaupt bemerkt man bei dem Anfall eines Wechselfiebers nebst der Veränderung des Pulses und einer ungewöhnlichen Mattigkeit des Körpers zuerst ein Erkalten der äußern Theile, welches nach und nach in

mehr

mehr oder minder heftige Frostschauer übergeht *). Nachdem dies eine oder etliche Stunden gedauert hat, so tritt die Hitze ein, welche meist eben so, wie der Frost, nur allmählig stärker wird. Die Hitze währt gewöhnlich etwas länger, als der Frost, und endigt sich mit einem starken Schweiß über den ganzen Körper, worauf das Fieber den Kranken bis zum nächsten Anfall verläßt. Nach einer Zwischenzeit von einem oder etlichen Tagen komt der Anfall wieder, und ist demnach ein alltägiges, drei- oder viertägiges Fieber. Zuweilen hören die Anfälle nie ganz auf, sondern werden nur abwechselnd von Zeit zu Zeit gelinder, und dann heißen die Fieber nachlassende.

Am öftersten erscheinen die Wechselfieber im Frühling und Herbst, weil um diese Zeit, besonders in einigen Gegenden, die Atmosphäre gewöhnlich so beschaffen ist, daß sie die Entwicklung der Fiebermaterie in den Körpern befördert. Feuchte, kalte, mit Ausdünstungen von Sümpfen oder faulenden Dingen angefüllte Luft ist die Gelegenheitsursache dieser Art von Fiebern, so wie sie auch durch heftige Leidenschaften und durch übermäßige Anstrengungen des Körpers veranlaßt werden können; denn alles, was die Nerven schwächt, macht sie auch reizbarer, und derselbe Stoff, welcher im Körper eines Starken kein Fieber erregt, verursacht es im Körper des Schwachen. Sonst sind unmittelbare Ursachen der Wechselfieber: harte unverdauliche Speisen (besonders gewisse Gattungen von Fischen), allerlei Unreinigkeiten in den Eingeweiden, Ueberladung des Magens, Würmer u. dergl. Die gewöhnlichen Wechselfieber sind nicht gefähr-

*) Deswegen nennt man diese Gattung von Fiebern im gemeinen Leben auch **kalte** Fieber.

fährlich, und können von einem geschickten Arzt leicht geheilt werden, wenn der Patient die gehörige Diät beobachtet; aber das Fieber vertreiben, ohne die Ursache desselben vorher weggeschafft zu haben, veranlaßt schlimme Rückfälle, und kann sogar tödtlich werden. Darum muß ein Kranker sich der ordnungsmäßigen Kur eines Arztes überlassen, und nicht Arzeneien, die das Fieber zwar bald, aber nicht gründlich heilen, von Afterärzten annehmen.

Anhaltende Fieber unterscheiden sich von den Wechselfiebern dadurch, daß die Anfälle nicht periodisch kommen, sondern ununterbrochen (wenn auch nicht mit gleicher Stärke) fortdauern. Sie äußern sich mehrentheils durch heftigen Pulsschlag und Hitze, und führen daher auch den Namen: hitzige Fieber. Bei einigen Arten ist der Fieberreiz nicht sehr merklich, und diese werden schleichende Fieber genannt. Von den anhaltenden Fiebern bemerken wir folgende Gattungen:

Das Entzündungsfieber. Es tritt meistens plötzlich ein, und überfällt gewöhnlich nur starke vollblütige Personen, vornämlich im Winter und bei kalter Witterung. Den Anfang macht ein starker, aber kurzer Frost, worauf sodann eine anhaltende heftige Hitze folgt. Schweres Athemholen, beständiger Durst, Kopf- und Rückenschmerzen, unruhiger Schlaf, trockner Husten, oft auch ungestümes Phantasiren, sind die gemeinsten Erscheinungen bei dieser Krankheit. In einer Zeit von vier bis sieben Tagen wird der Ausgang entschieden; es endigt sich mit Nasenbluten oder häufigem Schweiß. Auch dies Fieber (wenn es ein einfaches Entzündungsfieber, und nicht etwan mit andern Zufällen verknüpft ist) hat an sich keine Gefahr, nur muß ein vernünftiger Arzt dabei zu Rathe gezogen werden.

Die

Die nächste Ursache liegt im Blute, daher das aus der Ader gelaßne Blut des Kranken, wenn es erkaltet, mit einer Speckhaut bedeckt ist. Was aber die eigentliche Verderbniß des Bluts ist, welche gerade diese Krankheit erzeugt, weiß man nicht. Veranlassung dazu geben: trockne Kälte, Erhitzung, hitzige Getränke, stark gewürzte Speisen, heftige Gemüthsbewegungen, Unterdrückung gewohnter Blutflüsse (des Aderlassens).

Das einfache Faulfieber. Einige Zeit vor dem Eintritt desselben zeigt sich Niedergeschlagenheit, Mattigkeit, Mangel an Eßlust, herumziehender Schmerz. Dann fängt es mit einem kurzen Frost an, auf welchen eine anhaltende Hitze folgt, die etwas geringer zu seyn scheint, als bei Entzündungsfiebern. Der Kranke liegt wie betäubt, redet oft irre, bald gelassen, bald mit Heftigkeit, hat rothe, trübe, geschwollne Augen, drükkenden Schmerz in der Tiefe des Kopfs, bald geringen, bald unauslöschlichen Durst, Ekel vor allen Fleischspeisen, große Neigung zu sauren Dingen, eine anfänglich weiße, dann braun und schwarz werdende, meist trockne aufgesprungne Zunge. Der Athem, die Ausdünstung und der Auswurf haben einen aashaften Geruch. Starke, kalte und klebrige Schweiße im Anfange sind üble Zeichen, wie denn überhaupt diese Krankheit mit vieler Gefahr verbunden ist. Eine Zeit von sieben bis vierzehn Tagen entscheidet über den Ausgang. Die Ursache des einfachen Faulfiebers ist eine verdorbne, zur Fäulniß (daher die Benennung) sehr geneigte Blutsmasse. Gelegenheit dazu gibt allemal ein fauler Stoff, welcher von außen in den Körper komt, und in die Säfte übergeht. Dahin gehören besonders die Ausdünstungen ähnlicher Kranken, desgleichen stehender faulender Gewässer, so wie aller, vornämlich thieri-

scher, fauler Körper. Dieserhalb entstehen solche Fieber hauptsächlich bei warmer und feuchter Witterung, in tiefliegenden morastigen Gegenden, zu Ende des Sommers und im Anfange des Herbstes. Sie sind indeß nicht so häufig, als

Das Gallenfieber, welches ebenfalls aus verdorbenen, zur Fäulniß geneigten Säften seinen Ursprung hat, von jenem aber sich darin unterscheidet, daß der die Säfte verderbende Stoff sich im Magen und in den Eingeweiden befindet, und die Galle dabei am wirksamsten ist. Merkmale dieses Fiebers sind: Einige Tage vor dem Ausbruch Mattigkeit, Schmerzen im Kopfe, in den Lenden und in den Knien, Schwere im ganzen Körper, des Morgens widriger Geschmack im Munde, Ekel vor den Speisen, viel Durst und Verlangen nach sauren Dingen, unruhiger Schlaf. Dann stellt sich von Zeit zu Zeit wechselnder Schauer und Hitze ein, welche letztere nach und nach überhand nimt, brennend und stechend wird. Die Wangen werden hochroth, und die Gegend zwischen der Nase und den Lippen zu beiden Seiten grünlich gelb. Die Zunge, die Zähne und der Schlund überziehen sich mit einer flockigen gelben oder braunen Kruste; der Geschmack im Munde ist meist bitter, zuweilen ekelhaft süßlich. Der Kranke wirft oft eine grünlich gelbe, bitter, scharf und kupfrig schmeckende zähe Materie aus, bekomt auch brennendes, herbes oder ekelhaft süßliches Aufstoßen, Neigung zum Erbrechen und wirkliches Erbrechen. Die Gegend unter den kurzen Rippen und um den Magen ist aufgetrieben, gespannt und schmerzhaft. Im Schlafe fährt der Kranke oft mit plötzlichem Schrecken auf. Diese und andre Zufälle nehmen gegen Abend jedesmal zu, und dauern die Nacht hindurch mit Heftigkeit fort; des

Mor-

Morgens werden sie etwas gelinder. In sieben bis zehn Tagen wird das gelindere Gallenfieber entschieden, es kann aber auch mehrere Wochen dauern, wenn es bösartiger Natur ist, und schlecht behandelt wird. Oft artet es in andre noch schlimmere Krankheiten aus, und wird tödtlich. — Die vornehmste Ursache dieses Fiebers ist zwar, wie gesagt, die Galle, jedoch geben auch außerdem allerlei scharfe verdorbne Stoffe zur Entstehung desselben Gelegenheit. Gewöhnlich herrschen die Gallenfieber im Sommer und Anfange des Herbstes epidemisch, besonders in heißen Gegenden, bei warmer und zugleich feuchter Witterung, und wenn Hitze und Kälte, Trockenheit und Nässe oft mit einander abwechselt. Dadurch wird die Galle verdorben, und verursacht dann, statt die Verdauung zu befördern, wozu sie bestimmt ist (s. oben von der Beschaffenh. des menschl. K.), jene Krankheit. Am meisten werden diejenigen davon befallen, welche viel Fleischspeisen, unreifes Obst, gewürzhafte, scharfe, fette Dinge, und wenig Pflanzennahrung und Säuren genießen, öftern Erhitzungen und Erkältungen sich aussetzen, und vom Zorn sich leicht hinreissen lassen.

Nicht selten gesellt sich ein Entzündungsfieber zum Gallenfieber, aus welcher Verbindung sodann das entzündliche Gallenfieber entsteht. Zur Erregung desselben treffen die Ursachen der beiden Fieberarten, woraus es zusammengesetzt ist, zusammen. Es dauert nicht leicht über sieben Tage, und wird oft schon am vierten Tage tödtlich.

Auf ähnliche Art verbindet sich mit dem Gallenfieber auch das Faulfieber, und heißt dann faules Gallenfieber. Es ist noch gefährlicher, als das vorgenannte.

Das Schleimfieber entwickelt sich sehr langsam. Der Patient ist anfangs nur matt und verdrossen, und scheint

übri:

übrigens kaum krank zu seyn. Mit zunehmender Mattigkeit stellen sich von Zeit zu Zeit vorübergehende Schauer ein, und so bricht das Fieber aus, welches dem Anschein nach nicht gar heftig ist. Die Zunge und der Schlund ist weiß und mit Schleim überzogen, die Gesichtsfarbe bleich, der im Munde oft häufig zufließende Speichel zähe, das Athemholen beklemmt, die Gegend der Herzgrube aufgetrieben. In der Folge befällt den Kranken oft Schwindel, Betäubung, Taubheit; es entsteht schleimiges Aufstoßen oder Erbrechen; am Tage sind die Füße geschwollen; er bekomt zuweilen Anfälle von Fallsucht, Zukkungen oder Schlagfluß. Dies Fieber zieht sich gemeiniglich in die Länge, und artet leicht in Faulfieber, Lungensucht und Wassersucht aus. Die nächste Ursach desselben ist eine Anhäufung von Schleim in den Eingeweiden und eine schleimige Ausartung der Säfte, verbunden mit Erschlaffung und Schwäche der festen Theile, wobei auch das Nervensystem merklich leidet. Fette, schwammige, von vielen groben, mehligen und wäßrigen Speisen (z. B. Kartoffeln) sich nährende Personen, die durch eine sitzende Lebensart oder durch Ausschweifungen sich geschwächt haben, desgleichen Kinder, welche Würmer und verstopfte Gekrösdrüsen haben, sind dieser Krankheit vorzüglich unterworfen. Bei feuchter, nebliger und kalter Witterung, in niedrigen, sumpfigen Gegenden, herrscht sie oft zu Ende des Herbstes und zu Anfange des Frühlings epidemisch.

Das schleichende Nervenfieber hat, besonders im Anfange, viel Aehnlichkeit mit dem Schleimfieber, und kann leicht damit verwechselt werden. Ungewöhnliche Mattigkeit und Verdrossenheit zu allen Geschäften, sind die Vorboten dieser Krankheit. Der Patient bekomt abwechselnd zu unbestimmten Zeiten kleine Schauer und

flie-

fliegende Hitze, hauptsächlich am Kopf und im Gesicht, und wird von jeder kleinen Anstrengung gleich kraft- und athemlos. Es findet sich dann bald ein Drücken und Schmerz im Kopf, mit kältender Empfindung, Schwindel, Beängstigung, Mangel an Durst und Eßlust, nebst öftern Bewegungen zum Erbrechen, wobei nichts als ein wenig geschmackloser Schleim heraufgebracht wird. Diese Zufälle nehmen gegen Abend zu. Die Hitze ist meistens gelinde, am stärksten doch im Gesicht und in der flachen Hand; die Füße sind kalt. So bringt der Kranke fünf bis sechs Tage zu, worauf er bettlägrig wird, und die Umstände sich verschlimmern. Die Hitze, der Kopfschmerz, der Schwindel nimmt zu; ein anhaltendes Ohrenklingen stellt sich ein; der Kranke phantasirt, und murmelt im Schlaf vor sich hin abgebrochne unverständliche Worte; wenn er aufstehen will, wird er ohnmächtig, wobei Stirn und Hände kalt schwitzen. Er klagt zwar über stechende Hitze, empfindet aber keinen Durst. Zuletzt liegt er beständig in einem betäubenden Schlummer, aus welchem er nur dann und wann erwacht, jedoch ohne sich seiner bewußt und der Vernunft mächtig zu seyn. Das Zittern der Glieder und Flechsenspringen ist dieser Krankheit besonders eigen. Zwischen dem vierzehnten und vierzigsten Tage erfolgt gemeiniglich der Tod, denn nur wenige kommen mit dem Leben und mit völliger Wiederherstellung der Gesundheit davon. Dieses Fieber hat seinen Grund in einer sehr großen Schwäche des Nervensystems, welche Schwäche sich nicht weiter erklären läßt. Die im Gehirn und Rückgrad ergoßnen Feuchtigkeiten, welche man bei den Leichenöffnungen gefunden hat, sind wohl mehr Wirkungen, als Ursachen der Krankheit. Gelegenheitsursach ist überhaupt alles das, was die Nervenkraft schwächt, dahin gehören vorzüg-

züglich Ausschweifungen in der Wollust, ferner anhaltende Geistesarbeiten, Nachtwachen, langes Fasten, wenig nährende Speisen und häufiger Genuß warmer Getränke (Thee und Kaffe). Oft ist das schleichende Nervenfieber eine Folge andrer, übel behandelter oder vernachläßigter Krankheiten, z. B. langwieriger Wechselfieber, der Ruhr, der Hypochondrie ꝛc. Zuweilen erscheint es auch in Verbindung mit galligen, schleimigen und faulen Fiebern, und ist dann um desto gefährlicher.

Das auszehrende oder hektische Fieber. Bei diesem unterscheidet man drei Zeiträume. Im ersten ist die Hitze nur gering und dem Kranken selbst nicht sehr empfindlich; sie nimt aber jedesmal eine oder zwei Stunden nach der Mahlzeit zu, der Patient mag essen, zu welcher Zeit er immer wolle. Durch diesen Umstand, so wie durch die Abwesenheit des Kopfschmerzes, der Betäubung und Sinnlosigkeit, zeichnet sich das hektische Fieber von dem schleichenden Nervenfieber aus, mit welchem es sonst Manches gemein hat. Wenn nicht etwa zugleich eine innerliche Vereiterung vorhanden ist, so entsteht jene Hitze, ohne daß merklicher Frost vorher geht. Der Patient glaubt kaum, daß er krank ist, und verrichtet seine gewöhnlichen Geschäfte, weil er sich nicht sonderlich übel befindet. Dieser Zustand dauert eine unbestimmte Zeit, alsdann tritt aber mit sichtbarer Abnahme der Kräfte und Verfall des vorigen Ansehens die zweite Periode ein, wo auch die Hitze mehr zunimt, und die Nahrung den Körper nicht mehr erquickt. Im dritten Zeitraum erscheint der Kranke so abgezehrt, daß die Knochen überall hervorstehen; die Schläfe sind hohl, die Augen eingesunken, die Nase ist spitz; auch fallen die Haare aus, und die Nägel an den

Fin-

Fingern krümmen sich. Die Vermehrung der Hitze nach jeder Mahlzeit ist in allen Perioden der Krankheit bemerklich. Gegen das Ende stellen sich nächtliche erschöpfende Schweiße ein, Hände und Füße schwellen an, die Sprache wird schwer, und der Tod erfolgt ruhig unter Ohnmachten. Die Krankheit dauert zuweilen, von ihrem Entstehen an, mehrere Jahre. Sie ist sehr schwer zu heilen, vornämlich wenn sie von andern Krankheiten begleitet wird. Die Ursach derselben scheint eine widernatürliche Reizung der geschwächten Werkzeuge des Kreislaufs zu seyn. Was demnach eine Schwächung des Nervensystems und der Werkzeuge des Kreislaufs bewirken, oder eine fremdartige reizende Schärfe erzeugen kann, das kann auch zur Entstehung eines hektischen Fiebers Gelegenheit geben z. B. Ausschweifungen in der Wollust, starker Blutverlust, Durchfälle ꝛc. Jedoch entsteht sie mehrentheils mit und aus andern Krankheiten, als: Verstopfung und Vereiterung der Eingeweide, Wassersucht, vernachläßigtem Katarrh u. d. m.

Dies sind die gewöhnlichen einfachen Fieber. Es gibt aber auch Fieber, die mit verschiednen andern Krankheiten vergesellschaftet sind, und die besondere Namen bekommen, wovon nachher. Jetzt noch etwas im Allgemeinen von dem Verhalten in Fiebern.

Die ganze Lebensordnung muß so eingerichtet werden, daß der fremde Reiz und die übermäßige Reizbarkeit, wovon das Fieber abhängt, vermindert, und die Bestrebungen der Natur, das Schädliche zu entfernen, befördert und erleichtert werden mögen. Hierauf beziehen sich folgende Regeln:

1. Der Kranke muß sich, wenn er auch nicht bettlägrig ist, doch aller heftigen Bewegung enthalten,

ten, obwohl gelinde Bewegung nützlich ist. Dies gilt natürlich nur von den gelindern Arten der Fieber, denn die heftigern machen ohnehin jede Anstrengung unmöglich.

2. Die Luft muß rein seyn, öfters durch Oeffnung der Fenster und Thüren, doch ohne daß den Kranken der Zug treffe, erneuert, auch wohl durch Dampf von kochendem Essig gereinigt werden. Man entferne alles, was die Luft verderben könnte. Deswegen muß auch der Auswurf des Kranken, so bald als möglich, beiseite geschafft werden. Wenn viele Menschen in einem engen verschloßnen Raum sich aufhalten, so wird durch ihr Athemholen und durch ihre Ausdünstungen die Luft verdorben. Eine so verdorbne Luft ist selbst gesunden Personen höchst schädlich, und muß es für Kranke in noch höherem Grade seyn, welche auch überdies noch weit mehr, als Gesunde, die Luft vergiften. Es dürfen daher nie mehrere Kranke in einem engen Zimmer und noch weniger in Einem Bette beisammen liegen. Ein gesunder Mensch verderbt in 24 Stunden wenigstens einen Raum von vier, bis fünf und zwanzig Kubikfuß Luft so sehr, daß kein Thier darin leben kann, und noch weit mehr Luft verderbt ein Kranker, zumal der Faulfieberkranke. Ein Raum von fünf Fuß in der Breite, sieben in der Länge, und zehn in der Höhe ist nur so eben für einen Kranken hinreichend *).

3. Die

*) Indem ich dies schreibe, finde ich in der Berlin. Monatsschrift (Jul. 1795.) einen Aufsatz: Von den Mitteln zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens der Landleute in der Mark Braudenburg. Vom Hrn. Krieges- und Domainenrath

3. Die Luft um den Kranken muß mäßig warm, und eher kühl als heiß seyn.

4. Der Kranke muß, nach Beschaffenheit der Jahreszeit und der Witterung, hinlänglich bedeckt seyn, aber nie sehr warm liegen.

5. Erlauben es irgend die Kräfte des bettlägrigen Patienten, so muß man ihn zuweilen, sollte es auch nur auf einige Augenblikke seyn, außer, oder wenigstens im Bette aufrecht sitzen lassen; doch muß dabei, besonders wenn ein kritischer Schweiß oder ein Fieberausschlag zugegen ist, oder bevorsteht, alle Erkältung sorgfältig verhütet werden.

6. Fieberkranke müssen sich des Fleisches, der Eier, aller harten, trocknen, blähenden, scharfen, gesalznen Speisen enthalten. Sie dürfen nichts, als leichte, flüßige, leicht verdauliche, wenig nährende vegetabilische Speisen, Brodsuppe, Graupenschleim, Hafergrütze, Gries, getrocknetes und gekochtes (in gewissen Fällen auch frisches) Obst genießen. Der Kranke muß nie wider seinen Willen etwas zu essen genöthigt werden; man muß aber auch nicht glauben, daß immer jedem Appetit des Kranken gewillfahrt werden müsse, denn das

darf

rath Freih. von **Lamotte**. In demselben ist, außer andern vortreflichen Bemerkungen, auch folgende Stelle, welche von jedem Patrioten beherzigt zu werden verdient: Der gröste Fehler bei der Anlage und Einrichtung der Wohnhäuser für die Landleute besteht in dem **Mangel** eines **Krankenzimmers** in jedem Hause. — Dieser Mangel verbreitet die ansteckenden Krankheiten unter den Landleuten, er bringt viele derselben unter die Erde, deren Herstellung sonst möglich, ja wahrscheinlich war; und alle Geschicklichkeit des Arztes ist nicht vermögend, seinen traurigen Folgen abzuhelfen.

darf nur alsdann geschehen, wenn ein solcher Appetit mit großer Heftigkeit auf der Höhe der Krankheit, bei gänzlicher Abneigung gegen alle andre Speisen ausser der einen, sich äussert.

7. Geistige Getränke sind in den allermeisten Fiebern schädlich. Der Kranke muß viel, täglich wohl vier Pfund Getränk bekommen, dieses muß aber milde, wäßrig und verdünnend seyn. Am besten schickt sich bloßes Wasser, welches, wenn es der Kranke sonst nicht gut vertragen kann, vorher abgekocht wird; oder man gibt die gemeine Gerstentisane. Auch kann Weinessig, oder Zitronensaft, oder etwas Honig darunter gemischt werden, um es dem Kranken angenehm zu machen. Molken sind ebenfalls ein schickliches Getränk für die meisten Fieberpatienten. Alles Getränk muß, nach Beschaffenheit der Umstände, entweder ganz kalt, oder bloß verschlagen, oder lau seyn.

8. Jedesmal, wenn der Kranke stark geschwitzt hat, muß ihm ein reines, trocknes, vorher gelinde erwärmtes Hemde angezogen werden.

9. Das Lager des Kranken muß oft gelüftet und umgebettet werden.

10. Reinlichkeit ist, wie bei allen Krankheiten, so auch insbesondre bei Fiebern, ein höchst nothwendiges Erforderniß. Dies gilt von den Betten, von der Wäsche, von dem eignen Körper des Kranken. Man muß ihn daher öfters mit lauem Wasser waschen, um die Haut geschmeidig zu machen und die Ausdünstung zu erleichtern.

11. Alles, was den Kranken beunruhigen, verdriessen und im heilsamen Schlafe stöhren kann, muß man, so viel möglich, entfernen.

12. Wenn der Kranke auf dem Wege der Genesung ist, so muß er: zwar nur leichte, aber doch etwas nahrhaftere Speisen, als in der Krankheit selbst bekommen, und jedes mal nur wenig, besonders des Abends, dagegen lieber des Tages ein paarmal öfter essen; er muß weniger, als in der Krankheit trinken; sich, so oft es die Kräfte erlauben, mässige Bewegung machen; hinlänglich, doch nicht über acht Stunden, schlafen; Erhitzung und Verkältung sorgfältig vermeiden; nicht zu bald zu seinen gewöhnlichen Geschäften zurückkehren.

Von diesen Vorschriften gibt es in ausserordentlichen Fällen auch Ausnahmen, die aber der Arzt bestimmen muß. Mehrere sind so allgemein, daß sie auch auf andre Krankheiten angewendet werden können.

Die Schwindsucht.

Sie hat bekanntlich ihren ursprünglichen Sitz in den Lungen, und ist immer mit einem fieberhaften Zustande verbunden, daher sie auch von den Aerzten zu einer besondern Gattung von Fiebern, die sie Fieber mit Entzündung nennen, gerechnet wird.

Wenn nämlich an einem äußerlich sichtbaren Theile widernatürliche Röthe, Hitze, Schmerz, Geschwulst und Spannung vorhanden ist, so verrathen diese Kennzeichen die Gegenwart einer Entzündung. In einem ähnlichen Zustande befinden sich oft innerliche Theile, deren Entzündung man an dem stetigen Schmerz, an der gestörten Verrichtung des leidenden Theils und an dem damit verbundnen Fieber erkennt. Denn alle Entzündungen, welche nur irgend einen beträchtlichen Umfang einnehmen, und einen etwas empfindlichen Theil betreffen, sind mit Fieber verknüpft. Die nächste Ursach jeder

der Entzündung ist ein Reiz, welcher den Zufluß des Bluts nach einem Theile vermehrt und beschleunigt. Dies kann geschehen durch schnelle Abwechslung der Hitze und Kälte, durch reizende, hitzige, geistige, scharfe und ätzende Dinge (Gifte, Arzeneien, Speisen, Getränke), durch Vollblütigkeit, Verwundung, heftigen Druck oder Ausdehnung, überhaupt durch alles, was anhaltenden Schmerz erregt. Nicht selten ist Luft und Witterung Gelegenheitsursache zu Entzündungen, so wie auch andre vorhergegangne Krankheiten dieselben veranlassen können.

Die Schwindsucht entsteht gewöhnlich aus einer Entzündung der Lungen, welche, auser den jezt genannten allgemeinen Ursachen, insbesondre häufig veranlaßt wird durch einen kalten Trunk nach Erhitzung, durch heftiges Laufen, Tanzen, Singen, Schreien, durch vernachlässigten Katarrh, durch unmäßigen Genuß geistiger Getränke, vornämlich des Brantweins. Die ächte Lungenentzündung fängt allezeit mit einem starken, schnell vorübergehenden Schauer an, welchem bald große Hitze folgt. Der Patient fühlt unter dem Brustbein und zwischen den Schultern in der Tiefe der Brusthöhle einen stumpfen Schmerz, ist sehr beängstigt, und kann nur mit Mühe Athem holen. Das Ausathmen fällt ihm beschwerlicher, als das Einathmen, die Gesichtsfarbe ist entweder sehr roth, oder bei einem hohen Grade des Uebels sehr blaß, der Auswurf schäumend und mehrentheils mit Blut gefärbt. Erstreckt sich die Entzündung über beide Lungen, so kann der Kranke auf keiner Seite liegen; ist aber nur eine Lunge entzündet, so kann er auf der gesunden Seite nicht liegen. Die so genannte unächte Lungenentzündung kündigt sich mit Ermüdung, leichter Beklemmung und mäßigen Stichen in der Brust

an

an. Erst nach und nach entstehen bei zunehmender Beklemmung und Schwäche unregelmäßige Fieberbewegungen und Schauer.

Wenn die Lungenentzündung nicht geheilt wird, so endigt sie sich entweder in kurzer Zeit mit dem Tode, oder sie geht in Eiterung über, und so entstehen Lungengeschwüre und die Eiterlungensucht, welche im gemeinen Leben insbesondre die Schwindsucht heißt. Diese hat zuweilen auch ihren Ursprung in einer Schärfe der Säfte und deren Versetzung auf die Lungen, wodurch Entzündung und Eiterung bewirkt wird. Sie ist meist erblich und oft auch ansteckend. Anfangs zeigt sich ein herumziehender Schmerz in der Brust und eine beständige Beklemmung; die Stimme wird heiser; ein anhaltender und beim Einathmen rege werdender Husten stellt sich ein; der eiterhafte Auswurf hat im Munde einen süßsalzigen Geschmack. Im Liegen wird der Husten heftiger, und stöhrt den Schlaf. Die Wangen sind roth gestreift, Lippen und Thränenhügel röther als natürlich, und nach jeder Mahlzeit vermehrt sich die Hitze, wie bei dem hektischen Fieber. Die übrigen Zufälle sind allgemein bekannt. Sehr selten wird diese Krankheit geheilt, vornämlich wenn sie schon eine Zeitlang gedauert hat. Merkwürdig ist es aber, daß die Kranken bis zulezt eine fast unermüdliche Lebenshofnung haben, und sich besser zu befinden glauben, als wirklich der Fall ist.

Der entzündliche Seitenstich oder die Pleureſie.

Diese Krankheit hat ihren eigentlichen Sitz auf der innern Fläche der Rippenmuskeln und im Rippenfelle, wenn sich diese Theile in einem Zustande der Entzündung befinden. Gemeiniglich ist sie mit der Lungenentzündung verbunden, oder geht doch in dieselbe über, und dann

wird die so zusammengesetzte Krankheit eine Brustentzündung genannt. Die ächte einfache Pleuresie fängt mit starkem Frost und Schauer an, worauf Ermattung, Beklemmung und Hitze allmählig eintritt. Zugleich empfindet der Kranke einen heftig stechenden Schmerz in der Seite, der beim Einathmen zunimt, beim Ausathmen und Anhalten des Athems etwas gelinder wird. Der Husten ist sehr schmerzhaft und trocken. — Alles, was eine Entzündung der Lungen veranlaßt, kann auch Ursach der Pleuresie werden, so wie beide Krankheiten überhaupt mehrere Erscheinungen mit einander gemein haben.

Die Bräune oder Halsentzündung.

Es gibt verschiedne Krankheiten des Halses, welche das Schlucken beschwerlich, schmerzhaft, ja unmöglich machen. Dahin gehören: Krämpfe des Unterkinnbackens (Mundklemme), welche von Unreinigkeiten in den Verdauungswegen, von Erkältung, von Verwundungen der Sehnen an den Fingern und Zehen entstehen; Verhärtungen der Drüsen im Schlunde und im Magenmunde; Geschwüre u. d. m. Aber eine der gewöhnlichsten Ursachen des beschwerlichen und schmerzhaften Schlukkens ist die Entzündung des Halses, welche sich durch ein Fieber, durch Röthe und Schmerz in den innern Theilen, mit einer Empfindung, als ob derselbe zu eng wäre, von jenen Zufällen unterscheidet. Diese Entzündung betrift entweder bloß die Schleimhaut, oder die Mandeln, oder den Schlund, oder die Luftröhre und deren Muskeln. Sie entsteht bald ursprünglich im Halse von Stockungen des Bluts, von Katarrhen, allerlei Schärfen und andern Reizen; bald von andern Krankheiten, die mit

Säf-

Säften von reizender Art verbunden sind, z. B. Pokken, Masern, Faulfieber, Scharbock ꝛc.

Die Entzündung der Schleimhaut im Halse rührt oft von einer katarrhalischen Schärfe, oft auch von scharfen Speisen und Getränken und andern Reizen her. Sie ist nur flach, verbreitet sich aber weit umher, besonders über die Gaumenwölbung, die Gaumenhaut und das Zäpfchen,*) wo sie rosenartig erscheint.

Die Entzündung der Mandeln erstreckt sich gewöhnlich mit auf die Schleimhaut, den Gaumen, den Zapfen und andere Theile des Halses. Die Zeichen dieser eigentlichen gemeinen oder gutartigen Bräune sind: Röthe und Geschwulst der genannten Theile, Schmerz beim Schlukken und Reden an den geschwollnen Mandeln, der sich im höhern Grade bis zu den innern Ohren erstreckt, eine schleimige, weißgelbe und weiterhin braune Rinde über die Zunge, viel zäher Schleim im Munde, der sehr beschwerlich auszuwerfen ist, Hitze und Trockenheit im Halse, und ein merkliches Fieber, womit sich entweder die Krankheit anfängt, oder das erst in ihrem Fortgange hinzu kommt. Wenn die schmerzhafte Geschwulst der Mandeln einige Tage zugenommen hat, so zertheilt sie sich entweder nach und nach; oder die Mandeln gehen in Vereiterung über, und brechen auf,

*) Von dem hintern Rande des Gaumens hängt eine Verdoppelung der Nasen- und Mundhaut herab, welche die **Gaumenhaut** heißt. Sie macht an jeder Seite einen Bogen, der sich nach der Seite zu spaltet, und mit dem vordern Theile an die Zunge, mit dem hintern an den Schlund geht. Zwischen diesen Theilen liegt an jeder Seite die **Mandel**, ein Klumpen von Schleimdrüsen. Wo in der Mitte beide Bogen zusammenstoßen, liegt das aus Schleimdrüsen zusammengesetzte **Zäpfchen**.

da sich dann mehrentheils ein sehr stinkender dikker Eiter ergießt, worauf sich bald alle Beschwerlichkeiten verlieren. Bei einer guten Behandlung und bei Personen von sonst gesunder Leibesbeschaffenheit hat diese Krankheit nie einen gefährlichen Ausgang. Der Aufbruch der Mandeln hat vor der Zertheilung oft noch den Vorzug, daß sie nicht so leicht hart und ausgedehnt bleiben, sondern sich besser wieder zusammen ziehen.

Die gemeine Bräune ist meistens ein wahrer Fluß, der entweder von der Entzündung der Schleimhaut im Katarrh auf die Mandeln übergeht, oder den eine sich auf sie versetzende katarrhalische Schärfe durch ihren Reiz erzeugt. Sie ist besonders Kindern und jungen vollblütigen Leuten nach Erkältungen und Erhitzungen, hauptsächlich im Herbst und Frühjahr, gemein, und Viele haben eine besondre Disposition (Geneigtheit) dazu, die so gar forterbt. Verzärtelung gegen die Witterung in den ersten Jahren des Lebens, zu warme Bedekkung des Kopfs und des Halses und Nerven- und Magenschwäche veranlassen eine solche Disposition. Zur Verhütung dieser Krankheit ist es sehr dienlich, alle Morgen und nach jeder Mahlzeit den Mund mit kaltem Wasser auszuspülen, und Zähne und Zahnfleisch damit abzuwaschen. Oft wird aber auch die Entzündung der Mandeln von äussern Reizen im Halse erregt, z. B. von scharfen, salzigen, beizenden Speisen und Getränken, die entweder gleich beim Genusse den Hals angreifen, oder die sich im Munde anlegen und durch ihr Verweilen Entzündung verursachen. Brantwein, scharfer Essig, häufiger Gebrauch des Schnupf- und Rauchtobaks, starkes Schreien, Singen, Lachen, Dünste aus einem verdorbnen Magen ꝛc. gehören zu den Gelegenheitsursachen der Bräune. Man muß also, wenn man von derselben befallen

wird,

wird, nachdenken, was Anlaß dazu gegeben haben kann, um sie auf die Zukunft zu verhüten. Gewöhnlich stellt sich der Schmerz den Tag nachher ein, wenn ein äusserer Reiz die Entzündung veranlaßt. Während der Krankheit selbst muß der Kranke im Bette und mit dem Kopfe hoch liegen. Das Zimmer muß mäßig gewärmt seyn, denn nichts ist dem Kranken schädlicher, als Kälte. Er darf nicht viel essen, vorzüglich muß er Fleischspeisen meiden. Es ist gut, wenn er viel trinkt, und zwar Molken oder gekochtes Wasser mit zerschnittnen Aepfeln, oder auch Limonade; doch darf diese nicht zu sauer gemacht werden. Der fünfte oder sechste Tag entscheidet, ob die Geschwulst der Mandeln sich zertheilt, oder in Eiterung übergeht.

Weit schlimmere und gefährlichere Zufälle finden sich bei der bösartigen Bräune. Sie unterscheidet sich von der gutartigen durch folgende Merkmale: Bei der bösartigen Bräune ist gleich von Anfang an Fieber, Frost, Zittern der Glieder, Ekel und Bangigkeit; bei der gutartigen fehlen im Anfange diese Zufälle, den Frost ausgenommen. Bei der bösartigen ist der Puls klein, schnell und unregelmäßig; bei der gutartigen hingegen voll, stark und schnell. Bei der bösartigen leidet das Schlingen wenig oder gar nicht; bei der gutartigen ist es aber schmerzhaft. Die gutartige befällt stärkere Personen; die bösartige meistens nur schwächliche und zarte Kinder. Bei der bösartigen findet sich gemeiniglich in den ersten Tagen ein Irrereden ein; bei der gutartigen nicht. Nur bei der bösartigen sieht man weisse Flekken im Schlunde, die in Geschwüre übergehen, nur bei dieser ist ein rother Ausschlag auf der Haut gleich vom Anfang an vorhanden, und nur sie ist ansteckend und herrscht

epidemisch. Sie entsteht gemeiniglich im Herbst und zu Anfange des Winters, vorzüglich in feuchten und warmen Gegenden, und greift zwar Personen von jedem Alter an, doch vorzüglich Kinder. Wenn sie in einem Hause ausbricht, so werden alle Bewohner desselben — in höherem oder geringerem Grade — damit befallen. Zu dem Fieberanfall, womit die Krankheit anfängt, gesellen sich heftige Kopfschmerzen, Mattigkeit, Ekel, Erbrechen, Durchfall, Unruhe, Niedergeschlagenheit. Der Kranke beklagt sich über einen unangenehmen Geruch in der Nase und im Munde. Im Halse ist Hitze und Empfindlichkeit, aber nicht Schmerz; der Nakken ist steif; das Gesicht sieht roth und geschwollen aus; die Augen sind entzündet und schwimmen in Thränen. Der Anfall kommt gemeiniglich des Abends, nimmt auch um die Zeit zu, und dauert die ganze Nacht hindurch. Dann fällt der Kranke in einen kurzen unruhigen Schlummer, während dessen er schwitzt. Nach dem Erwachen nehmen Hitze und Unruhe ab, aber der Schlund, die innere Seite der Bakken, das Zäpfchen und die Mandeln sind roth und geschwollen. Am Zäpfchen sowohl, als an den Mandeln, bemerkt man einen gelblichweissen Fleck, der mit einem hochrothen Rande umgeben ist. Am zweiten Tage werden Gesicht, Hals, Brust und Hände bis an die Fingerspitze hochroth, und sind geschwollen. Diese und andre Zufälle dauern zwei bis drei Tage, worauf die Krankheit entweder anfängt abzunehmen, oder sich zum Tode neigt. Die Ursachen derselben sind eben diejenigen, welche überhaupt faule und bösartige Fieber zu erregen pflegen, insbesondre eine ansteckende Materie in der Luft, welche entweder vermöge einer uns unbekannten Beschaffenheit vorzugsweise die innern Theile des Halses angreift, oder in diesen eine besondre Disposition und Empfäng-

pfänglichkeit vorfindet. Fast immer wird sie durch faule Unreinigkeiten in den Eingeweiden unterhalten.

Die Rose.

In abergläubischen Zeiten nannte man sie das heilige Ding; sonst heißt sie auch Rothlauf. Sie besteht in einer Entzündung der Oberfläche irgend eines Theils am Körper, und kommt am häufigsten im Gesicht und an den obern Gliedmaßen vor. Die Röthe erscheint, nach Verschiedenheit der Umstände, blaß, dunkel, gelblich, bläulich, und verschwindet auf kurze Zeit, wenn man darauf drückt. Dabei ist die Haut meistens stark gespannt und geschwollen. Den Anfang macht ein Fieber, welches etliche Stunden anhält. Der Kranke fühlt sich entkräftet, klagt über Magendrükken, Ekel und Uebelkeit, bekomt auch zuweilen galliges Erbrechen. Sodann folgt brennende Hitze mit großem Durst, Beklemmung und Schläfrigkeit, und die Rose bricht zwischen dem ersten und vierten Tage aus. Um den siebenten oder neunten Tag verliert sie sich wieder, indem sich die Haut abschuppt. Sie befällt gern öfter den nämlichen Theil, welcher schon damit behaftet war. Die nächste Ursach scheint meistens ein galliger Stoff zu seyn, welcher theils in den rsten Wegen (dem Magen und den Gedärmen) angehäuft, theils in der Masse der Säfte verbreitet ist. Zu den Gelegenheitsursachen gehören: Erhitzung, Erkältung nach der Hitze, heftige Leidenschaften, besonders Zorn und Schreck, Verletzungen durch Wunden, Insektenstiche, Ausdünstungen giftiger Gewächse, auch von gewissen Insekten, z. B. wenn man das Gesicht nahe über einen Ameisenhaufen oder über ein Raupennest hält u. d. m. Bei guter Behandlung ist die Krankheit selten gefährlich, es müßte denn eine große Verderbniß der

Säf-

Säfte zugegen seyn, wo sie sich leicht mit dem Brande endigt. Alles, was die Hitze vermehrt, muß der Kranke sorgfältig meiden. Aeußerliche so genannte zertheilende Mittel dürfen nicht ohne Zuziehung eines Arztes gebraucht werden, denn sie veranlassen oft sehr schlimme Zufälle.

Der Brand.

Dieser ist allemal eine Folge vernachläßigter oder schlecht behandelter Entzündungen, und fast unheilbar, wenn er innere Theile des Körpers trift. Er besteht in einer Fäulniß, die sehr schnell um sich greift, und so wie sie sich den Lebenswerkzeugen nähert, unvermeidlich den Tod bringt. Die entzündet gewesene Stelle wird erst schwarzblau, weich, ist wenig empfindlich, und es fahren oft Bläschen auf, welche eine dünne scharfe Feuchtigkeit enthalten. Dies nennt man den heissen Brand. Wird nun dieser angehenden Fäulniß nicht schleunig Einhalt gethan, so erfolgt der kalte Brand: Der angegriffne Theil wird schwarz, welk, mürbe, verliert Empfindung und Wärme, und stinkt wie faules Fleisch. Man rettet den Kranken vom Tode, wenn der Brand einen äußern Theil ergriffen hat, meistens durch den Schnitt; gegen den innern Brand bedient man sich verschiedner fäulnißwidriger Mittel.

Rheumatische Krankheiten. Das Gliederreissen.

In den Muskeln, in den Häuten, Sehnen und Scheiden, welche die Knochen umgeben, entstehen öfters reissende Schmerzen mit Entzündung, die entweder herum ziehen, oder sich an einer Stelle festsetzen. Sie heißen im gemeinen Leben Flüsse, und in der gelehrten Sprache Rheumatismen. Da sie mehrentheils die Gelenke befallen, so nennt man sie auch das Glie-

verreissen. Diese Krankheit äußert sich auf verschiedne Art und an verschiednen Orten, an den Hüften, Knieen, Beinen, Schultern, am Halse, an den Seiten der Brust, an den Zähnen, im Kopfe und selbst in den Eingeweiden. Zuweilen bemerkt man Röthe und Geschwulst am leidenden Theile, oft aber auch nicht. Ueberhaupt gibt es zwei Gattungen von Rheumatismen: hitzige und langwierige (chronische). Beide sind zwar entzündungsartig, aber nur bei der erstern Gattung zeigt sich wahre Entzündung mit einem anhaltenden Fieber, welches sich des Abends und in der Nacht zu verschlimmern pflegt; auch schwellen die schmerzhaften Theile an, und werden roth und heiß. Der chronische Rheumatismus unterscheidet sich vom hitzigen durch die Abwesenheit des Fiebers, durch die längere Dauer, durch die Einschränkung des Schmerzes auf eine gewisse Stelle (wenigstens ist dies der gewöhnliche Fall), und dadurch, daß äußerlich oft keine sonderliche Veränderung des leidenden Theils bemerklich ist. Die Schmerzen können übrigens eben so heftig, als bei dem hitzigen Rheumatismus seyn. Sie nehmen in der Kälte zu, und in der Wärme ab.

Vollblütige, weichliche Personen im blühendsten Alter sind den Rheumatismen am meisten unterworfen. Die nächsten Ursachen derselben sind scharfe Materien mancherlei Art, die bei gewissen Veranlassungen sich auf die Gelenke und Nerven wenden, und durch ihren Reiz die peinlichen Schmerzen erregen, bis Kunst oder Natur den reizenden Stoff wegschafft. Gelegenheit zu Rheumatismen geben daher: unterdrückte Ausdünstung durch feuchte kalte Luft, nasse Kleidung, gestopfter Schnupfen, scharfe Säfte von andern Krankheiten, z. B. von Hautausschlägen, Scharbock, Friesel ꝛc. Die

Kur gehört für den Arzt; aber als Vorbauungsmittel empfiehlt man: Vermeidung solcher Nahrung, wodurch leicht scharfe Säfte erzeugt werden, kalte Bäder, viel Bewegung, den beständigen Gebrauch wollner Hemden von feinem Flanell.

Die Gicht.

Eine dem Rheumatismus verwandte Krankheit, die sich aber doch durch mehrere auszeichnende Kennzeichen unterscheidet, besonders auch dadurch, daß sie sich hauptsächlich nur auf die Gelenke einschränkt. Sie besteht nämlich in äußerst schmerzhaften Empfindungen in den Gelenken, und komt gewöhnlich mit und nach einem Fieberanfall. Gemeiniglich gehen Schwäche des Magens, Unverdaulichkeit und andre Beschwerden der Eingeweide vorher, und wechseln mit den Anfällen der Schmerzen ab. Wenn sie oft wieder komt, so häuft sich nach und nach an den Gelenken eine kalkartige Materie an, und macht sie zur freien Bewegung ungeschickt. Der Schmerz zieht entweder aus einem Gelenk in das andre (herumschweifende Gicht); oder er bleibt in Einem Gelenk (festsitzende Gicht), und ist mit starker Entzündung und Geschwulst verbunden. In diesem Fall fängt das Gelenk nach einigen Tagen an zu jucken, schuppt sich ab, und es entsteht jene kalkartige Materie. In den Fußgelenken, vornämlich in dem großen Zeh, macht dieser Zufall das Podagra, in den Händen das Chiragra, und in den Knieen das Gonagra. Die Ursache dieser Krankheit ist die Verstopfung der feinsten Blut- und Lympfengefäße, wodurch Geschwulst, Entzündung und Schmerz entsteht. Die Verstopfung der Gefäße aber rührt theils vom Mangel der Bewegung des Körpers, theils von Unmäßigkeit und schlechter

Ver-

Verdauung her. Es gehen nämlich mit der Nahrungsmilch, selbst bei der besten Verdauungskraft, noch immer fremde Theile mit ins Blut, welche zur Ernährung und Erhaltung des Körpers nicht taugen, und daher von der Natur durch die Ausdünstung, durch den Urin ꝛc. herausgeschafft werden. Diese unreinen Theile sind eine Quelle mancherlei Krankheiten, wenn sie nicht zu rechter Zeit aus dem Körper kommen, und sich im Blute anhäufen; man sagt alsdann gewöhnlich, es sey eine Schärfe des Bluts vorhanden. In den haarfeinen Röhrchen, wo das Blut zuletzt sich durchdrängen muß, verursachen sie bei langsamer Bewegung leicht eine Stockung dadurch, daß sie den Durchgang erschweren. Um dies zu verhüten, sollen nach der Absicht der Natur die Muskeln fleißig bewegt werden, welches einen schnellern Umlauf des Bluts bewirkt. Es kann aber die Stockung auch alsdann entstehen, wenn durch schlechte Verdauung und Unmäßigkeit allzu viel dergleichen unnütze Theile ins Blut gebracht werden, die durch die feinen Kanäle gar nicht durchkommen können. Der häufige Genuß des Weins, vornämlich hitziger Weine, hat diese Wirkung: die stark reizende Kraft desselben übereilt das ganze Verdauungsgeschäft, so daß die Nahrungsmilch ins Blut übergeht, ehe sie Zeit genug gehabt hat, sich zu läutern. Auch verursacht Unmäßigkeit im Trunk eben so, wie Uebermaaß im Essen, Unverdaulichkeit. Nach der verschiednen Leibesbeschaffenheit und andern Umständen erfolgen daraus hypochondrische Zufälle, Koliken ꝛc., oder auch die Gicht. Diese ist nun nichts anders, als ein Bestreben der Natur, jene Stockung zu heben, und die unreinen Theile, als die Ursache derselben, wegzuschaffen, die sich dann auch in Gestalt einer kalkartigen Materie absetzen.

Wann

Wann dies vermittelst der Fieberschauer (die merklich oder unmerklich bei den Gichtschmerzen sich einfinden) geschehen ist, so hört die Krankheit auf. Ihre Rückkehr wird durch regelmäßige Lebensordnung verhütet, oder doch, wenn sie erblich ist, ihr Anfall geschwächt. Einige Aerzte versichern sogar, daß selbst angeerbte Gicht nicht zum Ausbruch komme, wofern man nicht durch Gemächlichkeit, durch Unmäßigkeit und durch Ausschweifungen Anlaß dazu gebe.

Katarrhalische Krankheiten.

So wie der Rheumatismus in den Muskeln, Sehnen und Gelenken seinen Sitz hat; so ist hingegen der Sitz der katarrhalischen Krankheiten, welche oft ähnlichen Ursprung haben, die Schleimhaut. Mit dieser Haut sind die innern Theile des Körpers, z. B. die Höhlen der Nase, die Luftröhre, der Schlund ꝛc. bekleidet, und ihre Bestimmung ist: vermittelst kleiner Drüsen diejenige Feuchtigkeit vom Blute abzusondern, welche im gesunden Zustande in diese Höhlen eindunstet, damit sie stets feucht und schlüpfrig bleiben. Von Luft und Wärme verdickt, legt sich diese Feuchtigkeit als Schleim an die Haut, daher die Benennung Schleimhaut. Wird die Feuchtigkeit schnell und häufig abgesondert, so fließt sie in Tropfen zusammen, und verursacht ein Kriebeln, Jucken und Kitzeln (so wie in gleichem Falle der Schweiß auf der äußern Haut ein Jucken verursacht), wovon die Muskeln in konvulsivische Bewegung gesetzt werden, daher das Niesen, Räuspern, Husten vom Kitzel in der Nase, im Halse oder an der Luftröhre. Die widernatürliche Absonderung jener schleimichten Feuchtigkeit wird veranlaßt durch jeden Reiz, der Kitzel erregen kann, z. B. Schnupftoback;

back; vorzüglich aber durch alles, was die Ausdünstung der äußern Oberfläche des Körpers und innerlich die Ausdünstung der Lungen hindert, als: feuchte kalte Luft, und schneller Uebergang von der Hitze zur Kälte. Die gehemmte Ausdünstung verursacht eine Schärfe der Säfte, wodurch jener Reiz in der Schleimhaut entsteht.

Wir nennen also denjenigen Zufall einen Katarrh, bei welchem die Absonderung des Schleims in der Nase, im Schlunde und in der Luftröhre widernatürlich vermehrt wird, oder wo wenigstens ein Trieb zu dieser Ausleerung vorhanden ist. Es finden allemal fieberhafte Bewegungen dabei statt. Je nachdem der Katarrh einen Theil mehr, als den andern, angreift, heißt er entweder Schnupfen (Nasenkatarrh), oder Halskatarrh, oder Brustkatarrh. Bei dem Schnupfen äußert sich besonders eine Beschwerlichkeit, durch die Nase zu athmen, eine Schwere in der Stirn, worauf bald auch die Schnupfenschärfe, die durch die Nase ausfließt, sich zeigt. Wenn der Ausfluß nicht erfolgt, oder wieder aufhört, ohne daß die andern Beschwerden sich mindern, so gibt man ihm den Namen Stockschnupfen. Den Halskatarrh erkennt man an einer gewissen Rohigkeit und Empfindlichkeit der Schleimhaut im Halse, welche mit Beschwerlichkeit des Schlingens und Sprechens verbunden ist. Wird er nicht bald gehoben, so geht er oft in eine wahre Bräune oder Entzündung des Halses über. Bei dem Brustkatarrh ist die Brust eng, wie zusammengeschnürt; es entsteht anfangs ein trockner schmerzhafter Husten, der aber bald von häufigem Auswurfe eines erst dünnen und scharfen, und weiterhin zähern Schleims begleitet wird. Mehrentheils finden sich alle diese Zufälle zugleich oder nach einander ein. Sie sind an sich nicht gefährlich, können es aber durch

Vernachlässigung, durch verkehrte Behandlung und öftere Wiederkehr werden. Nicht selten legen sie dann den Grund zur Schwindsucht und zu hektischen Fiebern. Abhärtung gegen die Eindrücke der Luft durch Baden und Waschen mit kaltem Wasser ist das beste Mittel, Katarrhe zu verhüten. Während eines Anfalles muß man gute Diät halten, Fleischspeisen, schwer verdauliche Nahrungsmittel und hitzige Getränke meiden, sich mäßig warm halten, mehr durch Kleidung, als durch Stubenhitze. Das Einziehen vom warmen Wasserdampf in die Lunge und in die Nase wird vorzüglich empfohlen.

Zuweilen ist der Katarrh epidemisch, wie vor mehrern Jahren, wo er fast ganz Europa durchzog, und den Namen Influenza bekam.

Die Engbrüstigkeit (Asthma).

Wenn die Schleimhaut der Brust von irgend einer Ursache anhaltend gereizt wird, widernatürlich viel Feuchtigkeiten von sich zu geben, so entsteht wegen des beständigen Zuflusses von Schleim diejenige Krankheit, welche man Engbrüstigkeit nennt. Der Athem ist dabei kurz und beschwerlich, der Schleim kocht, wie man zu reden pflegt, immer in der Brust, und es ist dem Kranken oft so ängstlich, als ob er ersticken müßte; auch kann ein wirklicher Stickfluß erfolgen, wenn der Zufall überhand nimt. Man findet diese Krankheit gemeiniglich bei Personen von schlaffer, schwammiger Leibesbeschaffenheit, deren Lebensart es mit sich bringt, daß sie viel Staub und feuchten Dunst einathmen müssen, z. B. Wollarbeiter. Zurückgetriebne Ausschläge und Vollblütigkeit können ebenfalls Ursachen der Engbrüstigkeit werden.

Der

Der Keichhusten.

Eine Krankheit, die erst seit etlichen hundert Jahren bemerkt worden ist. Sie fängt mit einer Art von Schnupfenfieber an, und ist in der ersten Zeit dem gewöhnlichen Katarrh ähnlich. Nach einigen Tagen oder Wochen stellt sich der Keichhusten ein. Die Anfälle des Hustens kommen öfter, als vorher, und werden heftiger und krampfhaft. Ein dem Keichhusten eignes Kennzeichen ist das helltönende Einathmen während des Anfalls. Dieser dauert unter entsetzlicher Qual und Angst des Kranken jedesmal so lange, bis ein wenig zäher, bläulicher Schleim ausgehustet wird, oder bis ein Erbrechen erfolgt. Außer den Anfällen hustet der Kranke nichts aus, und bricht auch nichts aus. Die Anfälle halten keine bestimmte Zeit, kommen aber meistens in der Nacht öfter, als am Tage, und werden einen Tag um den andern heftiger. Die Krankheit währt mehrere Wochen, ja wohl ein ganzes Jahr, und wenn sie in dieser Zeit nicht geheilt wird, so kommen die Anfälle immer schrecklicher, und der Kranke stirbt unter gräßlichen Zuckungen. Zuweilen wird, gleich nach dem Tode, der Körper des Verstorbnen ganz mit Läusen bedeckt, ohne daß vorher auch nur eine einzige Laus weder in den Haaren des Kranken, noch überhaupt an andern Personen in dem Hause, welches der Kranke bewohnt, bemerkt worden wäre *).

*) S. Girtanners Abhandlung von den Krankheiten der Kinder, S. 274. Schon vor 5 Jahren äußerte ich (in der Vorrede zum ersten Theil meiner Naturgeschichte) den Gedanken: daß vielleicht der Same zu denjenigen Insekten, welche bestimmt sind, auf gewissen thierischen Körpern zu leben, denselben angebohren würde, der sich dann bei gegebner Veranlas-

Diese schlimme Krankheit befällt hauptsächlich Kinder, obgleich auch Erwachsne nicht ganz frei davon bleiben. Wer sie aber einmal überstanden hat, bekomt sie nie wieder. Auch ist sie ansteckend. Dadurch unterscheidet sie sich von dem bloßen Magenhusten, der einige Zufälle mit dem Keichhusten gemein hat, und von angehäuftem Schleim im Magen entsteht. Die wahre Ursache des Keichhustens ist unbekannt, daher sagt man, es sey ein in der Atmosphäre befindliches Gift, welches nach Beschaffenheit des Körpers auch wohl eine andre Krankheit, z. B. das Wechselfieber, erregen könne. Für gelegentliche Ursachen hält man unter andern: Ueberfüllung des Magens und heftige körperliche und Gemüths-Bewegungen. Zur Diät des Kranken gehört, daß er wollne Strümpfe trage, und überhaupt sich vor Verkältung hüte, daß er viel und oft trinke, besonders säuerliche Getränke (Limonade, Sauerhonig), anfangs gar keine Fleischspeisen genieße, und von leicht verdaulichen Speisen nur wenig auf einmal esse.

Die Blattern.

Sie sollen ungefähr im elften Jahrhundert aus Asien nach Europa durch Kriegsheere gebracht worden seyn, denn vorher kannte man sie in diesem Erdtheil noch

Anlassung entwickelte, so wie dies bekanntlich der Fall mit den Eingeweidewürmern ist. Aus dieser Hypothese erklärte ich mir die Entstehung der Läuse in der Läusesucht, der Milben bei der Krätze ꝛc. Obige Bemerkung eines berühmten Arztes bestärkt mich aufs neue in meiner Meinung, obgleich der sel. Götze in Quedlinburg, dem ich die Hypothese damals in einem Briefe mittheilte, um sein Urtheil zu hören, sehr dawider war.

noch nicht. Von hier wurden sie wiederum in andre Gegenden, wo die Europäer hinkamen, verbreitet, so daß jezt fast kein Winkel der Erde mehr frei davon ist. Wo und wie sie zuerst ihren Ursprung genommen haben, das weiß man nicht; aber da sie unter uns nur durch Ansteckung, so wie die Pest, mitgetheilt werden, so hofft man, vermittelst eben der Polizei-Anstalten, welche ein Land vor der Pest bewahren, auch künftig die Blattern abhalten, und sie so vielleicht ganz ausrotten zu können.

Nie, oder doch äußerst selten, bekomt ein Mensch die wahren Blattern mehr als einmal. Es gibt aber auch Personen, die gar nicht davon angegriffen, und selbst durch unmittelbare Berührung des Blatterngifts nicht angesteckt werden, denn es wird immer dazu eine gewisse Beschaffenheit, eine Empfänglichkeit des Anzusteckenden erfordert, wenn das Gift wirken soll. Wo sich diese Empfänglichkeit findet, da steckt alles an, was ein Blatternkranker berührt hat: Leinengeräthe, Kleider, unreine Wäsche, Betten; letztere noch nach langer Zeit. Auch durch Briefe kann die Ansteckung geschehen. Eine sonderbare Art der Ansteckung war folgende: Ein Jüngling, welcher zu Leipzig studierte, und die Blattern glücklich überstanden hatte, ließ sich in dem letzten Zeitraume der Krankheit mit den Blatternflecken und Narben malen, und übersandte dieses Bild seiner Schwester, welche vierzig Meilen von ihm entfernt lebte. Sie erschrack über den Anblick, bekam die Blattern, und starb. Vermuthlich würde das an dem Gemälde klebende Blatterngift diese Wirkung nicht gehabt haben, wenn sie sich nicht so sehr davor gefürchtet hätte.

Kein Alter ist vor der Ansteckung sicher. Das Kind im Mutterleibe sowohl, als siebzig- und achtzigjährige Greise sind derselben empfänglich. Wegen der großen Gefahr, welche mit dieser Krankheit verbunden ist, wenn sie einen Menschen unvermuthet und unvorbereitet überfällt, ist man auf den Gedanken gekommen, sie durch vorsetzliche Ansteckung mitzutheilen. Dies gewährt den Vortheil, daß man den bequemsten Zeitpunkt dazu wählen, den Körper des Anzusteckenden durch Reinigungsmittel vorbereiten, Materie von gutartigen Blattern nehmen, und den freiwilligen Kranken von einer quälenden Furcht auf seine übrige Lebenszeit befreien kann. Schon lange war diese künstliche Ansteckung, die man Inokulation oder Einimpfung der Blattern nennt, in verschiednen asiatischen Ländern üblich. Vor etwa hundert Jahren wurde die Methode in Konstantinopel bekannt, und von da kam sie im Anfange dieses Jahrhunderts nach England. Seit der Zeit hat sie hin und wieder in ganz Europa Eingang, doch keinesweges allgemeinen Beifall, gefunden. So viel ist gewiß, daß sich einige nicht unerhebliche und ungegründete Einwürfe dagegen machen lassen, und daß man sie nicht unbedingt empfehlen, noch weniger Jemanden dazu überreden oder nöthigen darf *). — Es gibt zwar verschiedne Methoden der Einimpfung, gewöhnlich aber nimt man einen in gutartige Blattermaterie getauchten Faden, legt ihn in den Einschnitt, der mit einer Lanzette am Arm gemacht worden, bedeckt die Wunde mit einem Pflaster, und läßt es vier und zwanzig Stunden lies-

*) An einem Orte, wo die natürliche Blattern-Epidemie noch nicht ausgebrochen ist, sollte die künstliche Einimpfung von Seiten der Polizei verboten werden.

liegen. Alsdann nimt man den Faden wieder heraus, und zwischen dem sechsten und vierzehnten Tage darnach pflegt sich der Ausbruch der Krankheit zu zeigen.

Von den ächten Blattern kemt man zwei Arten: einfache gutartige und bösartige zusammenfließende. Jene verhalten sich auf folgende Weise: Nach einem drei- bis viertägigen Uebelbefinden erscheinen am Körper einzeln stehende runde, kleine, rothe Flecke, die sich am fünften oder sechsten Tage allmählig erheben, und zu Pusseln werden. Gegen den achten Tag werden sie hochroth und mit Eiter angefüllt, wobei das Gesicht und der Hals aufschwellen, und Frost und Hitze abwechseln. Gegen den elften Tag nimt die Entzündung ab; die Pusseln trocknen und brechen auf; der Eiter bildet trockne Schuppen, welche nach und nach abfallen, und nur bläulich rothe Flecke zurück lassen, die aber auch in der Folge verschwinden, so daß die Haut ihre vorige Weiße und Glattheit wieder erhält. Das Abtrocknen dauert vier bis fünf Tage, und mit dem sechszehnten Tage endigt sich die ganze Krankheit, die selten und nur bei unschicklicher Behandlung einen schlimmen Ausgang hat.

Allein gefährlich, sehr oft tödtlich, sind die bösartigen Blattern. Gleich vom Anfange an zeigen sich alle Zufälle weit heftiger, und die Blattern brechen mehrentheils vor der Zeit, schon am zweiten oder dritten Tage, unregelmäßig aus; sie erheben sich nicht, und werden nicht roth, sondern sie bleiben flach und bleich, und verursachen vom ersten Ausbruch an ein unerträgliches Jucken. Mit der Zeit werden sie immer breiter, und fließen zusammen, oder sie verschwinden, und kommen wieder, wechselsweise. Zuletzt werden sie schwarz, und es fließt eine schwarze Feuchtigkeit aus denselben;

auch geht Blut mit dem Stuhlgange und mit dem Urin ab. Zwischen dem siebenten und neunten Tage nach dem Ausbruch der Blattern erfolgt der Tod, wenn nicht glückliche Umstände, vereinigt mit den Bemühungen eines erfahrnen Arztes, die Gewalt der Krankheit brechen.

Wesentlich verschieden von diesen beiden Arten ist eine ganz andre Art von Blattern, welche deswegen die unächten (auch Windpocken) heißen. Diese Krankheit ist so gelinde, daß man zur Heilung derselben kaum der Hülfe eines Arztes bedarf. Oft brechen die Blattern aus ohne vorhergegangne Uebelkeit. Sie sind den ächten Blattern ähnlich, aber nie in großer Menge vorhanden, und meistens zählt man nicht über zweihundert auf dem ganzen Körper. An dem ersten Tage ihrer Erscheinung sind sie röthlich; an dem zweiten Tage haben sie auf der Spitze eine kleine Blase voll einer dünnen, klaren, wäßrichten Flüssigkeit; am dritten Tage sind sie reif, und diejenigen, welche nicht aufgebrochen sind, erscheinen so voll von gelbem Eiter, daß sie aussehen, wie die ächten Blattern am fünften oder sechsten Tage. Die meisten dieser Blattern brechen schon am zweiten Tage auf, und so bald sie aufgebrochen sind, entstehen dünne Schuppen, es zeigt sich aber kein Eiter, wie in den ächten Blattern, sondern die Geschwulst setzt sich. In den Blattern, welche nicht aufbrechen, entsteht Eiter, und dann trocknen sie ab. Am fünften Tage nach dem Ausbruche sind sie beinahe alle abgetrocknet. Die Entzündung ist überhaupt sehr unbedeutend, die Kranken befinden sich ziemlich wohl dabei, und fühlen bloß etwas Mangel an Eßlust. Wer die unächten Blattern gehabt hat, kann doch noch von den ächten angesteckt werden; ein Beweis, daß beide ganz verschiedne

Krank-

Krankheiten sind. Aber das haben die unächten mit den ächten gemein, daß die Ansteckung nur einmal im Leben geschieht.

In Ansehung des Verhaltens bei der Blatternkrankheit ist folgendes zu beobachten:

Wenn das Blatternfieber anfängt, so darf dem Kranken kein Fleisch, keine Suppe, kein warmes Getränk gegeben werden. Alles, was er genießt, muß kalt seyn. Vorzüglich ist nöthig, daß er oft, aber nicht viel auf einmal trinke, Wasser mit Zitronensaft oder Himbeerensaft oder Honigessig vermischt; zur Abwechslung auch kalter Thee mit Zitronensaft und etwas Zucker. Das Zimmer muß kühl gehalten werden, aber nicht kalt. Oefteres Besprengen des Fußbodens mit Essig ist sehr nützlich. Wenn das Zimmer nicht gegen Norden liegt, so muß das Eindringen der Sonnenwärme durch die Fenster auf irgend eine Art verhindert werden, sonst gehen gutartige Blattern leicht in bösartige über. Das Bette des Kranken muß so stehen, daß seine Augen nicht gegen die Fenster, und überhaupt nicht gegen das Licht sehen. Mehr als höchstens zwei Kranke können nicht ohne Gefahr in Einem (zumal engen!) Zimmer beisammen seyn. Alle Federbetten müssen wegbleiben. Der Kranke liege auf einer Matratze, und sey mit einer leichten wollnen Decke bedeckt. Kopfkissen mit Federn ausgestopft, veranlassen eine große Menge Blattern im Gesicht und am Kopfe. Vor dem Ausbruch der Blattern werden die untern Theile des Leibes in erwärmten Flanell eingewickelt, so entstehen desto weniger Blattern am Kopfe und am Oberleibe. Die Füße muß man so viel, als möglich, warm halten, und deshalb dem Kranken von Zeit zu Zeit einen erwärmten und in eine Serviette eingewickelten Back-

stein oder dergleichen an die Füße legen. Sehr schädlich ist es, wenn das Bette an der einen Seite gegen eine kalte Mauer steht. Außer den zur Wartung nöthigen Personen muß sich Niemand lange im Zimmer aufhalten, um die Luft nicht zu verderben. Von der Zeit an, da die Blattern ausbrechen wollen, ist etwas mehr Wärme, als im Anfange, nöthig, vorzüglich aber muß der Zugang der kalten Luft verhütet werden. Die Blattern dürfen nicht aufgestochen oder aufgeschnitten werden, denn dies hat nebst andern schädlichen Folgen auch die, daß tiefe Narben entstehen. Der Zeitraum der Abtrocknung der Blattern ist der gefährlichste, auch schon darum, weil der Kranke seinem Gefühl nach außer Gefahr zu seyn glaubt, und sich der strengen Diät nicht mehr unterwerfen will. Allein es müssen alle obige Verhaltungsregeln fortgesetzt beobachtet werden; doch kann man um die Mittagszeit bei warmer Witterung das Fenster öffnen. Die Wäsche des Kranken werde öfters gewechselt, und der Körper desselben vermittelst eines Schwammes mit lauwarmen Wasser abgewaschen. Nach völliger Abtrocknung der Blattern sind lauwarme Bäder sehr dienlich.

Die Masern.

Sie sind erst mit den Blattern zugleich in Europa bekannt geworden, und haben auch in ihren Erscheinungen mit diesen viel Aehnliches. Gemeiniglich zeigt sich die Krankheit im Januar epidemisch, nimt gegen den Sommer ab, und hört im Julius ganz auf. Sie befällt meistens Kinder von reiferm Alter. Wer sie einmal gehabt hat, bekomt sie nicht wieder; doch gibt es Ausnahmen, und zwar mehr, als bei den Blattern. Es gibt gutartige und bösartige Masern.

Den

Den Anfang der Krankheit macht ein Fieber, wo mit öfteres Niesen, ein rauher trockner Husten, schweres Athemholen, Niedergeschlagenheit und Mattigkeit verbunden ist. Bis zum vierten oder fünften Tage nehmen diese Zufälle zu; dann erscheinen rothe Flecke, wie Flohstiche, zuerst an der Stirn, nachher an den übrigen Theilen des Gesichts, von wo sie sich nach und nach weiter herunter verbreiten. Auch nehmen die Flecke an der Zahl und am Umfange zu, und fließen endlich in einander. Sie erheben sich aber nicht über die Haut. Gegen den sechsten Tag fängt der Ausschlag an abzutrocknen, die Oberhaut sondert sich ab, und ist am achten oder neunten Tage ganz los, da dann der Körper wie mit Kleie bedeckt aussieht. Das schwere Athemholen und der Husten hält noch einige Zeit an; die übrigen Zufälle lassen nach. Zuweilen erscheinen die Flecke erst am sechsten Tage und später; oder sie verschonen das Gesicht, und zeigen sich nur am übrigen Körper; oder sie sind ein wenig über die Haut erhaben. Bei den bösartigen Masern sind alle Zufälle heftiger, und sie erscheinen gemeiniglich schon am zweiten Tage. Der Ausschlag dauert vier bis fünf Tage, und verschwindet dann zugleich mit dem Fieber, ohne Abschuppung. Aber nun nimt der Schmerz in den Augen, der Husten, die Beängstigung und das schwere Athemholen zu. Es erfolgen Leibschmerzen, Stuhlzwang, blutige Stühle, Schlafsucht, Irrereden und gänzliche Abnahme der Kräfte. Zwischen dem sechsten und achten Tage (manchmal erst nach vier Wochen) stirbt der Kranke am Brande, der an irgend einem Theile des Körpers entsteht.

Das Verhalten in dieser Krankheit ist das nämliche, welches man bei der Blatternkrankheit zu beobachten hat. Gutartige Masern sind nicht gefährlich; nur

muß

muß der Kranke noch eine geraume Zeit nach dem Verschwinden derselben vor der freien Luft und vor Erkältung verwahrt werden, weil daraus sehr schlimme Folgen entstehen. Man kann die Masern auch, wie die Blattern, einimpfen, es wird aber von erfahrnen Aerzten widerrathen.

Das Scharlachfieber.

Ebenfalls erst seit etlichen Jahrhunderten bekannt, und meistens nur eine Krankheit der Kinder, obgleich auch Erwachsene nicht ganz davon frei sind. Es herrscht epidemisch, und erscheint mit verschiednen Zufällen, die sich sowohl nach der Jahreszeit, als nach der Leibesbeschaffenheit des Kranken richten. Zuweilen ist die Krankheit so gelinde, daß sie nicht einmal die Hülfe des Arztes erfordert; zuweilen so heftig, daß sie sich mit dem Tode endigt.

Das Fieber, womit sich die Krankheit anfängt, ist einem Katarrhalfieber ähnlich; Ekel und galliges Erbrechen machen es aber kenntlich. Der Patient empfindet Steifigkeit und Schmerz im Halse, verbunden mit einer Schwierigkeit zu schlingen. In der Folge wird das Athemholen und Sprechen beschwerlich, die Stimme quikend, der Athem heiß. Gaumen und Schlund sind geschwollen und roth; Zäpfchen, Gaumen und Mandeln mit weißen Flecken bedeckt, welche sich bald in eiternde Geschwüre verwandeln; der ganze Mund ist voll zähen Schleims. Ungeachtet eines brennenden Durstes mag der Kranke doch nicht trinken.

Den dritten Tag nach dem Anfange der Krankheit (zuweilen etwas früher, zuweilen später) erscheinen rothe Flecke, welche wenig oder gar nicht über die Haut hervorragen, und nachher in einander fließen. Sie

entstehen mit einem Jucken der Haut, und überziehen endlich die ganze Oberfläche des Körpers, so daß der Kranke aussieht, als ob er mit rothem Wein begossen wäre. Hände und Finger sind geschwollen und steif. Nach drei bis vier Tagen wird der Ausschlag bleich, die Geschwulst legt sich, und die Haut schuppt sich ab. Um diese Zeit zeigen sich hie und da kleine, weiße, erhabne Blasen auf der Haut, welche das Ansehen eines Friesselausschlags haben. Das Absondern der Haut geschieht mit einem fast unerträglichen Jucken. Zwischen dem siebenten und achten Tag hört die Krankheit auf. Man befolgt während derselben die bei den Blattern gegebne Diät. Der Genuß des reifen Obstes wird sehr empfohlen. Wenn die Krankheit an einem Orte epidemisch herrscht, so ist das tägliche Waschen und Ausspülen des Mundes mit Essig ein gutes Verwahrungsmittel. Die Ursache dieser Epidemie wird einem in der Atmosphäre befindlichen Gifte zugeschrieben *).

Der Durchfall.

Ist gewöhnlich eine Bemühung der Natur, schädliche reizende Stoffe aus dem Körper wegzuschaffen. Schon daraus sieht man, daß das plötzliche Verstopfen desselben sehr nachtheilige Folgen haben muß, denn die zurückgebliebne schädliche Materie verursacht nothwendig schlimme Krankheiten. Der Durchfall hat nicht die geringste Gefahr, wenn der Auswurf bloß flüssig, übri-

*) Das allergefährlichste Ausschlagsfieber ist die **Pest**, welche jedoch durch gute Polizei-Anstalten schon lange von Deutschlands Grenzen verbannt ist. Das **Fleckfieber**, **Nesselfieber** und **Frieselfieber** und ähnliche Krankheiten übergehe ich, da sie ein gleiches Verhalten erfordern, wie die schon beschriebnen.

übrigens aber natürlich ist, und wenn er nur etliche Tage dauert. Hingegen muß man die Hülfe des Arztes suchen, wenn sich andre Zufälle dazu gesellen, und wenn der Abgang großentheils aus Galle, Schleim, weißer oder röthlicher Feuchtigkeit und dergleichen widernatürlichen Dingen besteht. Während eines gewöhnlichen Durchfalls ist mäßige Wärme und Diät das Einzige, was man zu beobachten hat. Er hat seinen Grund oft in Verkältung, Ueberladung des Magens und in einer fehlerhaften Absonderung der Galle.

Die Ruhr.

Wenn eine scharfe Materie die Gedärme so stark reizt, daß dadurch Krämpfe in denselben und ein widernatürlicher Zufluß des Bluts bewirkt werden, so entsteht die Ruhr. Sie ist jederzeit mit Fieber verbunden und ansteckend, und äußert sich durch heftiges Schneiden im Leibe, durch Stuhlzwang und öftere schleimige oder blutige Stühle. Der eigentliche Auswurf geht gemeiniglich nicht mit dem Stuhl ab, sondern wird zurückgehalten. Das, was abgeht, ist bloßer Schleim (oft mit Blut vermischt), oder gallige, oder eiterartige und talgartige Materie. Mit diesen Zufällen verbinden sich gewöhnlich noch: Mangel an Eßlust, Uebelkeit, Erbrechen, Harnstrenge oder Harnverhaltung und Blutharnen. Nebst der Ansteckung, welche vornämlich durch die Ausdünstung des Auswurfs der Kranken geschieht, sind die Ursachen der Ruhr alle von der Art, daß sie eine Verderbniß oder fehlerhafte Absonderung der im Darmkanal befindlichen Materien bewirken. Dahin gehören: gehemmte Ausdünstung (also Verkältung, die am leichtesten in kühlen Nächten im Sommer und Herbst zugezogen wird), scharfe Gifte, der Genuß unreifer

reifer Früchte und verdorbner Getränke, überhaupt alles, was gallige und faule Fieber zu veranlassen pflegt. Die Diät wird auch bei dieser Krankheit eben so eingerichtet, wie bei galligen und faulen Fiebern. Reifes Obst, sowohl frisch, als getrocknet und gekocht, ist den Kranken sehr dienlich. Plötzliche Hemmung des Stuhlgangs kann tödtlich werden.

Die Kolik.

Schneidender Schmerz im Unterleibe, besonders in der Gegend des Nabels, mit Verstopfung des Leibes, heißt Kolik. Mehrentheils ist auch Erbrechen dabei. Im gemeinen Leben nennt man wohl alle Leibschmerzen Kolik, ohne auf jene Merkmale Rücksicht zu nehmen, folglich auch die, wobei Durchlauf sich einfindet. Wenn die Kolik sehr heftig, und mit gänzlicher Verstopfung des Leibes und Wegbrechen des Auswurfs verbunden ist, so heißt sie Darmgicht oder Miserere.

Die Kolik kann von sehr verschiednen Ursachen entstehen, wonach sich denn auch die Behandlung derselben richten muß. Auf jeden Fall ist aber der Gebrauch hitziger Mittel (z. B. des Brantweins) höchst gefährlich, wenn gleich die Schmerzen dadurch zuweilen gestillt werden. Bei der Kolik mit Durchlauf, welche gemeiniglich von scharfen Säften herrührt, verhält man sich eben so, wie bei dem Durchlauf selbst: man läßt die Natur ungehindert wirken, beobachtet eine strenge Diät, und erwärmt den Leib von außen durch warme trockne Umschläge, und innerlich durch Schaafgarben- oder Kamillenthee. Wenn andre bedenkliche Zufälle eintreten, muß der Arzt zu Rathe gezogen werden. Ist Verstopfung bei der Kolik, so öffnet man vor allen Dingen den Leib durch erweichende Klystiere, oder durch ein Rhabarber-

pulver, und trinkt ebenfalls fleißig Thee. Uebrigens gibt es eine Menge von Ursachen, welche durch ihren Reiz in den Gedärmen Kolikschmerzen erregen können, z. B. allerlei Unreinigkeiten im Magen, verdorbne Galle, Würmer, metallische Gifte (Blei, Kupfer ꝛc.). Letztere erfordern allemal die Hülfe des Arztes. Die Bleikolik ist eine eigne Krankheit derjenigen Personen, deren Gewerbe sie in die Nothwendigkeit setzt, Dämpfe von diesem Metall einzuathmen. Vor dem Ausbruch derselben geht ein Gefühl von Schwere und Beengung im Unterleibe; dann folgen Kolikschmerzen, welche anfangs gelinde sind, und nicht immer anhalten, sondern vorzüglich nach der Mahlzeit sich einstellen, nach und nach aber heftiger werden, und fast immer fort dauern. Der Stuhlgang ist sparsam und beschwerlich; der Unrath geht in Gestalt kleiner harten Kugeln ab. Es stellen sich Schmerzen in den Armen und im Rücken ein, welche zuletzt mit Lähmung endigen. Eben die Zufälle entstehen vom Genuß des Weins, wenn er mit Blei verfälscht ist, und von dem Gebrauch bleierner oder stark mit Blei versetzter zinnerner Küchengeräthe.

Der Hämorrhoidal- oder Goldaderfluß. (Die güldne Ader.)

Zuweilen häuft sich das Blut in der großen Schlagader (s. oben die Beschreibung des menschl. K.) widernatürlich an, welches Drücken im Kopfe, Schwindel, Schmerz in den Lenden und im Mastdarm verursacht, an welchem sich sodann schwarzblaue schmerzhafte Knoten zeigen, woraus gemeiniglich vor oder nach dem Stuhlgang Blut fließt. Diese Krankheit heißt der Fluß der goldnen Ader (Hämorrhoiden). Oft fließt das Blut ab, ohne daß man äußerlich eine Geschwulst wahrnimt

(innere

(innerliche Hämorrhoiden); meistens bemerkt man aber von außen eine Geschwulst und jene schwarzblaue Knoten, die, so lange kein Blut abfließt, blinde Hämorrhoiden genannt werden, im Gegensatz der fließenden, welche sich öffnen und das Blut fließen lassen.

Die entferntern Ursachen dieser Krankheit sind: Unverdaulichkeit, sitzende Lebensart, scharfe Purganzen, Unterdrückung gewöhnlicher Blutflüsse, und vorzüglich gichtische und rheumatische Schärfe. Es ergibt sich hieraus, daß man der Entstehung derselben vorbeugen kann durch hinlängliche Bewegung, durch Mäßigkeit im Essen und Trinken, durch Vermeidung unverdaulicher Speisen und alles dessen, was die Leibesöffnung erschwert, so wie überhaupt durch Beobachtung der Lebensordnung, welche zur Verhütung der Gichtanfälle dient. Auch ist eben die Lebensordnung während der Krankheit das beste Mittel, ihre Anfälle zu schwächen und ihre Rückkehr zu hindern. Arzneien muß man dabei ohne Zuziehung des Arztes nicht brauchen.

Statt des Bluts fließt auch manchmal bloßer Schleim, vornämlich wenn Gichtmaterie der Grund der Krankheit ist. In diesem Falle pflegt der Hämorrhoidalfluß mit Gichtschmerzen und Rheumatismus zu wechseln.

Die Hypochondrie.

Hypochondrie bei Mannspersonen und Hysterie (Mutterbeschwerden) bei dem Frauenzimmer ist die nämliche Krankheit. Sie entsteht aus Nervenschwäche, und äußert sich durch eine allzu große Empfindlichkeit der Nerven, begleitet von Mangel an Verdauungskraft, von Mattigkeit, Niedergeschlagenheit und einer bei den geringsten Veranlassungen rege werdenden Furchtsamkeit.

Oft wechseln ganz entgegen gesetzte Zufälle dabei ab: übertriebne Lustigkeit und Traurigkeit, bald brennende Röthe im Gesicht, bald Kälte und Blässe ꝛc.

Alles, was die Nerven und die Verdauungskraft schwächt, kann auch Hypochondrie und Hysterie verursachen, dahin gehören alle Arten von Unmäßigkeit und Ausschweifungen, Mangel an Bewegung, Pressen der Eingeweide durch enge Kleidung u. d. m. Die Kur besteht theils in Wegschaffung dieser Ursachen und einer der vorigen Lebensart entgegen gesetzten Diät; theils in Stärkung der erschlafften Theile nach Vorschrift eines Arztes.

Bei keiner Krankheit nimt die Einbildungskraft eine so falsche Richtung, als bei dieser. Der Hypochondrist hat wachend oft so seltsame Erscheinungen und Vorstellungen, wie sie der Gesunde kaum im Traum hat. Auf ihrer höchsten Stufe geht die Hypochondrie in Schwermuth (Melancholie) oder in wirklichen Wahnwitz über, und diese Krankheiten sind es vornämlich (nebst einigen andern), vor welcher die Alten eine heilige Ehrfurcht hatten, und sie der Einwirkung eines Geistes zuschrieben.

Die Fallsucht oder Epilepsie.

Heftige Zuckungen der Muskeln, vorzüglich des Gesichts, mit Zeichen einer großen Aengstlichkeit, wobei die Augen verdrehet oder starr gehalten werden, heißen Konvulsionen. Komt aber noch dazu, daß der Kranke während eines solchen Anfalls Gefühl und Bewußtseyn verliert, Schaum aus dem Munde ausstößt, und die Daumen einschlägt, so nennt man es Epilepsie (auch den Jammer oder das böse We-

sen

sen *). Gemeiniglich gehen vor dem Paroxysmus oder Anfall der Krankheit Schwere im Kopfe, Schwindel, Ohrenklingen und dergleichen vorher; manchmal komt aber der Anfall auch ohne alle Anmeldung plötzlich, der Kranke fällt dann mit einemmale sinnlos nieder, und es zeigen sich jene Erscheinungen. Zuweilen dauert der Anfall nur wenige Minuten, zuweilen mehrere Stunden lang. Wenn er vorüber ist, fühlt sich der Kranke noch einige Zeit nachher sehr entkräftet, und empfindet Schmerzen im Kopfe, in der Brust und in den Gliedern. Die Krankheit hält sehr oft bestimmte Fristen, in welchen sie regelmäßig wieder komt, und man hat bemerkt, daß bei vielen die Anfälle immer um die Zeit des Vollmonds eintreten. Nicht selten ist sie erblich, und zuweilen durch ein unerklärliches Spiel der Einbildungskraft bei nervenschwachen Zuschauern ansteckend, so, daß sie auf der Stelle davon befallen werden.

Die unmittelbare Ursach der Fallsucht ist ein widernatürlicher Reiz, welcher auf das Hirnmark und den Ursprung der Nerven wirkt. Diese Ursach befindet sich entweder in dem Gehirn und im Kopfe selbst, oder in entferntern Theilen, mit welchen das Gehirn vermittelst der Nerven in Verbindung steht. Veranlaßt wird die Krankheit durch heftige Leidenschaften, durch äußerliche Verletzungen der Hirnschale, durch Versetzung eines Krankheitsstoffs nach dem Gehirn, z. B. von einem Entzündungs- oder Faulfieber, von zurückgetriebnem Ausschlag; ferner, durch allerlei Unreinigkeiten in den Eingeweiden, durch Würmer, welches besonders bei Kindern oft

*) Es gibt jedoch auch geringere Grade der Fallsucht, wo das Bewußtseyn und der Gebrauch der Sinne nur wenig unterbrochen wird.

der Fall ist, durch Leibesverstopfung, durch ungewöhnlich große Schmerzen an irgend einem Theil des Leibes, wie beim Zahnen der Kinder. Vorbereitende Ursachen sind: Mancherlei andre Krankheiten, Ausschweifungen, vornämlich in der Wollust, nebst allem, was eine übermäßige Reizbarkeit der Nerven verursacht; bei Kindern oft eine zu starke und zu frühe Anstrengung der Seelenkräfte.

Die Heilung dieser Krankheit ist sehr schwer, und wenn die Ursach derselben in der Anerbung liegt, unmöglich. Um die Anfälle zu mindern und die Bemühungen des Arztes zu unterstützen, muß der Kranke allen Veranlassungen dazu mit gröster Sorgfalt ausweichen, dahin gehören: schwer verdauliche Speisen, hitzige Getränke, heftige Leidenschaften, Erhitzung oder Erkältung ꝛc. Im Anfall selbst müssen die gegenwärtigen Personen den Kranken gleich niederlegen, damit er nicht durch den Fall und die starke Erschütterung Schaden leide; der Kopf werde, wo möglich, etwas höher gehalten, als der übrige Körper. Zwischen die Zähne muß ein Stück Leder gelegt werden, um das Zerbeißen der Zunge zu verhüten. Die vom Krampf verzuckten Glieder müssen gelinde, aber nicht mit Gewalt ausgedehnt, auch nicht die Brust niedergedrückt werden. Das gewaltsame Aufbrechen der eingeschlagnen Daumen hilft zu nichts, und kann schädlich werden. Kaltes Wasser ins Gesicht spritzen, ist sehr gut. *)

Auch

*) Nachahmung epileptischer Anfälle, womit Gaukler und Betrüger manchmal gewisse Absichten zu erreichen suchen, unterscheidet man von der wahren Epilepsie dadurch, wenn man den verstellten Kranken kneipt, sticht oder kitzelt, besonders in der Nase und an der Fußsohle; oder wenn man ihm ein

paar

Auch diese Krankheit wurde in alten Zeiten von der leiblichen Besitzung eines bösen Geistes hergeleitet, zu welcher Meinung das gräßliche Ansehen eines solchen Unglücklichen während des Anfalls wohl nicht wenig beitragen mochte. Der Umstand, daß ein und der andre Zuschauer zuweilen auf der Stelle vom Paroxysmus ergriffen wird, brachte die Leute vermuthlich auf den Gedanken: der Geist könne aus einem Menschen in den andern fahren; wie wir diese Redensart in der Bibel lesen. Die Benennung „das böse Wesen„, welche noch jetzt im gemeinen Leben üblich ist, scheint auf jenen Aberglauben hinzudeuten *).

Die Ohnmacht, der Schlagfluß und die Lähmung.

Wenn die Bewegung des Herzens und das Athemholen sehr vermindert, oder eine Zeitlang ganz unterbrochen zu seyn scheint; so ist eine Ohnmacht da. Sie kann sehr lange, selbst etliche Tage lang dauern, wobei gewöhnlich alle Merkmale des Lebens verschwunden sind, und dann heißt sie Scheintod.

Der Schlagfluß besteht in einer Hemmung der willkürlichen Bewegungen der Muskeln und Glieder, wobei aber die Bewegungen des Herzens und der Schlag-

paar Körnchen Sand ins Auge wirft. Bei allen diesen Versuchen gibt der wahre Fallsüchtige nicht das geringste Zeichen von Empfindung von sich, der verstellte verräth sich aber bald.

*) Auch die unnatürlich scheinenden Dinge (z. B. Klumpen von Fasern und Eiternester), welche die Patienten zuweilen von sich geben, wenn sie mit starken Brechmitteln angegriffen werden, können Abergläubische in der Furcht vor Hexerei ꝛc. bestärken.

adern fortdauern. Die nächste Ursach desselben ist ein Mangel derjenigen Thätigkeit des Gehirns, von welcher jene willkürlichen Bewegungen abhängen. Außerdem, daß diese Thätigkeit durch äußerliche Verletzung des Kopfs gehindert werden kann, gibt es noch hauptsächlich eine dreifache innerliche Veranlassung: Erstlich, starker Andrang des Bluts nach dem Kopfe; zweitens, Anhäufung wäßriger oder schleimiger Säfte im Gehirn; drittens, heftige Krämpfe. Der erste Fall wird veranlaßt durch Vollblütigkeit und durch alles das, was den Trieb des Bluts nach dem Kopfe vermehrt, z. B. große Hitze von außen, unmäßiger Genuß geistiger Getränke, allzufest geschnürte Halsbinden, Ueberladung des Magens, ausserordentliche Anstrengung des Körpers mit Zurückhaltung des Athems, Zorn und andre heftige Gemüthsbewegungen ꝛc. Die Anhäufung wäßriger oder schleimiger Säfte im Kopfe ist gewöhnlich eine Folge gewisser Krankheiten, z. B. der Gicht, des Rheumatismus und zurückgetretner Hautausschläge. Die dritte Art von Schlagflüssen entsteht oft von giftigen Dünsten, vom Kohlendampf, vom Duft stark riechens der Blumen und von ähnlichen Dingen.

Die Lähmung ist Verlust des Bewegungsvermögens in einzelnen Muskeln und Gliedern. Druck und Schlag von außen, Zerstöhrung, Trennung, Vertrocknung der Nerven, durch welche die Muskeln in Bewegung gesetzt werden, sind Ursachen einer Lähmung. Gemeiniglich läßt der Schlagfluß, wenn er auch geheilt wird, Lähmungen zurück.

Schlagflüsse sind schwer, Lähmungen fast nie zu heilen. Aus den angeführten Ursachen sieht man, auf welche Weise man sich davor zu hüten habe, wiewohl es

nicht

nicht in unsrer Gewalt steht, alle Veranlassungen dazu zu vermeiden.

Die Kriebelkrankheit.

Sie hat ihren Namen von dem Kriebeln, welches der Kranke anfangs in den Gliedern und in der Haut empfindet. Nachher folgt aber ein Rekken und krampfigtes Zusammenziehen an Fingern und Zehen, welches sowohl diese, als endlich auch Arme und Beine krumm, steif und gegen alle Gewalt unbeweglich macht. Dies behält der Patient bisweilen Zeitlebens; oft bringen auch Konvulsionen und epileptische Zufälle einen baldigen Tod.

Man bemerkt diese Krankheit vorzüglich in einigen Gegenden unter den Landleuten häufig, und zwar gegen den Herbst, nach dem Genusse des Brodts von neuem Getraide. Die Aerzte schreiben sie daher dem Mutterkorn, dem Lolch und andern schädlichen Saamen von Unkraut zu, wenn sich dergleichen in Menge unter dem Korn findet.

Die Wassersucht.

Die Wassersucht zeigt sich durch Anschwellung des ganzen Körpers oder einzelner Theile von einer wäßrigen Feuchtigkeit. Je nachdem sie in einem oder dem andern Theile des Leibes ihren Sitz hat, bekomt sie auch ihren eignen Namen, und man unterscheidet die Hautwassersucht, die Kopfwassersucht oder den Wasserkopf, die Brustwassersucht und die Bauchwassersucht. Die wäßrige Feuchtigkeit, welche diese Krankheiten verursacht, läuft bei einem gesunden Menschen in den Lymphengefäßen umher (s. oben die Beschr. des Körpers). Bei dem Wassersüchtigen macht eine fehlerhafte

Beschaffenheit dieser Gefäße, daß sie die wäßrige Feuchtigkeit nicht aufnehmen, und so sammlet sie sich außer den Gefäßen in verschiednen Theilen des Körpers an. Der Fehler der Lymphengefäße kann entweder in Erschlaffung, oder Verstopfung, oder in krampfhaften Bewegungen bestehen, und zu Gelegenheitsursachen haben: übermäßige Blutausleerung und Erschöpfung der Kräfte, Erkältung in feuchter Luft, Mißbrauch geistiger Getränke, Verstopfung der Eingeweide, zurückgetriebne Hautausschläge; auch ist die Wassersucht oft Folge andrer Krankheiten.

Bei der Hautwassersucht befindet sich die wäßrige unter der Haut entweder des ganzen Körpers oder einiger Theile. Zuerst schwellen die Füße an, und des Abends ist die Geschwulst am stärksten. Dann steigt sie höher hinauf nach dem Unterleib, und endlich wird der ganze Körper dick. Die geschwollnen Theile sind blaß, kalt und ohne Schmerzen; wenn man mit dem Finger darauf drückt, so bleiben Gruben zurück. Das Gesicht wird zuweilen mager. Der Kranke harnt wenig, dünstet gar nicht aus, holt beschwerlich Athem, und kann zulezt nicht liegen, ohne Gefahr zu erstikken.

Unter den mittlern und niedern Ständen rührt die Hautwassersucht am öftersten vom unmäßigen Brantweintrinken her. Feuchte dumpfige Luft kann sie ebenfalls veranlassen. Im Anfange der Krankheit bewirkt gute Diät fast allein die Wiederherstellung. Leicht zu verdauende aber nahrhafte Speisen, häufiger Gebrauch des Essigs, öftere Leibesbewegung, und trockne, reine, temperirt warme Luft werden solchen Kranken vorzüglich empfohlen.

Der Wasserkopf wird entweder an einer äußerlichen Geschwulst des Kopfs erkannt, oder man bemerkt nur

eine

eine ungewöhnliche Größe des Hirnschädels, dessen Näthe aus einander weichen, ohne äußerliche Geschwulst der Hautbedekkungen, welche sich aber in der Folge auch dazu gesellt. Die wäßrige Feuchtigkeit befindet sich alsdann zwischen dem Gehirn und dem Hirnschädel *). Diese Krankheit befällt nur Kinder, (höchst selten Erwachsne,) und wenn sie die Anlage dazu mit auf die Welt bringen, so haben sie gewöhnlich auch die so genannte Rükkenspalte, d. i. die wäßrige Geschwulst erstreckt sich vom Kopf nach dem Rückgrad hinunter, und die Rükkenwirbel, an denen sich die Geschwulst findet, sind gespalten. Solche Kinder leben kaum etliche Tage. Man glaubt, daß Unmäßigkeit der Eltern diesen traurigen Zufall verursache, denn bei denen, welche gesund gebohren werden, und die erst nach mehrern Jahren anfangen daran zu leiden, entsteht er oft durch einen Stoß an den Kopf oder durch einen Fall auf denselben. Ehe das Wasser sich sammlet, ist jedesmal eine Anhäufung des Bluts in den Blutgefäßen des Gehirns vorhanden, die eine Entzündung der Gehirnhäute verursacht. Man will bemerkt haben, daß muntere, lebhafte und witzige Kinder dieser Krankheit am meisten ausgesetzt sind.

Die Brustwassersucht verräth sich durch anhaltende Engbrüstigkeit, durch ein bleiches Gesicht, durch Ges

*) Hievon ist die **Gehirnwassersucht** zu unterscheiden, bei welcher man weder von außen Geschwulst, noch eine ungewöhnliche Größe des Hirnschädels bemerkt. Diese Krankheit ist schwer zu erkennen, weil sie so vieles mit den Wurmzufällen gemein hat. Ihre wahre Natur und Ursach wird gemeiniglich erst nach dem Tode bei der Leicheneröffnung erkannt.

schwulst der Füße und oft auch der Hände, durch sparsamen Abgang des Harns. Der Kranke kann nicht gerade ausgestreckt liegen, wacht oft mit Herzklopfen plötzlich aus dem Schlafe auf, und spürt meistentheils, indem er sich aufrichtet, oder von der einen Seite auf die andre legt, eine schwankende Bewegung in der Brust. Besondre Veranlassungen zu dieser Krankheit (außer den schon genannten allgemeinen Ursachen der Wassersucht) sind: öftere Katarrhe, Versetzung gichtischer Materie auf die Brust, Lungenentzündung. Ein Stickfluß macht den Leiden des Kranken ein Ende, denn äußerst selten hat die Kunst des Arztes einen glücklichen Erfolg. Es ist eine große Erleichterung für den Patienten, wenn er vom Anfang der Krankheit an immerfort außer dem Bette aufrecht sitzt, wodurch die wäßrige Feuchtigkeit sich mehr nach den Füßen hin zieht, und selbst die Kur noch zuweilen bewerkstelligt wird.

Die Bauchwassersucht wird oft mit andern Krankheiten des Unterleibes verwechselt, z. B. mit der Windsucht, welche von verschloßnen Blähungen herrührt; man erkennt sie aber an folgenden Merkmalen: Wenn man eine Hand auf die eine Seite des Leibes legt, und auf die Seite gegen über mit der andern Hand aufschlägt, so kann man das Schwappen des Wassers deutlich fühlen. Beim Stehen senkt sich die Geschwulst abwärts, und ist unten am dicksten, beim Liegen zieht sie sich nach der Seite hin, auf welcher der Kranke liegt. Die Füße sind selten zugleich mit geschwollen; die obern Theile des Leibes zehren allmählig ab. Fast immer findet sich Verstopfung der Eingeweide dabei. Sie entsteht aus eben den Ursachen, und erfordert eben die Diät, wie die Hautwassersucht. Es ist ein schädliches Vorurtheil, wenn man glaubt, daß

man

man Wassersüchtigen das Getränk entziehen müsse, vielmehr müssen sie (mit Mäßigung) ihren Durst löschen, so oft sie wollen. Säuerliche Getränke, z. B. Wasser mit Essig oder Zitronensäure, sind ihnen am dienlichsten. Ein Arzt empfiehlt ein sehr einfaches und unschuldiges Hausmittel in dieser Krankheit, nämlich den täglichen und häufigen Genuß frischer roher Eierdotter, wovon ein oder zwei Stück des Morgens nüchtern, und hernach eben so viel alle vier Stunden genommen werden *). Freilich kann man doch dabei der Hülfe des Arztes nicht entbehren.

Die englische Krankheit.

Sie ist zuerst im vorigen Jahrhundert in England bemerkt, und von englischen Aerzten beschrieben worden, daher ihre Benennung. Jezt gehört sie zu den gemeinsten und bekanntesten Kinderkrankheiten, die kaum einer Beschreibung bedarf. Man trift sie am häufigsten in feuchten und sumpfigen Gegenden an. Vor dem fünften Monat und nach dem dritten Jahre zeigt sie sich selten. Wenn in dieser Zeit ein Kind träge und matt wird; wenn es einen dicken Unterleib, einen unverhältnißmäßig großen Kopf, ein volles, blaß aufgedunsenes Gesicht bekomt; wenn die Knochen um die Gelenke anschwellen und dikker werden; wenn die übrigen Theile des Leibes abzehren: dann hat es einen Anfall von der englischen Krankheit. Die Zufälle verschlimmern sich von Tage zu Tage, wofern nicht bald entgegen gearbeitet wird; die Knochen werden krumm und ungestaltet; die Magerkeit und Mattigkeit nimt zu,

und

*) H. F. Paulizky Anleitung für Landleute zu einer vernünftigen Gesundheitspflege ꝛc. Zweite Aufl. S. 215.

und das Kind stirbt endlich an einem abzehrenden Fieber, oder an der Wassersucht. Im Anfange der Krankheit ist das Kind sehr gefräßig, nachher nimt der Appetit ab, und die Verdauung wird schlecht. Gemeiniglich zeigen die Kranken vorzügliche Seelenkräfte, und sind zum Bewundern scharfsinnig.

Die nächste Ursach dieser Krankheit scheint eine Verstopfung der Gekrösdrüsen zu seyn, welche sodann eine fehlerhafte Beschaffenheit der Nahrungssäfte und Erschlaffung der lymphatischen Gefäße zur Folge hat. Entferntere Ursachen sind: Schwäche und Kränklichkeit der Eltern, wodurch Kindern eine natürliche Schwäche angeerbt wird, deren Eingeweide denn auch die zur Verdauung nöthige Kraft nicht haben; vorzüglich aber und am öftersten entsteht jene Krankheit von Ueberladung mit groben Speisen z. B. Kartoffeln, und von dikken kleistrigen Nahrungsmitteln, als Mehlbrei, Mehlklöße (Klümpe), frisches oder nicht recht ausgebacknes Brodt und Kuchen.

Sobald sich Spuren von dieser Krankheit zeigen, muß man gleich den Arzt zu Hülfe rufen, und die Diät des Kindes aufs genaueste einrichten. Es muß beständig in einer gesunden, reinen und trocknen Luft gehalten werden. Man läßt es sich so viel Bewegung, als nur immer möglich, machen, und wenn es selbst nicht fähig dazu ist, wird es fleissig gefahren oder geschaukelt. Alle Morgen muß es in kaltem Wasser gebadet und täglich etlichemal über den ganzen Leib mit einem wollnen Tuche gerieben werden; auch sorgt man stets für reine Wäsche und Betten, (die nicht mit Federn ausgestopft seyn dürfen), und für trockne Kleider. Seine Speisen müssen leicht und nährend seyn: kräftige Suppen, weiche Eier, gebratnes Fleisch von jun-

gen

gen Thieren, weisses, aber nie frisches Brodt. Warme Getränke sind schädlich. Wasser mit ein wenig rothem Wein bekomt ihm am besten.

Die Dürrsucht.

Aus eben den Ursachen, aus Schwäche und einer fehlerhaften Lebensordnung, entsteht bisweilen noch eine andre Krankheit, die Dürrsucht oder die Abzehrung. Unter welchen Umständen die englische Krankheit, und unter welchen die Dürrsucht erfolgt, ist nicht bekannt. Diese trift gewöhnlich auch nur Kinder, und ist mit einem abmattenden Fieber verbunden, welches besonders gegen Abend heftig wird. Der Kranke zehrt am ganzen Leibe ab, nur der Bauch schwillt auf, und ist hart und knotig anzufühlen. Durchfall und Verstopfung wechseln ab.

Diese Krankheit erfordert eben die Diät, wie die vorhergehende. Die eigentliche Kur ordnet der Arzt an.

Eine andre Art von Abzehrung hat ihren Grund in der Unreinlichkeit, wodurch der Schleim und Schweiß auf der Oberhaut verdickt wird, und sich in den Schweißlöchern festsetzt. Man sieht alsdenn eine Menge kleiner Erhabenheiten, die durch gelbliche oder bräunliche Punkte sichtbar werden. Bringt man das Kind in ein lauwarmes Bad, und reibet die Haut gelinde mit einem wollnen Tuch oder auch nur mit der bloßen Hand, so kommen längliche wurmförmige Körper zum Vorschein, die ehemals für wirkliche Würmer gehalten und Mitesser genannt wurden, weil sie gleichsam mit dem Kinde essen, und die demselben bestimmte Nahrung entziehen. Denn von der gehemmten Ausdünstung wird das Kind krank, und es äußern sich nach und nach alle

die

die Zufälle, welche man bei der Dürrsucht wahrnimt. Allein die Meinung, daß Würmer Ursach dieser Krankheit sind, gründet sich auf Täuschung, wie der Augenschein lehrt. Die ganze Kur kann durch fleissiges Baden und Waschen mit Seifwasser bewerkstelligt werden.

Die Skropheln.

Geschwollne und verhärtete Drüsen, vornämlich am Halse, wobei die Oberlippe und der untere Theil der Nase insgemein sehr dick, das Gesicht roth und der Unterleib aufgetrieben ist, sind Erscheinungen der Skrophelkrankheit. Oft gehen die Drüsengeschwülste in eine übelartige Eiterung über, und wahre schwerheilende, doch wenig schmerzhafte Geschwüre. Die Krankheit entsteht zunächst aus einer eignen Verderbniß der Lymphe, und erbt immer von den Eltern auf die Kinder fort. Allein nicht jede Krankheit dieser Art hat bei Kindern ihren Grund in der Anerbung, sondern oft auch in den Nahrungsmitteln und einer ungesunden Lebensordnung. Ueberhaupt nimt die Skrophelkrankheit sehr verschiedne Gestalten, und die Auffindung ihrer Ursachen sowohl, als ihre Heilung, macht den Aerzten viel zu schaffen. Folgende Merkmale geben die Gegenwart des Skrophelgifts im Körper zu erkennen.

Das Kind (denn die Kinder werden am meisten davon befallen) scheint übrigens gesund zu seyn, bleibt aber im Wachsthum merklich zurück. Es ist sehr mager am Leibe, obgleich völlig im Gesicht. Die Wangen sind hochroth, die Oberlippe ist dick, und die Nasenflügel und Augenlieder sind mehr oder weniger angeschwollen. Die Drüsen am ganzen Körper schwellen ebenfalls an, und werden hart, vorzüglich die Drüsen am Halse und hinter den Ohren. Bald eitern die Aus-

gen-

genlieder, bald fließen die Ohren, bald entsteht ein Ausschlag auf dem Kopfe, bald bemerkt man flechtenartige Ausschläge. Nach und nach entstehen Schmerzen in den Gelenken; die Drüsengeschwülste nehmen zu, bleiben jedoch zuweilen Lebenslang in diesem Zustande, ohne daß Eiterung erfolgt, und die Krankheit weiter ausbricht. Da dies aber ungewiß und mißlich ist, so muß man sich nach diesen Anzeigen zu einer ernstlichen Kur entschließen, wenn nicht das heimliche Gift die schrecklichsten Verwüstungen im Körper anrichten soll.

Es fangen nämlich mit der Zeit die verhärteten Drüsen an, sich zu entzünden und zu eitern, und die davon entstandenen Geschwüre dauern lange Zeit, ohne merklich besser oder schlimmer zu werden, und ohne der Kur des Arztes weichen zu wollen. Zuweilen heilen sie im Herbste zu, und brechen im Frühjahre wieder auf, und dies dauert oft viele Jahre hinter einander. Sie hinterlassen jedesmal häßliche, große und tiefe Narben.

Wenn die Krankheit nicht sowohl die Drüsen, als vielmehr die Gelenke angreift, so entstehen an denselben Geschwüre, welche endlich auch aufbrechen und eitern. Sie verursachen wenig Schmerz, so lange der Eiter die Knochen nicht anfrißt; alsdann aber werden sie äußerst schmerzhaft, und es entsteht eine besondre Art von Beinfraß, den man Winddorn (unrichtig auch wohl Gliedschwamm; Gliedwassersucht) nennt. Dieser Fall ist sehr gefährlich. Der Kranke stirbt oft an der Auszehrung. Die größte Gefahr bringt die innere Skropheln-Krankheit, wenn das Gift auf die innern Theile, z. B. auf die Lungen fällt, wo es eine unheilbare Schwindsucht verursacht.

Zu den skrophulösen Krankheiten gehört auch der Kropf, welcher nichts anders ist, als eine Anschwellung und Verhärtung der großen Halsdrüse. In manchen Gegenden, besonders in gebirgigen, sind die meisten Menschen damit beschwert. Er ist meistens unschmerzhaft, und wächst oft zu einer erstaunlichen Größe an.

Außer der angebohrnen Anlage zur Skrophelnkrankheit können alle diejenigen Dinge als Gelegenheitsursachen dazu angesehen werden, welche die Reizbarkeit (folglich Erschlaffung) der Lymphengefäße vermehren, z. B. eine feuchte kalte Luft, Trägheit und Unthätigkeit, schlechte unverdauliche Nahrung, Unreinlichkeit der Wohnung und der Kleider. Durch Vermeidung dieser Ursachen kann man die Entwickelung des Skrophelngifts verhüten.

Der Scharbock.

Seinem Ursprung nach ist der Scharbock eine langwierige Fäulniß der Säfte, welche nach und nach die festen Theile selbst angreift, und die Kräfte aufs äußerste schwächt. Die Hauptkennzeichen sind: ein schwammiges aufgetriebnes Zahnfleisch, welches leicht und bei der geringsten Berührung blutet, ein stinkender Athem, ein aufgedunsenes bleiches Gesicht, Mattigkeit und Schmerzen in den Gliedern, auf der Brust und in der Gegend des Magens, die zur Nachtzeit am merklichsten sind. Im Fortgange der Krankheit entstehen gelbe, rothe und blaue Flekke auf der Haut und oft schlimme Geschwüre, hauptsächlich an den Füßen. Das Zahnfleisch wird faul, die Zähne fallen aus, die Fußmuskeln werden hart, und die Zehen brandig. Zuletzt komt meistentheils ein Faulfieber dazu.

Diese

Diese Krankheit wird in niedrigen sumpfigen Gegenden, die oft überschwemmt werden, nahe am Seeufer, wo die Luft feuchte, kalt und neblicht ist, und auf Schiffen am häufigsten bemerkt. Doch erscheint sie auch zuweilen auf dem Lande, selbst in warmen Erdstrichen. Denn alles, was Fäulniß erregt und die Säfte dazu geneigt macht, kann auch Ursache des Scharbocks werden, z. B. der häufige Genuß salzichter oder verdorbner Fleischspeisen ohne frisches Gemüse, Mangel an frischem Wasser, an Bewegung und reiner Luft, Kälte und Nässe. Wenn mehrere dieser Ursachen zusammen kommen, und anhaltend auf den Körper wirken, so entsteht gemeiniglich der Scharbock; oft ist er auch Folge langwieriger und übelgeheilter Wechselfieber.

Im Anfange kann diese Krankheit bloß durch verbesserte Diät gehoben werden, und auch in der Folge ist die Diät bei der eigentlichen Kur das Vornehmste. Der Patient muß sich in reiner trockner Luft aufhalten, sich vor der Kälte sichern, frische Kost aus dem Gewächsreich bekommen, besonders sind die kressenartigen Gewächse sehr heilsam, Gartenkresse, Meerrettig, Löffelkraut, auch Sauerkraut, grüne Kräuter und Wurzeln, frisches Obst ꝛc. Dazu nimt er frisches verdünnendes säuerliches Getränk, Wasser mit Essig, Zitronensäure u. dergl. Dies sind die schicklichsten Mittel, sowohl den Scharbock zu verhüten, als auch, ihn zu heilen.

Die Gelbsucht.

Die Gelbsucht entsteht, wenn Galle widernatürlicher Weise in die Lymphengefäße, und sodann in das Blut aufgenommen, und theils auf der Haut, theils in verschiednen abgesonderten Feuchtigkeiten abgesetzt wird. Allezeit ist hier entweder ein Hinderniß, wel-

ches der Ausleerung der Galle durch ihre gewöhnlichen Kanäle entgegen steht, vorhanden, oder eine widernatürliche Auflösung und Durchdringlichkeit der Galle. Die entferntern Ursachen sind: Entzündungen und Verstopfungen der Leber, der Gallengänge und der Gallenblase, Krämpfe und Unreinigkeiten in den Därmen, auch Kopfwunden; welche Umstände entweder unmittelbar die Gelbsucht hervorbringen, oder mittelbar, indem sie zuvor eine Krankheit der Leber erregen. Aus gleichem Grunde entsteht oft in und nach gewissen Fiebern, bei Weibern gegen das Ende der Schwangerschaft, bei Wassersüchtigen ꝛc., die Gelbsucht. Besondre Veranlassungen dazu pflegen auch heftiger Zorn und Aerger, der Biß giftiger Thiere und der Genuß scharfer ungesunder Speisen zu seyn. Die Krankheit ist zwar meist ohne Gefahr, doch geht sie zuweilen in schlimmere Krankheiten, z. B. in Auszehrung und Wassersucht, über.

In Ansehung des Verhaltens während dieser Krankheit ist nichts Besonderes zu bemerken. Enthaltung von grobsaftigen, scharfen, fetten und überhaupt schwer verdaulichen Speisen, und von geistigen Getränken, verbunden mit mäßiger Bewegung in freier Luft, befördert die Wiederherstellung. Rohe Eier, täglich drei bis viermal, jedesmal zwei Stück, in einem Glase kalten Wassers genossen, und fleißig Molken getrunken, soll nach der Versicherung eines Arztes dem Kranken sehr dienlich seyn, wenn nicht etwan außer der Gelbsucht noch andre Zufälle eintreten.

Die Krätze.

Unter den Hautausschlägen ist die Krätze einer der gemeinsten. Sie zeigt sich gemeiniglich zuerst zwischen den

den Fingern und in den Ellenbogengelenken, und verbreitet sich von da weiter nach den übrigen Theilen des Körpers, doch selten nach dem Gesicht. Die Haut wird roth und aufgedunsen, und es entstehen kleine Geschwüre, welche besonders in der Wärme und des Nachts ein beschwerliches Jucken verursachen, und ansteckend sind. Man unterscheidet die trockne und die feuchte (fette) Krätze. Bei jener enthalten die Geschwüre eine dünne scharfe Feuchtigkeit; bei dieser, einen dicklichen Eiter.

Die nächste Ursache besteht in verdorbnen Säften, welche sich entweder bloß in der Haut, oder im ganzen Körper befinden. Gelegenheitsursachen sind: Unreinlichkeit, schlechte und verdorbne Nahrungsmittel, unreines Wasser, dumpfige eingeschloßne Luft, häufiger Genuß salziger und geräucherter Speisen, ranziges Fett, Berührung krätziger Personen und ihrer Kleider. Alles dies muß ein schon mit der Krätze Behafteter, wenn er in der Kur begriffen ist, sorgfältig meiden; er muß die äußerste Reinlichkeit beobachten, sich fleißig waschen und das Leinenzeug wechseln, weil er sich sonst mit seinen eignen Kleidern wieder ansteckt, nachdem ihn der Ausschlag schon verlassen hat. Bewegung in der freien, reinen und trocknen Luft ist das Vornehmste bei der Kur; aber vor Erhitzung und Erkältung muß er sich hüten. Denn nichts ist gefährlicher, als wenn der Ausschlag zurück tritt, oder durch äußerliche Mittel zurück getrieben wird, ehe der Körper innerlich genugsam gereinigt ist. Diese sogenannte Reinigung des Bluts, so wie die ganze Kur, muß dem Arzt überlassen werden. Bekanntlich kann man die Krätze und mehrere andre Hautausschläge in wenigen Tagen vertreiben; aber es erfolgt bald eine tödtliche Krankheit darauf, indem

die unreine Materie die innern Theile des Körpers angreift. Tritt die Krätze vor der Zeit, durch irgend ein Versehen des Patienten, zurück; so muß man sogleich suchen sie wieder herauszutreiben. Ein warmes Bad und Thee von Hollunderblüthen reichlich getrunken, thut in diesem Fall gute Dienste. Hilft dies nicht, so muß der Patient sich aufs neue von einem Krätzigen oder dessen Kleide anstecken lassen.

In den neuern Zeiten hat man in den Krätzgeschwüren eine Gattung kleiner Milben bemerkt, von welchen vermuthlich das heftige Jucken herrührt. Auch haben verschiedne Aerzte die Entstehung der Krankheit diesen Insekten zugeschrieben; andre halten sie jedoch mit mehr Wahrscheinlichkeit für eine Folge der Krankheit.

Die Flechten.

Eine der vorigen ähnliche Krankheit. Man sieht anfangs kleine blaßrothe Blätterchen auf der Haut, die, wenn sie aufspringen oder aufgekratzt werden, eine klebrichte scharfe Feuchtigkeit von sich geben, welche um sich frißt, und kleine Geschwüre macht. Sie trocknen in Schuppen ab; es kommen aber immer wieder neue, bald an dieser, bald an jener Stelle hervor, und breiten sich auch im Gesicht aus. Diese Krankheit ist hartnäckiger, als die Krätze, und das unzeitige Zurücktreiben derselben eben so gefährlich. Ursprung, Verhalten und Kur haben überhaupt die meisten Hautkrankheiten mit einander gemein, die sich nur durch ihre verschiednen Erscheinungen unterscheiden, und unter verschiednen Namen bekannt sind, z. B. Schwinden, Zitermaal, Aussatz. Letzterer ist in unsern Gegenden nichts anders, als eine bösartige Gattung von Krätze und Flechten, denn der wahre morgenländische Aussatz

der

der zu den fürchterlichsten Krankheiten des Menschengeschlechts gehört, wird in Europa nie, oder doch äußerst selten angetroffen.

Der Grind.

Wenn die scharfen Säfte sich bloß nach dem Kopfe hinziehen, und die Wurzeln der Haare angreifen, so entsteht ein Kopfausschlag, der Grind, welcher mehrentheils nur Kinder befällt, weil der Drang des Bluts und der Säfte bei ihnen mehr, als bei Erwachsnen, nach den obern Theilen des Leibes hingeht. Schlechte Diät und Unreinlichkeit sind die vorbereitenden Ursachen dieses Zufalls; auch kann eine zu warme Bedeckung des Kopfs, z. B. mit Pelzmützen, den Ausschlag veranlassen, indem durch die vermehrte und zugleich gehemmte Ausdünstung die Feuchtigkeiten sich da anhäufen, und eine fressende Schärfe annehmen. Dasselbe geschieht, wenn der Kopf nicht fleißig gereinigt wird, und die Haare sich gleichsam in einander filzen.

Es gibt einen gutartigen und bösartigen Grind. Jener äußert sich durch einen Ausschlag mit offnen, eiternden Geschwüren; dieser durch eine dicke, schuppenartige, trockne Rinde, von einer weißlichen, gelblichen, oder grünlichen Farbe. Man nennt den letztern auch Erbgrind. Er ist ansteckend, und heilt fast niemals von selbst. Die unter der Rinde stark angeschwollne Haut blutet leicht, wenn man jene abreißt. Nach und nach breitet sich der Grind über den ganzen Kopf aus, die Rinde borstet hin und wieder, und es fließt eine stinkende scharfe Materie aus den Rissen. — Eine sichre, aber etwas grausame Methode, den Erbgrind zu vertreiben, besteht darin, daß man mittelst eines Pechpflasters die Haare mit den Wurzeln auszieht. Es

ist jedoch besser, wenn man bei der Kur einen verständigen Wundarzt gebraucht, und den Körper erst innerlich reinigen läßt, ehe man äußerliche Mittel zur Heilung anwendet.

Der gemeine, gutartige Grind heilt gewöhnlich von selbst, so bald die Ursachen, wodurch er veranlaßt wurde, weggeschafft werden. Man hat sich aber ebenfalls vor äußerlichen zurücktreibenden Dingen sorgfältig zu hüten.

Die Steinkrankheit.

Es erzeugen sich zuweilen steinige Gewächse in den Höhlen verschiedner Theile des Körpers, welche durch ihren Reiz und durch ihre Masse die Geschäfte derselben stöhren, und große Schmerzen erregen. Von der Art sind die Gallensteine; sie verstopfen die Gallengänge, und hindern den Ausgang der Galle in die Gedärme, wodurch gewöhnlich Gelbsucht entsteht. Der Kranke fühlt in der Tiefe des Oberbauchs einen anhaltenden Druck, und von Zeit zu Zeit ein heftiges von vorn nach hinten dringendes Reissen oder Schneiden in der nämlichen Gegend. Man empfiehlt dagegen den häufigen Genuß roher Eier, oder des Gelben von ein Paar Eiern, mit einem halben Maaß Wasser vermischt.

Noch öfter entstehen Steine in den Harnwerkzeugen, und zwar theils in den Nieren (Nierenstein), theils in der Blase (Blasenstein), theils in den eigentlichen Harngängen. Diejenigen Steine, welche als röthlicher Sand unter heftigen Schmerzen durch die Harnröhre abgehen, heißen insbesondre Gries. Als Ursachen der Erzeugung solcher Steine gibt man an: unreines Wasser, den Genuß vieler herben Speisen, hauptsächlich des Käses und säuerlicher Weine; auch soll öfteres

teres anhaltendes Stehen eine Gelegenheitsursache seyn, daher herrschaftliche Bediente oft damit geplagt werden; desgleichen vorsetzliche Verhaltung des Harns.

Ob wirklich Steine in den Harnwerkzeugen vorhanden sind, läßt sich nicht leicht erkennen, da viele Arten der Leibschmerzen und Koliken alle Kennzeichen der Steinschmerzen haben. Das sicherste Merkmal ist dies, wenn zuweilen Steine abgehen. Beim Nierenstein empfindet der Kranke Druck und Schmerz in der Lendengegend, auf der leidenden Seite entsteht eine Taubheit des Schenkels, und bei Mannspersonen zieht sich der Hode derselben Seite krampfhaft in die Höhe. Dabei stellt sich ein beständiger Trieb, den Urin zu lassen, ein, und der Urin ist manchmal mit Blut vermischt. Die Gegenwart des Blasensteins verräth sich durch beschwerliches Harnen oder gänzliche Harnverhaltung; es wird aber mehrentheils erleichtert, wenn sich der Kranke vorwärts beugt, und die Schenkel aus einander schreitet; doch geht der Urin öfters nur tropfenweise ab, oder hört plötzlich auf zu fließen, und setzt einen dicken weißen Schleim ab.

Zwischen den schmerzhaften Anfällen hat der Kranke auch ruhige Zwischenzeiten, vornämlich wenn viel Gries oder Schleim, oder ein Stein abgegangen ist. Allein so oft sich neue Steine erzeugen, kommen auch die Schmerzen wieder. Dies zu verhindern und überhaupt die Erzeugung der Steine zu verhüten, muß man eine genaue Diät beobachten, keine grobe, blähende und hitzige Kost essen, und herbe Getränke, Brantwein und hartes Wasser meiden. Zu den besten Vorbauungsmitteln gehören die Erdbeeren, der Honig, der ausgedrückte frische Saft von gelben Rüben, Thee vom Samen der wilden Möhren, Morgens und Abends einige Tas-

sen. Hitzige harntreibende Mittel, die von Unwissenden zuweilen vorgeschlagen werden, sind höchst schädlich. Uebrigens versteht sich, daß man bei dieser gefährlichen Krankheit den Rath eines vernünftigen Arztes einholt, und befolgt.

Die Wurmkrankheit.

Der Same zur Erzeugung gewisser Würmer wird den Menschen, wie den Thieren, angebohren; kein Mensch ist ganz von Würmern frei; man trägt sie oft Lebenslang mit sich herum, ohne die geringste Beschwerde davon zu haben. Dies sind Wahrheiten, welche heutiges Tages kein Arzt und Naturforscher mehr läugnet.

Unter gewissen Umständen erzeugen und vermehren sich aber die Würmer in einem Körper so sehr, daß sie allerlei üble Zufälle und Krankheiten verursachen, welche hier kürzlich angezeigt werden sollen.

Der Aufenthalt der gemeinsten und bekanntesten Würmer ist in den Eingeweiden, davon sie auch den Namen Eingeweidewürmer führen. Wenn sie nun in zu großer Menge vorhanden sind, so gehen sie zuweilen durch den Stuhl oder durch Erbrechen ab; sonst verrathen sie sich auch durch folgende Zeichen: Der Kranke sieht gemeiniglich im Gesichte bleich aus, um die Augen aber ein wenig blau und gedunsen; die Farbe verändert sich oft und geschwinde, besonders nach dem Essen; die Oberlippe ist aufgetrieben, der Leib dick und hart. Bald Mangel an Eßlust, bald Heißhunger, besonders nach festen, mehligen und süßen Speisen. Ein Kriebeln in der Nase, des Morgens bei ledigem Magen ein saurer oder stinkender Athem; der Speichel fließt dem Kranken im Munde häufig zusammen, und es wird ihm übel, wenn er nicht bald zu essen bekomt. Leibschmerzen, oft

Verstopfung, oft schleimiger Durchfall; ein plötzlicher und oftmaliger Stuhlzwang, Würgen und schleimiges Erbrechen; Trägheit, Schwindel und Düsterheit des Kopfs, Ohrenklingen; Zahnknirschen im Schlaf und Auffahren; Ohnmachten, epileptische Zuckungen, Lähmungen, Verlust der Sprache, Fieber ꝛc. Kurz, sie veranlassen die seltsamsten und oft unerklärbare Erscheinungen, die wohl mehrmals für Beweise von Teufelsbesitzungen gehalten worden sind.

Die Ursachen des Ueberhandnehmens der Würmer im menschlichen Körper laufen alle auf Erschlaffung und Verschleimung der Eingeweide hinaus, daher sind Kinder und schwächliche Personen am meisten mit der Würmerplage beschwert. Warme Getränke, dicke Mehlspeisen und andre schwerverdauliche Nahrungsmittel begünstigen die Vermehrung der Würmer. Dagegen kaltes Wasser, innerlich und äußerlich (indem man den Unterleib damit wäscht und badet), allerlei bittre und scharfe Dinge, z. B. Kresse auf Butterbrodt nüchtern genossen, Sauerkraut, Zwiebeln, Knoblauch, Rettig und Meerrettig theils die Erzeugung der Würmer hindern, theils die schon vorhandnen abtreiben. Diejenige Lebensordnung, welche den Unterleib rein hält und stärkt, ist auch zur Verhütung der Würmerplage die beste. Das Abtreiben der Würmer muß dem Arzt überlassen werden, denn unter den Hausmitteln sind einige wegen ihrer heftigen Wirkung gefährlich. Von den verschiednen Gattungen der Eingeweidewürmer s. die Naturg. im erst. B. dieses Lehrbuchs.

Der Bruch.

Wenn ein weicher Theil im Körper seine Lage verändert, und aus der ihm angewiesenen Höhle in eine

andre tritt, doch so, daß er noch von der äußern Haut bedeckt bleibt; so entsteht ein Bruch. Es gibt mancherlei Arten von Brüchen, z. B. Hirnbruch, Brustbruch, Nabelbruch ꝛc., aber die gewöhnlichsten sind die Brüche am Bauchringe, wo Theile des Unterleibes durch den Bauchring hervortreten, und in oder unter demselben eine weiche Geschwulst bilden, indem sie die Haut daselbst ausdehnen. Manche Kinder bringen einen Bruch mit auf die Welt, welcher während der Geburt entsteht. Bei andern wird ein Bruch durch starkes Schreien, Husten, Erbrechen, durch einen unglücklichen Fall, Stoß oder Sprung verursacht. Erwachsne bekommen diesen Zufall von heftiger Anstrengung der Kräfte, besonders vom Heben und Tragen schwerer Lasten, von starkem Reiten, auch von engen und weit an den Bauch hinauf gezognen Beinkleidern.

Daß ein Bruch entstanden sey, erkennt man an folgenden Merkmalen: Es äußert am Nabel, oder an einer Seite in der Gegend der Geschlechtstheile am weichen Bauche in den Leisten, oder beim männlichen Geschlecht im Hodensack, oder an dem obern und vordern Theile des Schenkels eine unschmerzhafte Geschwulst. Sie wird kleiner, oder verschwindet ganz, wenn der Patient auf dem Rücken liegt, oder wenn man mit der Hand darauf drückt; größer und gespannter hingegen, wenn er lange steht, den Athem an sich hält, und wenn er gegessen hat.

So bald man sich von der Gegenwart eines Bruchs überzeugt hat, muß man gleich die Hülfe eines geschickten Wundarztes suchen. Bei Kindern sind die Brüche mehrentheils leicht zu heilen; einige Arten auch bei Erwachsnen, wenn man nicht zu lange mit der Kur wartet. Hauptsächlich ist ein versichtiges Verhalten des

Patienten nöthig, um die Kur zu befördern, und einen Rückfall des Bruchs zu verhüten. Alle die vorgenannten Veranlassungen zu dieser Krankheit muß er, so viel möglich, meiden, keine blähende harte Speisen genießen, und keine starke Mahlzeiten thun. Nichts ist gefährlicher, als Erkältung, daher der Unterleib beständig warm gehalten werden muß.

Augenkrankheiten.

Billig sollten wir für die Erhaltung der zarten und uns so nothwendigen Werkzeuge des Gesichts mehr Sorge tragen, als gemeiniglich geschieht. Die schmerzhafte Empfindung lehrt uns schon, welche Dinge ihnen schädlich sind, wenn wir nur auch immer auf diese warnende Stimme der Natur bei Zeiten hörten! Rauch, Staub, scharfe Dünste, blendende Lichtstrahlen, das Lesen und Schreiben in der Dämmerung oder bei schwachem Lampenschimmer u. dergl. m. — alles bekannte Ursachen der Augenschwäche und verschiedner Augenkrankheiten. Noch schlimmer ist es, wenn man bei entstandnen Beschwerden dieser Art seine Zuflucht zu künstlichen Mitteln nimt, ohne einen verständigen Arzt zu fragen. Heftige Entzündungen, oder gar gänzlicher Verlust des Vermögens zu sehen, sind die Folgen einer so unvorsichtigen Behandlung. Das einzige unschädliche Mittel, welches man in jedem Fall sicher brauchen kann, und welches fast wider alle gewöhnliche Augenkrankheiten hilft, ist reines frisches Wasser. In außerordentlichen Fällen, wenn z. B. hineingefallner Staub oder brennende Sonnenhitze eine leichte Entzündung verursacht hat, kann auch mit Wasser verdünnte warme Milch ohne Schaden gebraucht werden.

Selbst auf die Gesundheit der Augen hat eine regelmäßige Lebensordnung einen wichtigen Einfluß. So ist nach Aussage eines sehr erfahrnen Arztes *) der Staar oft die Folge des unmäßigen Genusses der Wollust und erschöpfter Kräfte. Diese Krankheit soll eigentlich der Starr heißen, weil die damit behafteten Personen die Augen unbeweglich halten, und immer starr vor sich hin zu sehen scheinen. Man unterscheidet den grauen und den schwarzen Staar. Jener besteht in einer Verdunkelung der Krystall-Linse, deren Farbe alsdann weißgrau oder bräunlich ist. Ihre Undurchsichtigkeit macht, daß die Lichtstrahlen nicht mehr auf die Netzhaut fallen, und die Empfindung des Sehens hervorbringen können. Durch Niederdrücken der verdunkelten Krystall-Linse läßt sich das Vermögen zu sehen wieder herstellen. Bei dem schwarzen Staar bemerkt man äußerlich kein Zeichen der Krankheit, als eine ungewöhnliche Erweiterung der Pupille. Er ist mehrentheils unheilbar, denn das Uebel hat seinen Sitz im Sehenerven und in der Netzhaut.

Ohrenkrankheiten.

Die gemeinsten sind die sogenannten Flüsse, welche von Erkältung mit oder ohne Schnupfen entstehen, und eben so, wie dieser, behandelt werden. Die Entzündung ist nur äußerlich und der Schmerz nicht sehr heftig. Wer oft damit geplagt wird, muß den Kopf, besonders hinter den Ohren, fleißig mit kaltem Wasser waschen, welches die Geneigtheit dazu wegnimt. Eine Entzündung im innern Ohr heißt der Ohrenzwang, welcher die grausamsten Schmerzen verursacht, und in kurzer Zeit tödtlich wird, wenn nicht schleunig Hülfe komt.

Die

*) Des R. v. Zimmermann.

Die Entzündung fängt sich mit Jucken, Stechen, Ziehen und Reissen tief in den Ohren an, worauf heftige, klopfende und brennende Schmerzen folgen, verbunden mit Irrereden und Zuckungen. Bald geht die Entzündung in Eiterung über, welche, wenn sich der Eiter den Weg nicht nach außen hin bahnt, unvermeidlich den Tod bringt.

Das Sausen und Klingen der Ohren ist oft nichts anders, als ein Fluß, und erfordert also ein gleiches Verhalten. Zuweilen rührt es aber von Nervenschwäche her, und muß wie ein hypochondrischer Zufall kurirt werden. Gefährlich ist es bei blutreichen und hitzigen Personen, weil es gemeiniglich vor einem Schlagfluß vorhergeht.

Das schwere Gehör und die Taubheit hat verschiedne Ursachen: Erkältung, feuchte Wohnung, ein schwerer Fall, starkes Getöse, zurückgetretne Hautausschläge, Verstopfung der Gehörgänge durch Ohrenschmalz und andre Materien ꝛc. Im letztern Fall ist die Taubheit leicht zu heben; man darf das verhärtete Ohrenschmalz nur mit etwas lauwarmer Milch aufweichen, und dann herausnehmen; befindet sich aber die Ursache derselben nicht im äußern Gehörgang, so ist die Kur schwer, zuweilen unmöglich.

Außerordentliche Zufälle, wodurch Gesundheit und Leben in Gefahr gerathen.

Bei der sorgfältigsten Diät, beim vollen Genuß der Gesundheit kann doch der Mensch plötzlich in Lebensgefahr gerathen, und von dem Verhalten in solchen Umständen bedarf Jedermann eine Kenntniß um so mehr, da oftmals ein ordentlicher Arzt nicht geschwind genug

zu haben ist, um den Verunglückten retten zu können, und bis zu seiner Ankunft entweder versäumte Hülfe, oder verkehrte Behandlung unersetzlichen Schaden verursacht. Es soll also auch hierüber in der Kürze das Nöthige gesagt werden.

1. Der Biß wüthender Thiere flößt dem Körper des Gebißnen ein Gift ein, indem der Speichel des Thiers in die Wunde eindringt, und sich mit dem Blute vermischt. Dieses Gift bringt, bald früher, bald später, oft erst nach Jahren, die schrecklichsten Wirkungen im Körper hervor. Der Verwundete bekomt eine ganz eigne Art von hitzigem Fieber, welches die Wuth genant wird, und wobei unter andern Erscheinungen hauptsächlich diese merkwürdig ist, daß er den Anblick flüssiger Dinge, das Berühren derselben und alles Getränk dergestalt verabscheuet, daß er, wenn er es auch nehmen will, oder es ihm heimlich beigebracht wird, die heftigsten Zuckungen bekomt, und es daher mit aller Macht von sich abwehrt; da er hingegen alles, was nicht flüssig ist, wohl schlucken kann. Dieserhalb nennt man die Krankheit auch die Wasserscheu. Sie ist durch den Speichel des Kranken, wenn er sich mit den Säften eines Gesunden vermischt, ansteckend. Man hat Beispiele von Ansteckungen mittelst des Kopfkissens, worauf der Kranke gelegen, und eines Faden Zwirns, den er durch den Mund gezogen hatte. Die Krankheit selbst, wenn sie einmal ausgebrochen ist, kann nicht geheilt werden, sondern der Patient stirbt den dritten oder vierten Tag darnach. Es kann aber der Ausbruch verhütet, und überhaupt das Gift wieder aus dem Körper geschafft werden, wenn man zeitig genug die nöthigen Mittel anwendet. Ist ein Mensch von einem der Wuth verdächtigen Thiere gebissen worden, so muß die Wunde auf

der Stelle mit Seifenwasser, oder Essig, oder Aschenlauge sorgfältig ausgewaschen und der Blutfluß nicht gestillt, sondern unterhalten werden, bis der herbei gerufene Arzt oder Wundarzt komt, dem man die weitere Kur überläßt. Denn andre innerliche und äußerliche Mittel, deren man gegen diesen Unfall jezt mehrere kennt, darf kein Laie in der Arzneikunde anwenden wollen. — Nicht nur der Biß wüthender Hunde, Katzen ꝛc., sondern auch der Hähne, Enten und von andern Federvieh, wenn sie in einem hohen Grade des Zorns beissen, kann die Wasserscheu veranlassen. Seltner ist der Fall, daß ein Mensch ohne solche Verwundung, durch seinen eignen Zorn, durch den Genuß giftiger Gewächse, oder in gewissen Entzündungskrankheiten, die wirkliche Wasserscheu bekomt.

2. Gifte aus dem Gewächs- und Mineralreiche. Wie viel Unglücksfälle durch Vergiftungen aus Unwissenheit und Unvorsichtigkeit entstehen, ist bekannt. Augenblickliche Hülfe kann den tödtlichen Wirkungen der verschluckten Gifte mehrentheils noch zuvor kommen; jede Minute Verzögerung aber vergrößert die Gefahr. Die Rettung der vergifteten Personen erfordert erstlich, daß man die Kennzeichen einer geschehenen Vergiftung wisse, und zweitens auch, die schickliche Anwendung der Gegenmittel verstehe.

Was das erste betrifft, so hat man auf folgende Umstände zu achten: Der Verdacht einer Vergiftung wird erregt, wenn ein Mensch, der vorher gesund und wohl war, plötzlich von einer ungewöhnlichen Uebelkeit befallen wird; es ist ihm, als sollte er sich erbrechen, welches auch zuweilen mit großer Heftigkeit geschieht. Er hat eine erstickende Beängstigung; der Magen und die Gedärme winden und krümmen sich, daß es der Kranke füh-

fühlen kann, und machen heftige Leibschmerzen; er empfindet ein Brennen, wie vom Feuer, im Leibe; zuweilen erfolgt ein starker oder gar blutiger Durchlauf, zuweilen Verstopfung des Leibes und Urins; er liegt in größter Unruhe und in kaltem Schweiße; der Puls geht unordentlich, das Herz klopft wild; das Gesicht verwandelt sich unnatürlich, und ist entweder aufgetrieben, oder blaß und blau, wie bei Leichen; die Augen stehen entweder weit hervor, oder sind dunkel im Anblick, verlieren auch ihre Schärfe im Sehen, geben Funken, oder sonst ungewöhnliche Erscheinungen, oder erblinden plötzlich; die Sinne werden überhaupt schwach; es zeigen sich Schwindel, Ohnmachten, Konvulsionen, Stummheit, große Hinfälligkeit aller Kräfte, Zittern der Glieder; zuweilen schwillt die Zunge dick auf, und der Hals ist roh und erhitzt; es steigen stinkende Dünste aus dem Magen auf; der Nabel wird vor Schmerzen in den Leib entweder tief eingezogen, oder weit ausgetrieben; die Lippen werden dick und schwarz; der Magen und die Seiten in der Gegend schwellen zusehends auf; ja zuweilen schwillt der ganze Körper, und bekomt Flecke von mancherlei Farben.

Dies sind die allgemeinen Kennzeichen der Vergiftung; sie finden sich aber nicht alle zusammen bei jeder Art des genommenen Gifts; auch gibt es langsam wirkende und schleichende Gifte, die wiederum an andern Zufällen erkannt werden. Allein hier ist nur die Rede von solchen, die schleunige Hülfe erfordern, und wenn man also aus einigen oder mehrern der erwähnten Kennzeichen vermuthet, daß eine Vergiftung vorgefallen sey: so ist eben nicht nöthig, die Art des Gifts zu erforschen, sondern man schreitet sogleich in Abwesenheit des Arztes zum Gebrauch der Mittel, welche die dringende Gefahr

abwen-

abwenden, ohne daß man fürchten darf, dem Kranken damit zu schaden. Rühren jene Zufälle nicht von genoßnen Giften her, so treten sie nicht mit solcher Heftigkeit so plötzlich ein, sondern sie kündigen sich allmählig an.

Das, was man bei einem Verdacht der Vergiftung mit Sicherheit thun kann, besteht darin, daß man das Gift aus dem Körper wegzuschaffen und seine Schärfe zu mildern sucht. Jenes geschieht am besten durch Erbrechen; jedoch muß man auf die anfangs sich einstellenden Zufälle merken, ob künstliche Brechmittel nöthig sind. Wenn der Kranke für sich schon stark genug, oder gar übermäßig sich erbricht, so muß man ihn nicht noch mehr dazu reizen, sondern nur die Schärfe mildern, indem man ihn warmen Gersten- und Haferschleim, recht dickes Seifenwasser, Milch mit vielem frischen Oel, Milchrahm (das beste Hülfsmittel unter allen), rohe zerklopfte Eier mit Haferschleim oder Milch vermischt, trinken läßt. Von dergleichen Dingen muß der Kranke in der Geschwindigkeit so viel nehmen, als möglich ist. Im Nothfall, und wenn man sonst nichts bei der Hand hat, muß er wenigstens lauwarmes Wasser in Menge trinken, bis etwas von jenen schleimichten Flüssigkeiten herbeigeschafft werden kann.

Hat der Kranke bloß Neigung zum Erbrechen ohne Erfolg, so kitzelt man ihm mit einer in Oel getunkten Feder im Halse, und läßt ihn außerdem die vorbenanten Flüssigkeiten häufig trinken. Manchmal ist der Schlund von der Schärfe des Gifts so zusammengezogen, daß es dem Kranken schwer fällt, etwas nieder zu schlucken. In diesem Fall gibt man ihm Baumöl und Eierdotter vermischt, welches, wenn er es eine Weile hinten im Munde hält, doch endlich hinabglei-

tet, und die Geschmeidigkeit des Schlundes wieder herstellt.

Mit diesen Mitteln hält man den Kranken hin, bis der Arzt komt, der das Weitere verordnen muß.

Die Gelegenheit, unwissend sich oder andere zu vergiften, ist mannichfaltig. Zu den weniger bekannten Veranlassungen gehören auch die buntgemalten Spielsachen der Kinder, wenn sie dieselben an den Mund bringen und daran lecken; ferner, schlecht glasurte Töpferwaaren, worin saure Sachen, alter Käse ꝛc. aufbewahrt werden; Bleiweiß, womit man wundgewordne Kinder zu bestäuben pflegt, so daß sie den giftigen Staub durch Mund und Nase einziehen.

3. Hülfsmittel bei der Gefahr von verschluckten oder steckengebliebnen unverdaulichen Dingen. Wenn Stückchen Glas, Gräten, Knochenspitzen und dergl. in den Magen kommen, so können sie eben so schlimme Zufälle veranlassen, wie die Gifte. Man muß daher sogleich, als es geschehen ist, einen dicken Kartoffel- Mehl- oder Milchbrei essen, und ein paar Löffel voll Oel darauf nehmen. Während der Zeit muß ein Arzt gerufen werden, um den fremden Körper auf eine oder die andre Art herauszubringen. Auch metallische Körper, Nadeln, Nägel ꝛc., müssen erst in dicke Speisen eingehüllt werden, und dann trinkt man Essig oder andre Säuren hinterher, welches die Spitzen abstumpft und nach und nach ganz auflöst.

Fast noch gefährlicher ist es, wenn etwas im Schlunde stecken bleibt, oder gar in die Luftröhre fällt. Sind flüssige Dinge in die Luftröhre gekommen, so muß man gleich den Dampf von warmen Wasser mit dem Athem einziehen, und viel warme Milch, oder schleimige Flüssigkeiten mit reinem Baumöl allmählig hinunter

ter schlucken. Waren es kleine feste Körper, Brodtkrumen u. dergl., so suche man sich in eine solche Lage zu bringen, in welcher man am wenigsten zum Husten gereizt wird; man räuspere sich zuweilen, und schnupfe Toback, um zum Niesen zu kommen; man trinke warme Milch und Oel. Spitzige und stechende Dinge verursachen in der Luftröhre tödtliche Zufälle. Hier komt alles darauf an, daß man sich ruhig verhält, das Husten, so viel möglich ist, vermeidet, und wenig schluckt. Gerstenschleim, Milch und reines Oel sind die einzigen Mittel, die der Kranke bis zur Ankunft des Arztes oder Wundarztes zu seiner Linderung brauchen darf. Ein ähnliches Verhalten wird erfordert, wenn etwas im Schlunde stecken geblieben ist, das ohne Hülfe des Wundarztes nicht heraus gebracht werden kann.

4. Rettung der im Wasser Verunglückten. Wenn gleich ein Mensch, der ins Wasser gefallen ist, kein Zeichen des Lebens mehr von sich gibt, so muß man ihn doch so bald als möglich herausziehen, und ihn wieder herzustellen suchen. Man hat Beispiele, daß Personen, die mehrere Stunden unter dem Wasser für todt gelegen haben, gerettet worden sind. Bei dem Herausziehen muß man vorsichtig seyn, damit man den Körper des Verunglückten nicht beschädige. So bald er aufs Trockne gebracht ist, zieht man ihm gleich die Kleider und das Hemde aus, oder man schneidet sie lieber auf, um desto weniger Zeit zu verlieren. Sodann hüllt man ihn in trockne warme Decken, oder in Kleidungsstücke, die eben Jemand ausgezogen hat. Bei warmer Witterung und Sonnenschein kann man die vorläufigen zur Rettung nöthigen Mittel gleich auf der Stelle anwenden; sonst muß man ihn aber in das nächste Haus bringen, das man erreichen kann. Kopf

und Brust müssen etwas hoch liegen, doch darf der Kopf nicht auf die Seite oder vorwärts auf die Brust niederhängen. Wenn die Stube, wohin man ihn gebracht hat, zu warm oder zu dunstig ist, so öffnet man die Fenster. Eine kalte Stube, die nach und nach mäßig warm gemacht wird, ist am zweckmäßigsten. Den Schaum, Schlamm und andre Unreinigkeiten nimt man aus dem Munde mit den Fingern heraus. Man sorgt vor allen Dingen, den Körper gelinde zu erwärmen, und legt ihn ganz entkleidet auf ein leicht gewärmtes Bett, oder auf ein Lager von Heu, so, daß man auf beiden Seiten beikommen kann, mit dem Kopf etwas erhaben. Trockne und gewärmte Betttücher, wollne Decken oder Kleidungsstücke legt man über ihn her; auch schlägt man erwärmte wollne Tücher um die Beine und Schenkel, zwischen die Beine an den Unterleib, in die Kniekehlen und Achselgruben. Diese Tücher und Decken müssen beständig von neuem gewärmt werden, weil sie sehr bald wieder erkalten. An die Fußsohlen legt man warme Backsteine oder dergleichen. Während der Zeit hat man Wasser lauwarm machen lassen, und so bringt man ihn in ein Bad, worin der ganze Körper, das Gesicht ausgenommen, mit Wasser bedeckt ist. Das Wasser muß allmählig immer wärmer gemacht werden, indem man von Zeit zu Zeit heißes hinzu gießt. In diesem Bade läßt man ihn einige Stunden, und man hat dabei weiter nichts zu thun, als daß man den ganzen Körper mit wollnen Tüchern sanft reibet.

Wenn man, wie ich hier voraussetze, gleich anfangs eiligst nach einem Arzt geschickt hat, so wird man mit diesen Vorbereitungen zur Wiederbelebung des Verunglückten wahrscheinlich so lange ausreichen, bis jener komt, dem man dann die weitere Besorgung überläßt.

läßt. Nur das ist noch zu erinnern, daß, wenn zur Winterszeit der Körper des Ertrunkenen zugleich erfroren oder wenigstens sehr erkältet ist, man ihn durchaus in kein erwärmtes Zimmer bringen darf. Den wirklich im Wasser Erfrornen muß man wie jeden andern Erfrornen behandeln, wovon nachher.

Daß man Ertrunkene nicht auf den Kopf stellen, bei den Füßen aufhängen, oder sonst gewaltsam bewegen und rütteln dürfe, ist längst bekant.

5. Erfrorne sind gemeiniglich noch leichter wieder zum Leben zu bringen, als Ertrunkne. Man hat Leute wieder hergestellt, die schon verschiedne Tage erfroren gewesen sind.

Das erste, was man zu thun hat, ist, daß man den Erfrornen in ein kaltes Zimmer bringt, ihn entkleidet, und ihn nackt auf ein Lager von ein paar Hände hoch Schnee legt, und ihn eben so hoch mit Schnee bedeckt, und zwar über und über, Mund und Nasenlöcher ausgenommen. Man drückt den Schnee etwas fest an, und wenn man merkt, daß der Schnee zu schmelzen anfängt, so muß man immer frischen zulegen, bis der Körper aufthauet, da er denn mit einer Eisrinde überzogen wird, die bald abschmilzt. Hierauf zieht man ihn hervor, trocknet ihn mit Tüchern ab, und bringt ihn in ein schwach gewärmtes Bett, aber nicht in eine geheizte Stube.

In Ermanglung des Schnees legt man den Erfrornen in eiskaltes Wasser, oder man wickelt ihn in Tücher, die in kaltes Wasser getaucht worden, und verfährt übrigens, wie gesagt ist: man erneuert das kalte Wasser oder die kalten Umschläge so lange, bis der Körper aufthauet ꝛc.

Im Bette reibet man den Körper von allen Seiten mit Tüchern, und wenn das Athemholen noch ausbleibet, so bläst man vorsichtig Luft durch den Mund in die Lungen. Man kann sich dazu eines kleinen Blasebalgs bedienen. Wenn die Kinnbacken fest geschlossen sind, so muß man sie unter den Ohren her mit kaltem Brantwein und Oel stark reiben. So bald die Person wieder zu sich gekommen ist, und schlucken kann, gibt man ihr Hollunderblüthenthee mit etwas Weinessig und Zucker, umwickelt die Füße mit warmen Tüchern, und legt Säckchen mit warmer Asche an den Unterleib; aber sie darf noch nicht in eine geheizte Stube gebracht werden. Wein, Brantwein oder andre hitzige Getränke sind höchst schädlich.

Auf ähnliche Art behandelt man einzelne erfrorne Glieder. Man reibet sie mit Schnee, oder steckt sie in eiskaltes Wasser, bis sie wieder Empfindung erhalten. Dann umwickelt man sie mit weicher Wolle, legt sich in einer kalten Stube zu Bette, trinkt Hollunderblüthenthee, und wartet einige Stunden lang eine gelinde Ausdünstung ab.

6. Ein Erwürgter oder Erhenkter, den man retten will, muß sogleich, als man ihn erblickt, von dem den Hals zuschnürenden Bande befreiet, und an einen kühlen Ort gebracht werden. Man legt ihn ausgestreckt, so daß der Kopf und die Brust etwas hoch liegen, auf ein weiches Lager, und entkleidet ihn. Sodann ritzt man ihm die Drosselader am Halse auf, oder eine von den Schlafpulsadern, dicht vor der Mitte des äußern Ohrs, läßt etliche Teller voll Blut ausfließen, und bindet dann ein in Leinwand gewickeltes Stückchen Geld auf die Oeffnung. Fließt kein Blut, so verbindet man die Ader nicht, und wendet ferner folgende Mittel an:

Man

Man bläset Luft in die Lungen; gibt ein Klystier aus warmem Wasser mit der Hälfte Weinessig und einem Löffel voll Salz; man reibet den ganzen Körper mit wollnen warmen Tüchern, und die Fußsohlen und Schenkel mit steifen Bürsten; man setzt die Füße bis an die Knie in warmes Wasser, sprengt kaltes Wasser und Weinessig in das Gesicht, und weht viel frische Luft zu.

Unter diesen vorläufigen Versuchen übergibt man ihn dem herbeigeholten Arzt.

7. Erstickte von schädlichen Dünsten und Dämpfen. Es gibt eine Menge von Dünsten, welche die Menschen, die sich ihnen aussetzen, betäuben, ersticken und wirklich tödten. Ein dicker Rauch kann für sich schon eine Erstickung verursachen. Die Dünste von brennenden Kohlen, diejenigen, welche sich in Kellern sammeln, wo viele gährende, stark ausdampfende, saure Flüssigkeiten, oder stark riechende Sachen befindlich sind, die Schwaden in den Schächten und Stollen der Bergwerke und in Berghöhlen, sind alle gefährlich, und können tödtlich werden. Die Luft, die lange in alten Brunnen, Gewölben ꝛc. verschlossen gewesen ist, wird verdorben und gefährlich, eben so in frisch übertünchten und verschloßnen Stuben. Oft sind faule stinkende Dünste, die bei Reinigung der Kloake, beim Abzug alter Mistlaken oder moderichter Wasser aufsteigen, so betäubend, daß sie davon wie todt niederfallen.

Wenn nun Jemand in solchem Fall Betäubung und Schwindel merkt, so muß er sich schleunig in die freie Luft begeben, und das Gesicht mit kaltem Wasser oder Essig waschen. Ein Mensch, der Empfindung und Bewußtseyn völlig verloren hat, muß ebenfalls gleich in ein Gemach gebracht werden, wo reine Luft ist. Man

öffnet die Fenster, die Witterung mag seyn, wie sie will; entkleidet den Leblosscheinenden, setzt ihn aufrecht auf einen Stuhl, und sprengt ihm aus einiger Entfernung recht kaltes Wasser mit Essig vermischt gewaltsam und anhaltend ins Gesicht und über den ganzen Leib. Dies kann von mehrern Personen zugleich geschehen, während der Zeit ein Andrer die Brust, die Arme und Füße mit einer in kaltes Wasser getunkten Bürste reibet. Hiermit fährt man etliche Stunden fort, bis der Arzt komt.

Diejenigen, welche Mistlaken, Kloake ꝛc. zu reinigen, oder sich sonst an einem mit faulen Dünsten angefüllten Ort aufzuhalten haben, müssen ein Stück in starken Essig oder Brantwein getunktes Brodt in den Mund nehmen. In einen Keller, wo viel gährende Flüssigkeiten befindlich sind, muß man allezeit, ehe man hineingeht, einen brennenden Strohwisch oder dergl. hineinwerfen. Verbrennt er, so hat man nichts zu befürchten, im Gegentheil muß man den Keller einige Zeit offen stehen lassen, und die Luft reinigen.

Ein Mensch, der vom Blitz getroffen wird, und todt zu seyn scheint, muß ebenfalls wie ein Erstickter behandelt werden, denn der Blitz tödtet nicht immer wirklich, sondern betäubt oft nur. Auch hat man in diesem Fall von einem sogenanten Erdbad gute Wirkungen gesehen. Man gräbt nämlich ein Loch in die frische Erde, stellt den Scheintodten bis an den Hals hinein, und beschüttet ihn mit frischer Erde, so, daß nur der Kopf frei bleibt. Alsdann besprengt man das Gesicht fleißig mit kaltem Wasser und Essig.

8. Scheintodte sind eigentlich überhaupt alle die, bei welchen man keine Zeichen des Lebens mehr bemerkt, obgleich der erloschne Funke wieder geweckt werden kann,

folg-

folglich gehören auch die vorerwähnten Verunglückten in diese Klasse. Man versteht aber unter jener Benennung noch insbesondre solche Personen, die in einer Art von Ohnmacht (s. oben Ohnmacht) liegen, woraus sie oft erst nach etlichen Tagen von selbst erwachen. Der Zustand dieser Unglücklichen, wenn man sie als wirklich Todte begräbt, und sie dann im Grabe wieder lebendig werden, ist schrecklich. Man hat daher in unsern Zeiten hin und wieder Leichenhäuser errichtet, wo Gestorbne unter gehöriger Bewachung so lange über der Erde stehen bleiben, bis man das einzige sichre Kennzeichen des wirklichen Todes, die angehende Verwesung, bemerkt, und es wäre zu wünschen, daß solche Anstalten an jedem Orte getroffen würden. Es können indeß der Sicherheit wegen auch allerlei Versuche an einem Gestorbnen gemacht werden, um zu sehen, ob er wieder ins Leben zurück zu bringen sey, und dies ist um so nöthiger, wenn die Art der Krankheit, woran er starb, einen Scheintod vermuthen läßt, z. B. Schlagflüsse, verschiedne hitzige Krankheiten ꝛc.

Die Behandlung der Scheintodten ist derjenigen ähnlich, welche man mit Verunglückten vornimt, und sie hat den Zweck, das Athemholen und die Bewegung des Bluts wieder in Gang zu bringen. Mittel dazu sind: das Reiben des ganzen Körpers mit Tüchern und Bürsten; das Eintauchen der Hände, Arme und Füße in warmes Wasser; das Begießen des Gesichts mit kaltem Wasser; das schnelle und abwechselnde Zusammendrücken des Unterleibes und der Brust; das Einblasen der Luft in die Lungen *); der Gebrauch des Es-

*) Dies Mittel war schon in den ältesten Zeiten bekant. Elisa bediente sich dessen zur Wiederbelebung des Sohns der Sunamitin. 2 B. der Könige Kap. 4.

figs, der Niesemittel, reizender Klystiere ꝛc., und das alles in temperirter reiner Luft. Man darf nicht ermüden, wenn sich gleich in etlichen Stunden kein glücklicher Erfolg zeigt.

Unrecht ist es auf jeden Fall, dem Sterbenden das Kopfkissen wegzuziehen, und wenn er kaum den letzten Athemzug gethan hat, ihn sogleich aus dem Bette auf Stroh in eine kalte Stube zu legen, ihm das Gesicht zu bedecken, oder gar den Mund zuzubinden, und ihn unbewacht liegen zu lassen.

Regeln der Vorsicht bei ansteckenden Krankheiten.

Wenn irgend eine ansteckende Krankheit, z. B. Faulfieber, in einem Orte herrscht; so muß man doppelt sorgsam in Ansehung der Diät seyn, ohne eben von der gewohnten Lebensordnung zu sehr abzuweichen. Wohn- und Schlafzimmer müssen täglich etlichemal mit frischer reiner Luft versehen werden. Den Fußboden und die Wände besprenget man fleißig mit Essig oder Kalkwasser. Hauptsächlich vermeide man alle heftige Eindrücke von Schreck, Furcht und Ekel vor der grassirenden Krankheit, und halte sich von der Atmosphäre des Kranken entfernt.

Wen Amt oder Pflicht verbindet, Gemeinschaft mit einem solchen Kranken zu haben, der muß ebenfalls für tägliche Reinigung der Luft im Krankenzimmer sorgen, öfters räuchern (mit Wachholderbeeren, Salpeter und etwas Schwefel unter einander gemischt) und den Dampf von kochendem Essig aufsteigen lassen. Ein mit Weinessig angefeuchteter Schwamm, den man im

Munde

Munde hält, ist eins der wirksamsten Mittel gegen die Ansteckung. Des Morgens nüchtern sind bittre magenstärkende Essenzen sehr dienlich, und zum gewöhnlichen Getränk Wasser mit Weinessig oder andre säuerliche Flüssigkeiten. In einer Krankenstube muß man nie den Speichel hinterschlucken, sondern so oft er sich sammlet, ihn auswerfen. Dicke wollne Kleider und Pelzwerk nehmen die giftigen Ausdünstungen sehr leicht an, und bringen sie in den Körper dessen, der damit bekleidet ist.

Uebrigens muß Jeder, der den Umgang mit ansteckenden Kranken nicht vermeiden kann, getrosten Muthes seyn, denn Furcht, Ekel und grausige Einbildung können selbst ohne Ansteckung eine Krankheit verursachen. Wenn man obige Regeln beobachtet, und dabei für tägliche Leibesöffnung sorgt; so hat man nicht leicht etwas zu fürchten. Aber bei den ersten Zeichen einer wirklich geschehenen Ansteckung nimt man sogleich nach Verordnung des Arztes ein abführendes Mittel, welches von oben und unten zugleich wirkt.

II.

Von der Seele.

Bei einigem Nachdenken über die kunstvolle Einrichtung unsers Körpers stoßen wir bald auf den Gedanken: Was ist denn aber die erste Ursache seiner Bewegung? — Die Muskeln bewegen das Knochengebäude, wie wir jeden Augenblick sehen können; von den Nerven hängt die Muskelbewegung ab, denn die Erfahrung lehrt, daß ein Muskel nicht mehr bewegt werden kann, wenn der Nerve, der zu ihm führt, durchschnitten ist; allein was wirkt nun auf die Nerven, daß sie die Muskeln in Bewegung setzen? — Unser Wille. Und was ist das, was in uns will und denkt, und Vorstellungen von den Dingen außer sich hat? — Hier verläßt uns die Erfahrung gänzlich. Schon seit Jahrtausenden hat man darüber spekulirt, und bis auf den heutigen Tag noch nichts mit Gewißheit davon sagen können. In den ältesten Zeiten schrieb man jede Wirkung, deren Ursache man nicht mit den Sinnen wahrnahm oder nicht begreifen konnte, einer unsichtbaren Kraft zu, und so dachte man sich denn auch die ursprüngliche bewegende und vorstellende Kraft in uns als ein unsichtbares Wesen. Da man alles Körperliche für sichtbar oder den Sinnen bemerkbar hielt; so war

es

es natürlich, daß auch dies unsichtbare Wesen für unkörperlich gehalten wurde. – Alles, was nicht Körper ist, heißt Geist, und da jeder Körper aus Theilen besteht, und einen Raum einnimt, so kann ein Geist keine Theile haben, und keinen Raum einnehmen, denn sonst wäre er Körper. Was keine Theile hat, muß einfach seyn, folglich ist auch alles Geistige einfach.

Durch solche Schlüsse bildete sich nach und nach die Meinung, welche fast allgemein angenommen worden ist: Die den Körper belebende Kraft ist vom Körper wesentlich verschieden, sie ist geistiger Natur. Körper werden zerstöhrt, indem die Theile, woraus sie bestanden, sich trennen, und dies Schicksal haben alle Naturprodukte ohne Ausnahme; sie sind vergänglich. Was nicht aus Theilen besteht, kann nicht zerstöhrt werden; geistige Wesen sind unvergänglich; sind ewig. Also dauert auch unser Geist nach der Auflösung des Körpers, unabhängig von demselben, fort, er vergeht, er stirbt nie.

Die Meinung von einem uns belebenden, unsterblichen Geiste hat unter allen gebildeten Völkern Beifall erhalten, und sie ist dadurch die herrschende geworden. Jedoch gab es auch von jeher einzelne Personen, und selbst (wiewohl nicht zahlreiche) Sekten, welche das Gegentheil glaubten; welche das Vermögen, sich zu bewegen und zu denken, vom Körper ableiteten, und die Zerstöhrung desselben für das Ende ihres Daseyns hielten. Sie gründen ihre Meinung hauptsächlich darauf, daß verschiedne leblose Dinge Wirkungen äußern, deren Ursachen wir eben so wenig mittelst der Sinne wahrnehmen können, als die belebende und denkende Kraft in uns. Wenn wir also diese für unkörperlich erklären, warum nicht auch z. B. die magnetische und elek-

trische

trische Kraft? Sind aber alle diese Kräfte geistiger Natur, so sind sie ja dem Wesen nach unsrer Seele gleich, und magnetische und elektrische Körper müssen ebenfalls beseelt seyn *). Dies scheint jedoch unnöthiger Weise vorauszusetzen, daß Kraft überhaupt nicht körperlich seyn könne, zu welcher Voraussetzung wir keinen vernünftigen Grund haben. Warum sollte es nicht körperliche Wesen geben können, die unsern groben Sinnen

*) Diese seltsame Meinung, welche aus obigem Räsonnement zu folgen scheint, ist daher wirklich in folgender höchst schwärmerischen Schrift zum Grunde gelegt worden: **Freie Gedanken über Gott, Universum, Mensch, Freimaurer, Rosenkreuzer, Stein der Weisen, Religion, h. Schrift, Vernunft, Freidenkerei, Aufklärung, mit Anmerkungen zu den geheimen Briefen über die preussische Staatsverfassung seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm II.** Hamburg 1788. Es heißt unter andern darin:

Aus dem Chaos trat hervor die Seele der Welt, der Weltgeist, das Licht. Dieser Weltgeist gebährt, bewegt, **belebt**, zerstöhrt und wiedergebährt **alle Dinge**, und **hat einen unbegreiflichen Einfluß in die Verstandes- und Willenskräfte der erschaffenen Geister**, und ist jener lebendige Gottesgeist, der in Allem ist: doch hängt er als untergeordneter Unterwerkmeister ab von der großen göttlichen Dreieinigkeit. — — Die Menschen haben sich von jeher vielerlei Vorstellungen von Gott und von den Dingen in der Welt gemacht, und sind auf ganz sonderbare Gedanken und Systeme verfallen; es scheint aber der Weg der Analogie der sicherste zu seyn, auf die Spur der Wahrheit zu kommen. Denn da alles, was ist, Einen Urheber hat, auch alles ein Ausdruck Gottes ist; so **muß die sichtbare und unsichtbare Welt sich ähnlich seyn**, auch die unsichtbare aus der sichtbaren sich erklären lassen ꝛc.

Das sind die Früchte einer in dem Gebiete des Unsichtbaren umherschweifenden Phantasie!

Uebri-

nen unbemerkbar sind, und von welchen alle jene wunderbaren Wirkungen, Bewegung, Empfindung und Vorstellung, hervorgebracht werden? Ihr sagt: diese Wirkungen lassen sich nicht aus der Materie erklären; aber werden sie denn durch Annahme eines geistigen Wesens begreiflicher? — u. s. w. u. s. w.

Ich habe nicht alle Gründe beider Partheien für und wider die geistige Natur der Seele anführen mögen. Es war genug, zu zeigen, daß es eben sowohl Gründe dawider, als dafür gibt, und daß keine Partheien

Uebrigens erinnere ich hier ein für allemal, daß ich mit Vorbedacht in diesem für Bürger bestimmten Buche dergleichen spekulative Materien berühre. Der Bürger steht jezt (freilich nicht überall, aber doch in vielen Gegenden Deutschlands) auf derjenigen gefährlichen Stufe der Kultur, wo vor etwa funfzig Jahren noch ein groser Theil der Gelehrten stand; auf der Stufe des Grübelns über Gegenstände des Glaubens. Was er sonst aufs Wort **glaubte**, will er jezt **wissen**, und da dies in Ansehung jener Gegenstände **unmöglich** ist; so geräth er auf einen von den beiden Abwegen: entweder er verwirft alles ohne Unterschied, was Gegenstand des Glaubens, selbst des **vernünftigen** Glaubens, seyn kann; oder er erhebt seine eigne Gedanken und Vorstellungen von überirdischen Dingen zu **Vernunftwahrheiten**, und wird Schwärmer und Verfolger Andersdenkender. Ich kenne unter gemeinen Bürgern einige erklärte Atheisten, sehr viele Zweifler, und noch mehr Schwärmer.

Es ist nicht mehr Zeit, die Menschen von dem Wege des Grübelns, wenn sie ihn einmal betreten haben, auf den Weg des gedankenlosen Nachbetens zurück zu führen; jeder darauf abzielende Versuch wird verlorne Mühe seyn. Aber es ist dann die höchste Zeit, sie zu belehren, wie weit die Grenze unsers Wissens sich erstreckt, und daß alles, was jenseits derselben liegt, **nie mit Gewißheit erkant** werden kann, sondern daß die Vorstellung von demselben nur auf **Gründen der Wahrscheinlichkeit** beruhet.

theil der andern ihre Meinung überzeugend beweisen kann, weil es nur Meinung und keine Vernunftwahrheit ist. Und wenn dies von beiden Seiten immer erkant worden wäre, so würde nicht Haß und Verfolgung, wie leider! geschehen ist, sie getrennt haben.

Lassen wir es also dahin gestellt seyn, von welcher Natur das in uns denkende Wesen sey. Unsre Fortdauer nach diesem Leben hängt von der Allmacht, von der Weisheit und von der Güte des Schöpfers ab, aber nicht von der Beschaffenheit der Seele. In den folgenden Kapiteln werden wir sehen, daß es aus moralischen Gründen im höchsten Grade wahrscheinlich ist: Wir sind zur Unsterblichkeit geschaffen. Vor jezt wollen wir uns lediglich an die Erfahrung halten, und die Vermögen und Kräfte dieses Wesens nebst den daraus herzuleitenden Gesetzen kennen zu lernen suchen.

I.

Vermögen und Kräfte der Seele.

Unter den Benennungen Seele, Geist, Vorstellungskraft, Denkkraft verstehen wir ein und ebendasselbe Wesen; doch wird das Wort Seele mehr in Beziehung auf die belebende, Geist aber in Beziehung auf die denkende Kraft gebraucht.

Ursprünglich empfängt die Seele den Stoff zu ihrer Wirksamkeit vermittelst der Sinneswerkzeuge. Gäbe es einen Menschen, dem der Gebrauch aller Sinne von seiner Geburt an versagt wäre, so würde die Seele eben so wenig Thätigkeit äußern können, als bei dem, der in einer tiefen Ohnmacht liegt. Durch die

Sinne

Sinne erhalten wir zuerst Eindrücke von Gegenständen außer uns. Diese Eindrücke bringen in den Nerven der Sinneswerkzeuge eine Veränderung, ein Gefühl, hervor, welches sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit durch die Nerven bis zum Gehirn fortpflanzt, und daselbst einen innern Eindruck macht, woraus in uns Empfindung, oder ein Bewußtseyn des äußern Eindrucks, entsteht. Aus der Empfindung erzeugt sich eben so schnell Vorstellung, indem die Seele sich entweder den Gegenstand, von welchem der Eindruck herkam, oder die dadurch erregte Empfindung, vorstellt. Wenn man z. B. eine Musik hört, so denkt man entweder an den Spielenden und an das Instrument, welches gespielt wird; oder man beschäftigt sich mit der durch die Musik erweckten Empfindung. Die Beschäftigung mit der Empfindung heißt Selbstbewußtseyn; die Beschäftigung mit dem Gegenstande, Wahrnehmung. In beiden Fällen, wir mögen unsre Gedanken auf den äußern Gegenstand, oder auf den innern, d. i. auf unsre eigne Empfindung richten, bekommen wir Begriffe, welche nichts anders sind, als Vorstellungen von den Eigenheiten eines Gegenstandes. Durch Vergleichung mehrerer Begriffe gelangen wir zur Erkenntniß, d. i. zum Bewußtseyn der Verhältnisse oder Beziehungen der Gegenstände auf einander und auf uns selbst.

Allein nicht bloß durch Eindrücke von gegenwärtigen Dingen werden in der Seele Empfindungen und Vorstellungen hervorgebracht; sondern wir besitzen auch das Vermögen, schon gehabte Vorstellungen wieder zurück zu rufen, indem wir uns auf Zeit, Ort und andre Umstände, womit die Vorstellung verbunden war, besinnen. Dies Vermögen nennt man Erinnerungskraft. Oft fallen uns auch dergleichen Vorstellungen von selbst ein,

ohne daß wir uns erst darauf besinnen dürfen, und dies ist eine Wirkung des Gedächtnisses. Wenn wir uns das Bild des Gegenstandes, welches vormals Empfindungen in uns erweckte, so lebhaft wieder vorstellen, als ob wir den Gegenstand selbst vor Augen hätten, so äussert sich die Einbildungskraft. Auch können wir uns mittelst der Phantasie in Gedanken die Gegenstände anders vorstellen, als wir sie durch die Sinne empfunden hatten, wir können uns mittelst derselben sogar ganz neue Gegenstände schaffen, wie sie in der Natur nicht vorhanden sind, und die seltsamsten Formen zusammen setzen.

Das Gefühl ist also, wie wir gesehen haben, die erste und nothwendige Bedingung aller Seelenwirkungen. Nach der verschiednen Beschaffenheit der Sinneswerkzeuge sind bekantlich die Gefühle verschieden, und auf diese Verschiedenheit gründet sich die angenommene Eintheilung in fünf Sinne. Ueberhaupt haben aber alle die verschiednen Gefühle das mit einander gemein, daß sie uns entweder angenehme, oder unangenehme Empfindungen verursachen. Den stärksten Eindruck machen die Gegenstände auf den eigentlich sogenanten Sinn des Gefühls, weil die Nerven durch unmittelbare Berührung derselben gereizt werden. Dieser Sinn ist durch den ganzen Körper verbreitet, und erstreckt sich sowohl über die innern, als äußern Theile desselben. Da die innern Theile zarter und empfindlicher sind, als die äussern; so ist auch der Nervenreiz in ihnen weit heftiger, woraus die meist unwiderstehlichen thierischen Triebe entspringen. Die thierischen Triebe entstehen also sämtlich aus Reizungen in den innern Theilen des Körpers. Sie haben entweder Anfüllung zum Zweck, wie der Hunger und Durst; oder Ausleerung, wohin der Geschlechts-

schlechtstrieb und der Drang zur Entledigung vom Unrath gehören. Letzterer wirkt bloß mechanisch, die übrigen aber wirken ursprünglich bei dem Menschen, wie bei dem Thier, instinktmäßig, d. i. sie treiben zur Befriedigung gleichsam blindlings, ohne daß man nöthig hat, die Gegenstände, welche zur Befriedigung dienen, erst zu untersuchen und kennen zu lernen. Wenn der Mensch den instinktmäßig wirkenden Trieben folgt, so handelt er seiner thierischen Natur gemäß. Er kann und soll aber diese Triebe veredeln, und sie zu vernünftigen Trieben erhöhen, welches geschieht, wenn man die Gegenstände der Befriedigung nicht ohne Auswahl ergreift, und auf den Zweck des zu befriedigenden Triebes Rücksicht nimt. Es ist natürlich, daß man bei Regung eines Instinkts auch einen zur Befriedigung desselben dienenden Gegenstand begehrt, folglich erzeugt der thierische Trieb eine thierische Begierde. Die Befriedigung selbst sowohl, als der Zustand nach derselben, ist mit thierischem oder körperlichem Wohlseyn verbunden, wofern man nicht etwan in der Befriedigung über die Grenzen der Natur hinausschweift. Die thierische Lust, von welcher die Befriedigung des Triebes unmittelbar begleitet wird, besteht in einem Kitzel der Nerven; das Wohlbefinden nach der Befriedigung rührt hauptsächlich davon her, daß der Reiz zur Anfüllung oder Ausleerung aufhört. Demnach gibt es zwei Grade der Sinnlichkeit: der erste und niedrigste besteht in dem Verlangen nach dem angenehmen Reiz der Nerven, ohne Rücksicht auf die Befriedigung des Naturtriebes; der andre hat aber zunächst die Stillung des thierischen Triebes zum Zweck, und diesem ist das angenehme Gefühl dabei untergeordnet. Die Veredlung dieser Triebe besteht darin, daß man bei der Befriedigung derselben nicht bloß auf die

Stillung des beschwerlichen Reizes, welcher die Begierde nach Anfüllung oder Ausleerung erzeugt, sondern auch auf den Zweck, der durch die Befriedigung erreicht werden soll, Rücksicht nimt. Wer Speisen genießt, ohne Hunger zu haben, bloß des angenehmen Geschmacks wegen, der steht auf der niedrigsten Stufe der Sinnlichkeit, und ist gewöhnlich auch der Unmäßigkeit ergeben. Wer bei dem Genuß bloß die Absicht hat, sich zu sättigen, und die unangenehme Empfindung des Hungers los zu werden, der folgt dem Triebe der Natur, ohne sich über die gröbere Sinnlichkeit zu erheben. Aber der vernünftige Mensch sieht das Essen als ein zur Stärkung und Erhaltung des Lebens nothwendiges Mittel an, und beobachtet, jenem Zweck gemäß, in der Auswahl und in dem Maaß der Speisen die Vorschriften der Vernunft.

Die Empfindung unterscheidet sich von dem Gefühl dadurch, daß die Seele dabei ein vorzüglich klares Bewußtseyn ihres eignen gegenwärtigen Zustandes hat. Den höchsten Grad einer angenehmen Empfindung nennen wir Entzücken, wenn wir uns nämlich mit dem Zustande, worin uns ein angenehmes Gefühl versetzt, ganz allein beschäftigen, und alle andre Gegenstände (auch wir selbst, als Gegenstand betrachtet) aus unserm Bewußtseyn verschwinden. Dies ist z. B. der Fall, wenn wir eine reizende Musik hören.

Einige Arten der Empfindungen haben wir mit den Thieren gemein, andre kommen uns ausschließlich zu. Jene heißen daher thierische, diese aber menschliche Empfindungen. Die thierischen Empfindungen entspringen aus einer doppelten Quelle: aus dem Gefühl des ungestöhrten oder gestöhrten Ganges der Lebensverrichtungen, und aus dem Gefühl der befriedigten oder

nicht

nicht befriedigten Triebe. Zu der erstern Art gehört die angenehme Empfindung, welche wir haben, wenn das Verdauungsgeschäft gut von statten geht, und so auch die unangenehme Empfindung bei dem Gegentheil. Zuweilen ist die Empfindung von einer im Körper entstandnen Unordnung so schwach, daß wir den Grund dieser Empfindung nicht zum klaren Bewußtseyn bringen können. Alsdann pflegen die von den Philosophen sogenante thierische Vorausfetzungen sich zu äußern; man ahndet z. B. eine gewisse bevorstehende Krankheit, oder gar seinen Tod. — Die thierischen Empfindungen der andern Art sind diejenigen, welche von Gegenständen erregt werden, die auf Befriedigung thierischer Triebe (Hunger, Durst, Geschlechtstrieb) Beziehung haben. Der Anblick und noch mehr der Geruch einer zum Genuß einladenden Frucht erweckt dergleichen Empfindungen.

Menschliche Empfindungen entstehen aus der Anschauung des Schönen und sittlich Guten und deren Gegentheils. Die Empfindungen des Schönen nennt man in der Kunstsprache ästhetische, und wenn Jemand von Natur das Vermögen besitzt, richtig und schnell, ohne klares Bewußtseyn der Gründe, zu empfinden, was schön ist; so sagt man, er habe ästhetisches Gefühl oder Geschmack. Das Vermögen, Schönheiten der Natur zu empfinden, entwickelt sich bei einiger Ausbildung der Seelenkräfte von selbst. Schon Kinder freuen sich, wenn sie z. B. eine schöne Gegend sehen. Aber Schönheiten der Kunst zu empfinden, ist eine seltnere Naturgabe; zur Ausbildung dieses Vermögens wird Unterricht und eignes Nachdenken erfordert. Nicht Jeder empfindet das Schöne in einem Concert oder in einem Gedicht.

Die Empfindungen des sittlich Guten und Bösen heißen moralische oder sittliche. Sie haben ihren Ursprung von dem Eindruck sittlicher Handlungen, deren Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit Wohlgefallen oder Mißfallen erweckt. Wenn wir sehen, daß ein Verunglückter durch Hülfe eines Menschenfreundes gerettet wird, so freuen wir uns; im Gegentheil empfinden wir bei der Hartherzigkeit des untheilnehmenden Zuschauers Mißvergnügen. Wer das sittlich Gute und Böse schnell empfindet, ohne klares Bewußtseyn der Gründe, dem schreibt man moralisches Gefühl zu.

Alle diese verschiednen Empfindungen, die thierischen und menschlichen, die ästhetischen und moralischen, sind selten ganz rein und unvermischt, sondern sie fliessen meistens so stark in einander, daß sie eine eigne Gattung von vermischten Empfindungen machen.

Die Vorstellung ist die nächste Folge der Empfindung. Wir stellen uns nämlich entweder die Empfindung selbst vor, oder den Gegenstand, welcher sie erregte. Im erstern Fall entstehen Affekten, d. h. Gemüthsbewegungen, worin das Bewußtseyn unsrer Empfindungen klarer ist, als das Bewußtseyn des Gegenstandes, von welchem sie erregt wurden. Dergleichen Affekten sind: Freude, Traurigkeit, Schaam, Reue, Aerger. Die Vorstellung der Gegenstände außer uns bringt nach der Verschiedenheit der Empfindungen auch verschiedne Gemüthsbewegungen hervor, die aber alle darin übereinkommen, daß das Bewußtseyn des Gegenstandes, der sie erregte, klarer ist, als das Bewußtseyn unsrer Empfindungen. War die Empfindung moralisch; so entsteht Liebe und Hochachtung, oder im Gegentheil, Haß und Verachtung. Die Empfindung

des

des ästhetisch Schönen erweckt Bewunderung, Erstaunen ꝛc. Bloß thierische und sinnliche Empfindungen haben thierische und sinnliche Begierden, oder im Gegentheil, Verabscheuungen zur Folge, d. i. wir begehren oder verabscheuen den Gegenstand, welcher eine angenehme oder unangenehme sinnliche Empfindung in uns erregt. Ein fortgesetztes ruhiges Bestreben nach einem Gegenstande, der uns Vergnügen macht, heißt Neigung; ist die Neigung stark, oder ist ein Mensch für eine besondre Neigung vor andern leicht empfänglich, so nennt man es Hang. Oft steigt die Gemüthsbewegung bei sinnlichen Empfindungen bis zu dem Grade der Stärke, daß das Bewußtseyn unsres eignen Gemüthszustandes fast ganz verschwindet, und dann wird sie zur Leidenschaft (z. B. Zorn), welche sich durch ein vorzüglich thätiges Bestreben äußert. Je schwächer das Bewußtseyn unsrer selbst, je lebhafter die Vorstellung des Gegenstandes wird, desto mehr wächst die Leidenschaft (der Zorn geht in Wuth über).

Unsre Vorstellungen von den Dingen liefern uns ferner Begriffe. Wir haben einen Begriff von einer Sache, wenn wir uns der Eigenheit derselben (dessen, was ihr eigen ist, und wodurch sie sich von andern unterscheidet) bewußt sind. Man pflegt in Ansehung der Vollkommenheit der Begriffe drei Grade anzunehmen, die man mit den Wörtern dunkel, klar und deutlich bezeichnet. Bei dem dunklen Begriff von einem Dinge sind wir uns der Merkmale desselben nicht recht bewußt, und wir erkennen es daher nicht wieder, wenn es uns aufs neue vorkomt; es ist, als ob wir es nur im Dunkeln oder in der Dämmerung gesehen hätten. Sind wir uns einiger Merkmale hinlänglich bewußt, um den Gegenstand im vorkommenden Fall wieder erkennen zu können,

so haben wir einen klaren Begriff von demselben. Kann man aber den Gegenstand nicht nur von andern unterscheiden, sondern auch solche Kennzeichen angeben, daß man nie in den Fall komt, ihn mit ähnlichen Dingen zu verwechseln, so hat man einen deutlichen Begriff. Man sieht z. B. auf einem Spatzirgange einen Baum, ohne besonders darauf zu achten, so ist man sich zwar der Eigenheit bewußt, daß es ein Baum war, oder man hat von diesem Gegenstande den Begriff als von einem Baum; aber man weiß nicht, zu welcher Gattung er gehört, und man erkennt ihn also auch nicht wieder, wenn man gleich bald darauf einen andern von der nämlichen Gattung antrifft. Dieser Begriff war folglich dunkel. Er wird klar, wenn man sich einige Kennzeichen von dem Baum merkt, und ihn dann von andern unterscheiden kann; deutlich, wenn man selbst bei erregten Zweifeln durch Anführung der wesentlichen Unterscheidungszeichen dieser Gattung von Bäumen die Angabe zu beweisen im Stande ist. Zu solchen deutlichen Begriffen gelangt man hauptsächlich durch eine freiwillige Anstrengung der Seele, welche Aufmerksamkeit heißt, und welche darin besteht, daß wir uns aus eignem Antriebe bestimmen, einen Gegenstand wahrzunehmen und ihn kennen zu lernen. Man vergleicht und unterscheidet dabei die Dinge, und übt so zugleich Witz und Scharfsinn; denn Witz ist das Vermögen, die Aehnlichkeit der Dinge leicht aufzufinden, Scharfsinn entdeckt die Unähnlichkeiten oder die Verschiedenheit leicht. Wenn man mehrere Dinge mit einander vergleicht, und die Merkmale, welche ihnen allen gemeinschaftlich zukommen, mit einem Worte ausdrückt, so bezeichnet dies Wort einen allgemeinen Begriff, z. B. der Ausdruck Thier vereinigt alle Merkmale der verschiednen Klassen des Thierreichs

reichs in sich. Je mehr Dinge unter Einem Begriff zusammengefaßt werden, desto weniger Merkmale enthält derselbe, und im Gegentheil, je kleiner die Zahl der unter Einem Begriff stehenden Dinge ist, desto mehr Merkmale enthält dieser Begriff. Der Begriff von einem Thier z. B. faßt nur die drei Merkmale in sich: Leben, willkürliche Bewegung, Empfindung. Hingegen der Begriff von einem Vogel enthält außer jenen Merkmalen auch noch die, welche ihn von den übrigen Klassen des Thierreichs unterscheiden. In dieser Hinsicht pflegt man die Begriffe in höhere und niedere einzutheilen; erstere enthalten jederzeit weniger, letztere aber mehr Merkmale.

Die Erkenntniß gründet sich auf Begriffe. Wir erkennen einen Gegenstand, wenn wir uns der Verhältnisse desselben zu andern Gegenständen sowohl, als zu unsrer Vorstellung, bewußt sind. Es gibt eine doppelte Art von Erkenntniß: eine anschauende und eine symbolische. Die anschauende besteht darin, daß unsre Vorstellung das ganze Bild eines Gegenstandes, seine Figur, Größe, Farbe und andre Merkmale, welche auf die Sinne wirken, auffaßt, und ihn dadurch von andern unterscheidet. Dies geschieht entweder durch unmittelbare Anschauung des Gegenstandes selbst, oder mittelst der Einbildungskraft, wenn diese durch Zeichen und wörtliche Beschreibung ein Bild davon bekomt. So kann uns ein Gemälde oder eine malerische Beschreibung einer schönen Gegend statt der wirklichen und unmittelbaren Anschauung derselben dienen. Diese Art der Erkentniß, die anschauende, wirkt vorzüglich stark auf das Begehrungsvermögen.

Die symbolische Erkenntniß erhält Begriffe von den Gegenständen hauptsächlich durch Symbole (Zeichen,

Wörter), und entsteht, indem man die Merkmale einzeln und nach und nach betrachtet; dagegen die Anschauung das Ganze zusammen unter einem Bilde sich vorstellt. Die Seele besitzt nämlich das Vermögen, auf Ein Merkmal des vorgestellten Gegenstandes die Aufmerksamkeit besonders zu richten, und die übrigen aus dem klaren Bewußtseyn schwinden zu lassen, welches man das Absonderungs- oder Abstraktionsvermögen nennt. Man kann sich z. B. bei einem Thiere erst bloß die Empfindung als unterscheidendes Merkmal vorstellen, dann die willkürliche Bewegung ꝛc. Wenn man nun die abgesonderten Merkmale zu einer neuen Vorstellung verbindet, und die Gegenstände, von welchen die Merkmale abgesondert sind, aus dem Bewußtseyn fallen läßt: so bezeichnet man jene Vorstellung mit einem Symbol oder Wort, um sie fest halten zu können. Ein solches Symbol ist z. B. das Wort Thier, wobei man sich nicht irgend ein einzelnes Geschöpf aus dem Thierreich denkt, sondern im Allgemeinen Etwas, das lebt, empfindet und sich willkürlich bewegt. Diese Beschäftigung der Seele, da sie das Mannichfaltige (mehrere Merkmale) in eine Einheit des Bewußtseyns (eine neue Vorstellung) vereinigt, heißt Denken, und das Denkvermögen nennen wir Verstand, wodurch sich der Mensch von dem Thier wesentlich unterscheidet.

Bei dem Denken bilden sich Urtheile. In jedem Urtheil unterscheidet man drei Stücke: den Gegenstand, von welchem geurtheilt wird, oder das Subjekt; das, was von dem Gegenstande geurtheilt wird, oder das Prädikat; die Vorstellung des Verhältnisses, in welchem man sich das Subjekt zum Prädikat denkt, oder die Kopula (Verbindung des Subjekts mit dem Prädikat). Der Satz: Ich bin sterblich; enthält ein Urtheil,

theil, dessen Subjekt ich mit dem Prädikat sterblich durch die Kopula bin verbunden ist. Wenn wir aus der Zusammenhaltung des Subjekts und Prädikats in den Urtheilen ihre Zusammenstimmung oder ihren Widerspruch nicht einsehen können; so nehmen wir noch einen dritten Begriff zu Hülfe, und machen einen Schluß. Aus jenem Urtheil würde folgender Schluß entstehen: Alle Menschen sind sterblich; ich bin ein Mensch; folglich bin ich sterblich. Das erste Glied des Schlusses heißt der Obersatz; das zweite, der Untersatz; das dritte, der geschloßne Satz. Das Vermögen der Seele, zu urtheilen und zu schließen, wird insbesondre Vernunft genant, wiewohl man im gemeinen Leben unter diesem Worte die Fähigkeit, verständig zu werden, versteht, denn man sagt: der Mensch ist ein vernünftiges, das Thier aber ein unvernünftiges Wesen. Verstand komt nicht vor den Jahren.

Nachdem wir die verschiednen Vermögen und Kräfte der Seele kennen gelernt haben, so wollen wir nun auch die Gesetze, nach welchen sie wirkt, untersuchen, und daraus die Regeln zum rechten Gebrauch des Verstandes ableiten. Man pflegt diese Wissenschaft von den allgemeinen und nothwendigen Regeln des richtigen Denkens die Logik oder Vernunftlehre zu nennen. Ihr Zweck ist, den Menschen vor Irrthum zu sichern, und ihm den Weg zur Wahrheit zu zeigen. Zwar kann man sich oft mit der natürlichen Logik, mit dem gesunden Menschenverstande begnügen, vermöge dessen wir das Wahre und Falsche in mehrern Fällen ganz richtig beurtheilen, wenn wir uns gleich der Gründe des Urtheils nicht deutlich bewußt sind: allein dadurch wird eine Anweisung nicht überflüßig, denn sie gibt uns mehr Festigkeit und Gewißheit, daß wir nicht nur selbst

seltner irren, sondern uns auch von andern nicht so leicht in Irrthum führen lassen.

Vom rechten Gebrauch des Verstandes.

Da die Vernunftlehre den Zweck hat, zu zeigen, wie wir Wahrheit von Irrthum unterscheiden können; so müssen wir vor allen Dingen erst wissen, was Wahrheit ist. Sie besteht nämlich in der Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen mit der Sache selbst, die wir zu erkennen glauben; das Gegentheil heißt Irrthum. Ob unsre Vorstellungen mit der Sache übereinstimmen, läßt sich entscheiden 1) nach den Gesetzen der Empfindungen, 2) nach den Gesetzen, welche der gebildete Verstand bei Urtheilen und Schlüssen befolgt.

Das erste Gesetz der Empfindungen lautet so: Wenn wir durch die Sinne etwas empfinden, so muß auch etwas da seyn, was die Empfindung erregt. Dies ist so klar, daß gar kein Einwurf dagegen Statt findet, und daß es keines weitern Beweises bedarf, denn es gründet sich auf den allgemein angenommenen und durch die Erfahrung bestätigten Satz: Wo eine Wirkung ist, da muß eine Ursache seyn. Aber freilich komt es nun hauptsächlich darauf an, ob die Empfindung wirklich von dem Gegenstande, den wir vermuthen, herrührt, und ob er so beschaffen ist, als wir ihn gerade jezt empfinden. In Hinsicht auf diese beiden Umstände wird unser Urtheil oft irre geführt, und wir schreiben gewisse Empfindungen und davon abhängende Vorstellungen ganz falschen Ursachen zu. Dies ist besonders der Fall, wenn bei entstandner Unordnung im Körper die innern Theile ungewöhnlich gereizt werden.

den. Ein fauler Stoff in den Eingeweiden wirkt zuweilen auf den Sinn des Geruchs so, daß es dem Kranken scheint, die Atmosphäre außer ihm sey mit übelriechenden Dünsten angefüllt. Bei einem starken Andrang des Bluts nach dem Kopf entsteht ein Sausen und Klingen in den Ohren, welches der Wirkung äußerer tönender Gegenstände ähnlich ist. Wenn man einen Gegenstand mit anhaltender Anstrengung betrachtet hat, so schwebt er uns oft auch abwesend noch eine Zeitlang so lebhaft vor Augen, als ob wir ihn wirklich vor uns sähen. Eben dies geschieht, wenn die Sehenerven durch ein blendendes Licht, oder im Dunkeln durch starke Anstrengung in eine heftige Bewegung gesetzt sind; es erscheinen dann mancherlei Gestalten, die ihren Sitz nur in den bewegten Nerven haben. Hieraus und aus einer erhitzten Einbildungskraft lassen sich diejenigen Erscheinungen erklären, da man abwesende Personen als gegenwärtig, oder wohl gar sich selbst als eine zweite Person zu sehen glaubt. Auf ähnliche Weise geht es mit den Ahndungen zu, die ebenfalls Wirkungen einer außerordentlichen Anstrengung des Gemüths sind.

Alle diese Erscheinungen haben also ihren Grund in uns selbst, und rühren ursprünglich von körperlichen Ursachen her, so gewiß, als Träume, unordentliche Phantasien, der Zustand der Nachtwandler und der Verrückten, welche ja heutiges Tages von jedem verständigen Arzt medicinisch behandelt werden, und nicht selten mit glücklichem Erfolg. Die Erfahrung lehrt, daß ein Gesunder bei regelmäßiger Lebensordnung und ruhigem Gemüth eines vollkommnen erquickenden Schlafs genießt, ohne von Träumen beunruhigt zu werden; dagegen ein im Körper vorhandner Krankheitsstoff, Ue-

berladung mit Speise und Trank, und vorhergegangne heftige Gemüthsbewegungen die gewöhnlichen Ursachen der Träume sind. Wenn wir träumen, so sind zwar die Sinneswerkzeuge verschlossen, und nehmen von aussen keine Eindrücke an: aber das Vorstellungsvermögen ist durch den innern Nervenreiz geweckt und in Thätigkeit gesetzt. Jedoch können wir nicht, wie im Wachen, die Vorstellungen selbst nach Willkühr leiten, ordnen, fortsetzen und abbrechen, sondern, so wie der erste Anstoß geschehen ist, so reihen sich die nachfolgenden Vorstellungen unwillkührlich an einander, und bilden auf die Weise zuweilen ein äußerst seltsames und abentheuerliches Ganze. Gewöhnlich träumt man von den Gegenständen, woran man wachend lebhaft gedacht hat, und die Phantasie ist alsdann mit ihren Gaukeleien um so geschäftiger, da sie durch keine äußern Eindrücke gestöhrt wird. Zuweilen kommen uns indeß auch Dinge vor, an die wir wachend gedacht zu haben uns nicht erinnern; auch treffen wohl Umstände nachher wirklich ein, welche wir im Traum voraus sahen; manchmal weiß man im Traum sogar, daß man träumt. Alles dies ist freilich schwer zu erklären, doch kann man in einzelnen Fällen den eigentlichen Ursachen, z. B. von einer Vorhersehung im Traum, auf die Spur kommen, wenn man recht darüber nachdenkt. So viel ist gewiß, daß in einigen Krankheiten und schon bei Anlagen dazu (und Träume sind ja nichts anders, als Wirkungen des gestöhrten natürlichen Ganges unsers Körpers) die Seelenkräfte außerordentlich erhöhet werden *). Daher kann

*) S. Girtanner von Kinderkrankheiten, besonders die Bemerk. über den Wasserkopf und die Skropheln. Er sagt unter andern: Dumme Kinder werden den Wasserkopf sicher nie be-

kann eine Geistesarbeit, die Auflösung einer schweren Aufgabe, im Traum gelingen, womit man sich wachend vergebens quälte. Daraus aber, daß wir jezt über diese Erscheinungen keinen befriedigenden Aufschluß geben können, folgt nicht, daß es auch unsern Nachkommen unmöglich seyn wird, und noch weniger, daß man zur Erklärung derselben fremde Einwirkungen und höhere Wesen zu Hülfe nehmen muß. In alten Zeiten, als man überhaupt jede unbekante Ursache von Wirkungen den Geistern zuschrieb, machte man auch diese und die Gottheit selbst zu Urhebern der Träume. Allein dies ist nicht nur irrig, sondern es hat auch in manchem Betracht schädliche Folgen. Ein berühmter Schriftsteller äußert sich darüber also: „Der ungeübte Verstand des gemeinen Mannes glaubt noch immer in Träumen, Ahndungen oder sonstigen plötzlichen Gefühlen, die Stimme Gottes zu hören. Mir ist ein Beispiel bekant, da ein Mensch durch diesen Irrthum zu einem groben Verbrechen verleitet wurde. Ein Zinngießer in Lingen wollte einen Professor am dasigen Gymnasio, Namens Dannhauer, bestehlen. Nachdem er zur Vollziehung dieses Bubenstücks eine Nacht bestimmt hatte, so legte er sich in eine von der Wohnung des Professors nicht weit entfernte Scheune. Um sich selbst gegen sein Gewissen Muth zu verschaffen, überließ er sich dem Schlaf mit dem Entschluß, es für den Wink und Beifall Gottes anzusehen, wenn er um Ein Uhr des Nachts, als der bequemsten Stunde zur Ausführung seines Vorhabens, erwachen würde. Er

ers

bekommen. So wäre denn also die gemeine Sage, daß ein kluges Kind kein langes Leben verspricht, nicht ganz ohne Grund, und keinesweges bloß Aberglaube.

erwachte, und hörte in dem Augenblick seines Erwachens Eins schlagen. Dieses plötzliche Erwachen, wobei sich seine Seele ganz leidend verhalten zu haben glaubte, und wobei er also die Stimme Gottes zu erkennen meinte, beruhigte seine Zweifel, und gab ihm Muth, sich zu der That anzuschicken, die sich mit dem schrecklichen Morde des Professors endigte. — Auf diese Art philosophirten die Alten, wenn sie alles einer göttlichen Eingebung zuschrieben, dessen Entstehungsart nach dem Gesetze der Einbildungskraft man sich nicht bewußt ist; also alles, was uns im Schlafe, in einer Gemüthsbewegung, Begeisterung, Verrückung vorkomt *). „ Schon der weise Sirach sagt: Narren verlassen sich auf Träume. Träume sind nichts, als Schatten ohne Wesen. Und die Propheten eifern nachdrücklich gegen die Traumdeuter, und setzen sie mit den Zeichendeutern und Wahrsagern in Eine Klasse.

Noch größer ist die Täuschung, wenn man die Vorstellungen der Einbildungskraft und Phantasie sogar im Wachen für etwas Wirkliches hält. Wir nennen einen solchen Menschen einen Schwärmer und Phantasten. Auch dieser Zustand hat seinen Grund in einer Unordnung des Nervensystems, und erreicht seinen höchsten Grad in Krankheiten, die mit Fieberhitze verbunden sind. Wer sollte nun nicht denken, daß, wenn Jemand im Ernst vorgibt, er habe Umgang mit Geistern, die ihm künftige Dinge offenbaren, kein vernünftiger Mensch ihm Glauben beimessen würde, da ein solches Vorgeben (wofern es nicht vorsetzlicher Betrug ist) von einer fehlerhaften Beschaffenheit der Nerven zeugt, und

nicht

*) J. A. Eberhards Theorie des Denkens und Empfindens. Neue verbesserte Auflage. S. 42. 43.

nicht mit Gegengründen, sondern mit Arznei bestritten werden muß. Allein die Erfahrung lehrt, daß Unwissende einen natürlichen Hang haben, dergleichen Schwärmereien für wahr zu halten, und daß es einem eingebildeten Geisterseher, oder einem aus göttlicher Eingebung Prophezeihenden nicht an gläubigen Anhängern fehlt. Der wahre Schwärmer und Phantast, der es nicht aus Verstellung ist, komt in Gefahr, mit der Zeit ein Verrückter zu werden. Es setzt sich nämlich alsdann eine eigne bestimmte Idee oder phantastische Vorstellung bei ihm fest, die er für etwas Wirkliches hält, und womit er sich am liebsten beschäftigt. Man hat sonderbare Beispiele davon. Einer z. B. bildete sich ein, daß er der heilige Geist sey; ein anderer, daß er gläserne Füße habe, weshalb er sich nicht getrauete, von seinem Sitz aufzustehen *). Oft ist es nur die Eine Idee, welche den Kranken zum Verrückten macht, indem er in andern Gesprächen, die keine Beziehung auf jene Idee haben, einen gesunden Verstand zeigt. Erklären läßt sich dies nicht leicht, wie schon gesagt; aber daß irgend eine körperliche Ursache dabei wirksam sey, erhellet daraus, daß der Verrückte durch Arzneimittel wieder hergestellt werden kann. Welchen Einfluß ungewöhnliche Wallung des Bluts und ähnliche Un-

*) Es ist oben in dem Kap. von den Ursachen der Krankheiten angeführt worden, daß die Alten den Verlust des Verstandes einer unmittelbaren Einwirkung eines Geistes zugeschrieben, und diese Krankheit insbesondre die **heilige** genant haben. Diese Meinung herrscht noch heutiges Tages unter den Mahomedanern, welche deshalb sogar einen Verrückten als einen Heiligen verehren, und ihm unumschränkte Freiheit geben, so daß er nach Belieben in Häuser gehen, darin essen und trinken, und sonst vornehmen darf, was er will.

Unordnungen im Körper auf die Erregung der Phantasie haben, beweiset auch das sogenante Alpdrücken augenscheinlich, wo unter großer Beängstigung die fürchterlichsten Gestalten erscheinen, und zwar so lebhaft, daß man nachher darauf schwören sollte, es wären wirkliche Unholde die Ursachen der Beängstigung gewesen, da doch vielmehr die Beängstigung Ursach jener Erscheinungen ist.

In diesen Fällen sind es also innere Empfindungen, welche uns täuschen; aber auch der Eindruck äußerer Gegenstände auf die Sinne kann unrichtige Vorstellungen liefern, wenn die Sinneswerkzeuge fehlerhaft sind, wenn die Gegenstände zu stark oder zu schwach wirken, und wenn zwischen den Gegenständen und den Sinneswerkzeugen eine fremde Zwischenmaterie sich befindet. Ein Beispiel zu dem ersten Fall gibt der Gelbsüchtige, dem alles, was er sieht, gelb scheint. Zu dem zweiten gehören diejenigen Täuschungen des Gesichts und des Gehörs, welche aus einer zu großen Entfernung oder Nähe der Gegenstände entstehen, indem z. B. der Knopf auf einem hohen Thurm dem unten Stehenden viel kleiner scheint, als er wirklich ist; wer sich ihn aber mit einemmale dicht vor die Augen hielte, würde eben so wenig über die Größe desselben richtig urtheilen können. Den dritten Fall erläutert das Beispiel von den Nebensonnen und Nebenmonden, welche erscheinen, wenn die Luft mit Dünsten angefüllt ist, wodurch die Lichtstrahlen gebrochen, und solche Bilder hervorgebracht werden.

Doch die Täuschungen der äußern Sinne sind weder so häufig, noch so schädlich, als die Täuschungen des innern Sinnes und der Phantasie. Jene stellen uns nur die Beschaffenheit der Dinge anders vor,

und wenn auch Ein Sinn getäuscht ist, so können wir mit Hülfe der übrigen Sinne (vornämlich des Gefühls) uns entweder selbst von dieser Täuschung zurück bringen, oder leicht durch andre davon zurück gebracht werden. Aber der innere Sinn und die Phantasie täuschen in Ansehung des Gegenstandes, von welchem die Empfindung herkomt, sie stellen uns eine ganz falsche Ursache von der empfundnen Wirkung vor, und da die Bilder der Phantasie in einem solchen Zustande fast gleiche Wirkungen mit der wahren Empfindung haben: so kann man den Getäuschten schwer von seinem Irrthum überführen.

Wie können wir nun aber uns und andre vor dergleichen Irrungen bewahren? wie überzeugen, daß unser Urtheil über den Gegenstand der Empfindung wahr ist? — Hier nehmen wir das zweite Gesetz der Empfindungen zu Hülfe, welches eben so fest gegründet ist, als das erste: Was wir empfinden, ist nicht nur Etwas, sondern es ist auch allemal körperlich, und alle unsre Empfindungen und Vorstellungen kommen ursprünglich von Einwirkungen körperlicher Gegenstände auf unser Nervensystem her. Was nicht körperlich ist, kann kein Mensch empfinden; Vorstellungen von geistigen Dingen sind bloß Spiele der Phantasie, und wer uns das Gegentheil versichert, wer da behauptet, daß er die Einwirkung geistiger Wesen auf sich erfahren habe, der muß es uns beweisen, d. i., er muß machen, daß auch wir sie empfinden. Nun hat es zwar von jeher Leute gegeben, welche sich rühmten, die Kunst zu besitzen, daß sie Geister erscheinen lassen könnten; aber sie sind von Verständigen schon längst für Betrüger erkant, und ihr Betrug ist besonders in neuern Zeiten klar aufgedeckt worden, daher sie jezt auch nur noch im Verborgnen und vor

Einfältigen ihr strafbares Werk treiben. Es ist für die Ruhe unsers Lebens unumgänglich nothwendig, daß wir uns die Regel fest einprägen: Alles, was uns vorkomt, sey es auch noch so wunderbar, wird durch natürliche Kräfte hervorgebracht, und wirkt vermöge seiner körperlichen Natur auf unsre Sinne.

Das dritte Gesetz der Empfindungen muß mit dem zweiten verbunden werden, wenn wir unser Urtheil darnach prüfen wollen. Es heißt so: Alles, was ich und andre, wachend und mit gesunden Sinnen, immer so empfunden haben, das ist wahr. Ob die Gegenstände das wirklich sind, was sie uns unsrer Empfindung nach scheinen, das können wir freilich nicht beweisen; aber es kann uns auch ganz gleichgültig seyn. Genug, unsre Sinneswerkzeuge sind einmal so eingerichtet, daß die Gegenstände gerade diesen und keinen andern Eindruck darauf machen. Wenn nur alle verständige Menschen in ihrem Urtheile über diesen Eindruck einstimmig sind; so ist man auch berechtigt, es für wahr zu halten. Allein wenn ein Einzelner oder einige Personen von dem allgemeinen Urtheil abweichen; so muß dies näher untersucht werden, weil es gemeiniglich auf Täuschung beruht.

Die Empfindungen geben uns nicht nur Nachricht von dem Daseyn der Dinge, sondern auch von ihrer Beschaffenheit, von ihren Eigenschaften, Beziehungen und Verhältnissen, sowohl unter einander, als auf uns selbst. Sie sind folglich die Quelle der sinnlichen Erkenntniß, welche wir mit den Thieren gemein haben. Aus der sinnlichen Erkenntniß geht ferner (wie oben gezeigt worden ist) die vernünftige Erkenntniß hervor, die hauptsächlich in deutlichen und allgemeinen Begriffen besteht, und uns von den Thieren unterscheidet.

Alle

Alle Erkenntniß läßt sich also auf Empfindung und Erfahrung, als auf ihren ersten Ursprung, zurück führen. Der gesamte Vorrath von deutlichen und allgemeinen Begriffen, und das Vermögen, nach denselben richtig zu urtheilen und zu schließen, heißt Verstand, von dessen Anwendung wir nun noch zu sprechen haben.

Wir gebrauchen unsern Verstand zum Urtheilen und zum Schließen. Was ein Urtheil sey, wissen wir aus dem vorhergehenden. Fast alle unsre Gedanken und Reden bestehen aus Urtheilen, wenn sie auch nicht immer in jener Form ausgedrückt werden. Ausgenommen sind: Fragen, Befehle, Wünsche, Bitten und Forderungen, welche eigentlich keine Urtheile enthalten.

Die Wahrheit eines Urtheils beruhet auf Richtigkeit der Begriffe und ihrer Verbindung. Ueber einen Gegenstand, von dem ich gar keinen Begriff habe, kann ich auch nicht urtheilen. Was also ganz außer dem Empfindungs- und Erfahrungskreise der Menschen liegt, wie z. B. das Geisterreich, darüber können sie auch kein sichres Urtheil fällen, sondern nur muthmaßen. Es ist überhaupt besser, über Personen und Sachen, die man nicht kennt, sein Urtheil zurück zu halten, als durch ein falsches Urtheil sich oder andern zu schaden. Da wir aber nach Urtheilen unsre Handlungen einrichten, so ist es eine nothwendige Pflicht, die Gegenstände, welche auf unsre Handlungen Einfluß haben, zu untersuchen und kennen zu lernen. Ein Urtheil, welches vor gehöriger Untersuchung gefällt und angenommen wird, heißt ein Vorurtheil, und dieses kann zwar ein wahres, aber eben sowohl auch ein falsches Urtheil enthalten, daher ist es sehr mißlich, nach Vorurtheilen zu handeln. Zur Prüfung eines Urtheils gehört, daß man den Begriff vom Subjekt und Prädi-

kat sich deutlich mache, und alsdann zusehe, ob das Prädikat dem Subjekt zukomt, oder nicht. Da dies aber mühsam ist, so behalten viele Menschen ihre gewöhnlichen Vorurtheile bei, ob sie gleich oft den Schaden davon empfinden.

Die Wahrheit oder Falschheit eines Urtheils läßt sich auch erkennen, wenn man noch ein andres Urtheil damit verbindet, und also einen Schluß macht. Ein Urtheil enthält zwei Begriffe, die mit einander in Verbindung gesetzt sind, und ein Schluß besteht aus zwei mit einander verbundnen Urtheilen (s. oben). Wenn man also eine Prüfung anstellen wollte mit dem Urtheil: Die Luft ist ein Körper; so würde man noch ein Urtheil hinzufügen, worin der Begriff von Körper bestimmt wäre, und dann dieses mit jenem verbinden müssen. So entstände folgender Schluß: Was ich empfinden kann, ist ein Körper; die Luft kann ich empfinden, also ist sie ein Körper. Wir sehen hieraus, daß ein Schluß nichts anders ist, als eine Folgerung unbekanter Wahrheiten aus bekanten, und daß, wenn wir richtig schließen wollen, es allemal bekante und allgemein angenommene Sätze seyn müssen, aus welchen wir schließen. Von dergleichen Sätzen gibt es drei Arten: sinnliche Wahrnehmungen; Erfahrungen; Vernunftwahrheiten. Die sinnlichen Wahrnehmungen müssen jene Kennzeichen der Wahrheit haben, die oben angezeigt worden sind, vorzüglich müssen sie frei vom Einfluß der Phantasie seyn. Der Satz: Ich kann die Luft empfinden; gründet sich auf eine bekante sinnliche Wahrnehmung, und ist also auch wahr.

Erfahrungen entspringen aus wiederholten sinnlichen Wahrnehmungen, und wir sagen, daß wir etwas erfahren, oder eine Erfahrung gemacht haben,

wenn

wenn wir etwas unter denselben Umständen mehrmals empfunden haben. Erfahrung gibt noch mehr Gewißheit, als eine einzelne sinnliche Wahrnehmung. Wenn ich z. B. nach dem Genuß einer Speise mich übel befinde, so kann ich noch nicht sicher schließen, daß die Speise Ursach von dem Uebelbefinden ist; aber wenn dies öfter geschicht, wenn jedesmal unter den nämlichen Umständen auf den Genuß ein Uebelbefinden erfolgt, dann halte ich mit Recht die Speise für schädlich. Ein solcher sichrer und allgemeiner Erfahrungssatz ist auch der: Alles, was ich empfinden kann, ist ein Körper; denn noch nie hat Jemand etwas Unkörperliches empfunden. Aus diesem und dem vorigen Satz schließe ich demnach, ohne zu fehlen: die Luft ist ein Körper. — Um richtige Erfahrungen zu machen, muß man aber die sinnlichen Wahrnehmungen nicht nur vielfältig und lange Zeit wiederholen, sondern auch die Umstände, unter welchen sie geschehen, genau beobachten und mit einander vergleichen.

Vernunftwahrheiten sind Urtheile, welche man von allgemein geltenden sinnlichen Wahrnehmungen und Erfahrungen abgezogen hat, und die deshalb auch von allen vernünftigen Menschen ohne Widerrede als wahr anerkant und angenommen werden. Dahin gehören z. B. folgende Sätze: Das Ganze ist größer, als ein Theil des Ganzen. Nichts kann zugleich seyn und nicht seyn, oder zugleich an diesem Orte und zugleich an einem andern Orte seyn. Jede Wirkung hat eine Ursache. Wovon man keine Vorstellung hat, das kann man auch nicht begehren oder verabscheuen. — Diese und andre Vernunftwahrheiten können bei einem Schluß als bekant vorausgesetzt werden, und Jedermann wird die daraus hergeleitete Folge gelten lassen. So schließen

wir z. B. ganz richtig auf das Daseyn einer Ursache, wenn wir Wirkungen wahrnehmen; wir sagen: Wo etwas gewirkt wird, da muß ein wirkendes Wesen seyn; unsre Gedanken sind Wirkungen; folglich muß eine Kraft da seyn, welche die Gedanken hervorbringt.

An diesem Probirstein kann man die Wahrheit jedes Urtheils und jedes Schlusses erkennen. Ist der Grund desselben eine richtige Wahrnehmung durch die Sinne, eine Erfahrung, eine Vernunftwahrheit: so werden wir gleichsam gezwungen, ihm beizustimmen, und auch dieser moralische Zwang gehört zu den Kennzeichen der Wahrheit. Im Gegentheil regen sich Zweifel bei einem falschen Urtheil und Schluß, dessen Grund kein so allgemein geltender Satz ist.

Richtige Wahrnehmung durch die Sinne, Erfahrung und Vernunftwahrheiten geben uns Erkenntniß und Gewißheit, wobei wir einsehen, daß das Gegentheil nicht wohl möglich ist. Aber von solchen Dingen, die wir weder sinnlich erkennen, noch aus allgemein geltenden Sätzen schließen können, haben wir nur Meinungen, welche daran erkant werden, daß ihr Gegentheil gar wohl möglich ist, daher auch über einen und eben denselben Gegenstand (wenn er von der beschriebnen Art ist) die Meinungen getheilt sind. In diesem Fall sagen wir nicht (oder sollten doch nicht sagen), daß wir wissen und erkennen, sondern, daß wir glauben. Kein Mensch weiß z. B., worin die Natur des Feuers und des Lichts besteht, und aus diesem Grunde gibt es verschiedne Meinungen darüber, wovon die eine diesem, die andre einem andern gefällt. Meinungen, welche mehr und wichtigere Gründe für, als wider sich haben, sind vernünftige Meinungen, und das Fürwahrhalten derselben heißt Vernunftglaube,

den

den man aber nicht mit Vernunftwahrheit verwechseln darf. Ein Vernunftglaube ist es z. B., wenn wir annehmen, daß wir zur Unsterblichkeit geschaffen sind. Das Reich der Meinungen erstreckt sich über alle Dinge, die außer dem Kreise unsrer Erfahrung liegen.

Angenommene Meinung oder Glaube kann auch sinnliche Gegenstände betreffen, und dadurch erhalten wir zwar nicht Erkenntniß, aber doch Kenntniß, welche letztere oft statt der erstern dient, und zuweilen zu derselben führt. Wir trauen nämlich der Versicherung eines Andern in Ansehung seiner Aussage von Dingen und Begebenheiten, die wir nicht selbst wahrnehmen können oder mögen, und das ist der sogenante historische Glaube. Was etliche hundert Meilen weit von mir sich befindet, kann ich selbst nicht wissen, sondern ich muß es andern aufs Wort glauben, oder ich muß hinreisen, um mir Erkenntniß davon zu verschaffen. Eben so wenig weiß ich, was vor meiner Zeit geschehen ist, wenn ich keine Nachricht davon durch diejenigen, welche damals lebten, bekomme. Zweitens, von Dingen, deren sinnliche Wahrnehmung mit Schaden und Gefahr verbunden ist, läßt man sich vernünftiger Weise gern durch andre belehren, und begnügt sich mit einer bloßen Kenntniß derselben. Hierher gehört z. B. die Wirkung der Gifte. Drittens, was wir aus Mangel an Zeit und Geschicklichkeit nicht selbst erforschen können, müssen wir auf die Aussage derer, die hierin Zutrauen verdienen, glauben, z. B. die Beobachtungen der Sternkundigen und Scheidekünstler.

Dasjenige, was wir durch den Glauben von andern annehmen, können wir entweder, wenn wir wollen, zur eignen Erkenntniß bringen, oder nicht. Jenes ist besonders der Fall mit Gegenständen, die noch

vorhanden sind, und die nur wegen Entfernung des Orts der sinnlichen Wahrnehmung entgehen. Dieser Glaube vertritt bei mir vollkommen die Stelle der Gewißheit. Ich glaube z. B., daß es eine Stadt in Italien gibt, die Rom heißt, denn wenn ich auch das allgemeine und einstimmige Zeugniß von so viel Tausenden, die es gesehen haben, bezweifeln wollte, so könnte ich mich ja leicht durch eine Reise dahin von dem Daseyn jener Stadt überzeugen. Eben die Bewandtniß hat es mit den Eigenschaften und Wirkungen natürlicher Dinge, die ich auf das Zeugniß sachverständiger Männer glaube, weil ich die Wahrheit selbst erfahren kann, wenn ich will. Ich glaube der Versicherung des Arztes, daß Rhabarber den Leib öffnet, wenn ichs auch an mir selbst noch nicht versucht habe, u. d. m. Doch ist hier schon mehr Vorsicht nöthig, als bei dem Zeugniß von dem bloßen Daseyn eines Dinges. Ueberhaupt muß man die Kenntniß, wo möglich, in Erkenntniß zu verwandeln suchen, wenn dies nicht etwa, wie schon gesagt, Gefahr bringt. Der Unterricht, den wir in der Jugend empfangen, beruhet größtentheils auf Glauben, denn wir sind noch nicht fähig, die Gründe gewisser Kenntnisse einzusehen. Aber wir sollen nicht immer Kinder bleiben, sondern verständig werden, folglich auch die Gründe des Glaubens untersuchen, vorzüglich in Ansehung solcher Dinge, welche Einfluß auf unsre Handlungsart und auf unser Wohl und Weh haben. Da nun gewisse Gegenstände des Glaubens, nämlich geschehene Dinge, wovon wir selbst nicht Augenzeugen waren, schlechterdings nicht zur Erkenntniß gebracht werden können; so müssen wir wenigstens die Zeugnisse davon einer Prüfung unterwerfen. Diese Prüfung trifft sowohl die Personen,

als die Sachen, und wenn beide so beschaffen sind, daß sie Glauben verdienen, so nennen wir sie glaubwürdig. Die Glaubwürdigkeit einer Person beruhet auf ihrer Fähigkeit, richtig zu beobachten, und auf ihrem guten Willen, das Beobachtete treu wieder zu erzählen. Es ist schwer, und erfordert viel Menschenkenntniß, die Glaubwürdigkeit eines Zeugen zu prüfen, wenn man ihn auch persönlich kennt; aber noch viel schwerer ist die Prüfung unbekanter Zeugen, die wir nur aus schriftlichen Nachrichten kennen. Bei dieser Schwierigkeit nehmen wir die Prüfung der Sache oder des Zeugnisses zu Hülfe, um zu sehen, ob wir ihm Glauben beimessen dürfen. Eine Aussage ist glaubwürdig oder wahrscheinlich, wenn sie mit allgemein bekanten Erfahrungen und Vernunftwahrheiten übereinstimmt; widerspricht sie diesen aber, so ist sie unwahrscheinlich. Wer z. B. behauptet, daß ihm ein Geist erschienen sey, der sagt etwas Unwahrscheinliches.

Aus allem, was bisher angeführt worden ist, folgt nun die wichtige Lehre: Empfindungen, Erfahrungen und darauf gegründete Urtheile und Schlüsse sind die Grenzen unsrer Erkenntniß; ihre Wahrheit oder Falschheit kann mit Gründen bewiesen werden. Meinungen, welche nicht aus jenen Quellen der Erkenntniß fließen, lassen sich weder beweisen, noch widerlegen, wenn man die Gründe der Erkenntniß nicht gelten lassen will. Es ist daher thöricht, seine Meinungen Andern aufzudringen, oder zu zürnen, wenn Andre nicht unsrer Meinung sind.

2.

Einfluß der Gedanken uud Handlungen auf unser Wohl. Sittenlehre.

Das Thier handelt bloß nach Trieben und Empfindungen; der Mensch wird aber auch durch Vorstellungen und Gedanken in Thätigkeit gesetzt. Das Thier begehrt oder verabscheuet, indem der sinnliche Eindruck die Triebfeder seiner Handlungen ist; der Mensch will oder will nicht, wenn das erkante Gute oder dessen Gegentheil der Bewegungsgrund zu seinen Handlungen ist. Alle Gegenstände des Begehrungsvermögens können von dem Menschen durch Vorstellung des Guten und Nützlichen zu Gegenständen des Willensvermögens gemacht werden. Speise und Trank z. B. sind der thierischen Natur Gegenstände des Begehrungsvermögens, sie werden aber Gegenstände des Willensvermögens, wenn wir darauf sehen, ob sie gesund oder ungesund sind, und wir haben das Vermögen, sie nicht zu wollen, wenn sie ungesund sind, ob sie gleich unsre Begierde reizen. Das Thier empfindet bei seinen Handlungen bloß Lust oder Unlust; der Mensch hat auch Vorstellung von dem Nutzen oder Schaden einer Handlung, und wird dadurch bewogen, sie vorzunehmen oder zu unterlassen.

Aus diesen bekanten Erfahrungen ergibt sich, daß der Mensch ein sinnlich-vernünftiges Geschöpf ist, und Empfindungen und Triebe zwar mit den Thieren gemein hat, jedoch an die Sinnlichkeit allein sich nicht so gefesselt fühlt, wie die Thiere. In den ersten Jahren des Lebens handelt er meist nach den Trieben der Sinnlichkeit; er strebt nach einem Zustande stets angenehmer

sinnlicher Empfindungen. Bald aber fängt er an zu erfahren, daß ein solcher Zustand nicht nur unmöglich ist, sondern daß er sich auch um so weiter von seinem gewünschten Ziele entfernt, je eifriger er es zu erreichen sucht. Denn die lebhaftesten Vergnügungen, welche der bloß thierische Mensch am meisten begehrt, ziehen, häufig und unmäßig genossen, den Verlust der Gesundheit, folglich auch Unfähigkeit zu fernerm Genuß, nach sich. Diese und andre üble Folgen der ausschweifenden Sinnlichkeit machten den Menschen aufmerksam; er konnte in einem solchen Falle nicht anders, als seine gegenwärtigen Leiden von den vorher genoßnen Freuden herleiten; er verglich diese mit jenen, und fand in Ansehung der Dauer einen großen Unterschied; die Freuden waren kurz und vorübergehend, die Leiden anhaltend. Nach vielfältigen Erfahrungen der Art bemerkte er, daß er, um den Leiden zu entgehen, mit weiser Mäßigung sinnliche Vergnügungen genießen müsse. Nun machte sichs die Vernunft zum Gesetz, dieser Regel zu folgen, und so lange der Mensch dieses that, hatte er eine innere selige Zufriedenheit mit sich selbst. Allein oft riß ihm die Macht der Sinnlichkeit zur Uebertretung des Vernunftgesetzes hin, und er empfand dann jedesmal Mißvergnügen und Reue. So entstand ein immerwährender Kampf zwischen Vernunft und Sinnlichkeit (welchen die Bibel den Streit des Geistes und Fleisches nennt), worin bald diese, bald jene obsiegte; aber das Ziel des vernünftigen Menschen blieb: Selbstzufriedenheit, die aus dem Bewußtseyn, das Vernunftgesetz befolgt zu haben, entspringt.

Auf die Weise ward der Mensch durch allmählige Entwicklung der Vernunft ein sittlich-freies Geschöpf. Wir nennen nämlich das Vermögen, nach vernünftigen

gen

gen Vorstellungen, den sinnlichen Trieben entgegen, zu handeln, Sittlichkeit oder Moralität. Dies Vermögen besitzt kein Thier. Es kann zwar auch dahin gebracht werden, daß es seinen Trieben nicht blindlings folgt; aber nur durch physischen Zwang, durch Furcht vor der Strafe, wie z. B., wenn die Hauskatze vom Naschen entwöhnt wird. Eben so wenig schreiben wir einem Kinde vor Ausbildung der Vernunft, und einem Erwachsnen nach dem Verlust derselben (einem Verrückten) Moralität zu. Es findet also Moralität nur bei solchen Geschöpfen Statt, in welchen nicht bloß die Sinnlichkeit, sondern auch die Vernunft wirksam ist. Ein moralisches Geschöpf handelt frei, in so fern es sich selbst bestimmt, nach der Vorstellung der Vernunft eine Handlung vorzunehmen oder zu unterlassen. So schwer es auch dem Philosophen ist, diese moralische Freiheit streng zu beweisen; so überzeugt uns doch ein inneres Gefühl davon. Wir alle empfinden Reue und Mißvergnügen, wenn wir den Vorstellungen der Vernunft entgegen gehandelt haben; im Gegentheil aber, Zufriedenheit und eine beseligende Ruhe des Geistes. Dies sittliche Gefühl, welches man auch das Gewissen zu nennen pflegt, beruhet offenbar auf einem dunkeln oder klaren Bewußtseyn von eigner Schuld, folglich auch von Freiheit, denn wie könnte ich z. B. nach einer schlechten That unzufrieden mit mir seyn, wenn ich nicht empfände, daß ich anders hätte handeln können und sollen? Die Zufriedenheit der Seele hängt also offenbar ab von der Uebereinstimmung unsers Willens und unsrer Handlungen mit der Vernunft, und in dieser Uebereinstimmung besteht das Wesen der Moralität. Es komt hierbei gar nicht darauf an, ob das, was wir thun, an sich gut oder böse, recht oder unrecht

ist;

ist; sondern, ob wir uns bewußt sind, in dem Augenblick des Handelns unsrer damaligen Einsicht gefolgt zu haben. Wir sehen dies klar an dem Beispiel des Apostels Paulus, welcher vor seiner Annahme des Christenthums die Christen wüthend verfolgte, und auf diese Handlungen nachher keinesweges mit Billigung und Wohlgefallen zurücksah, dennoch aber freimüthig ausrief: Mein Gewissen beißt (beunruhigt) mich nicht meines ganzen Lebens halber. Dieselbe Seelenruhe finden wir noch heutiges Tages bei rohen und unkultivirten Nationen, welche Handlungen vornehmen, die der gebildete Europäer mit Entsetzen hört, und worüber jene in ihrem ganzen Leben nie Gewissensbisse empfinden, weil sie ihrer Einsicht und ihren Begriffen von Recht und Unrecht gemäß handeln. Wenn unter den Schipiwäern *) Kinder ihre alte unvermögende Eltern todtschlagen, so folgen sie nicht nur dem allgemeinen Landes-Gebrauch, sondern glauben auch ihre kindliche Pflicht zu erfüllen, indem sie die Eltern durch eine plötzliche Beraubung des Lebens von der weit schmerzhaftern langsamen Qual, dem Hungerstode, befreien. Ihren Begriffen nach handeln diese Leute nicht weniger moralisch recht, als wir, wenn wir unsre Eltern im Alter pflegen, und ihr Leben so lange, wie möglich, zu erhalten suchen. So unmoralisch unser Betragen seyn würde, wenn wir dies nicht thäten; so unmoralisch würden jene in Rücksicht auf ihre Grundsätze verfahren, wenn sie, dem eignen Verlangen der Eltern zuwider, sie leben ließen, und ihnen also den vermeinten Liebesdienst versagten.

Wer

*) Einem nordamerikanischen Volke.

Wer etwas für wahr, recht und gut hält, was es nicht ist, der irrt, und wenn er diesem Irrthum gemäß handelt, so handelt er mangelhaft und unvollkommen. Zu seiner Besserung bedarf es keiner Strafe, sondern nur Belehrung.

Wer wider seine Ueberzeugung von dem, was wahr, recht und gut ist, handelt, der fehlt oder sündigt, und bedarf zu seiner Besserung Strafe. Durch öftere Wiederholung der Sünde erlangt er eine Fertigkeit darin, und wird lasterhaft.

Wer die Wahrheit und das sittliche Gute erkennt, und dieser Erkenntniß gemäß handelt, der handelt gut und recht, und wenn er sich eine Fertigkeit in dieser Handlungsweise erworben hat, so nennt man ihn tugendhaft.

Um gut und recht handeln zu können, muß man erst wissen, was gut und recht ist. Diese Wissenschaft erlangt man theils durch eigne Erfahrung, theils durch Unterricht. Gut heißt insbesondre das, was Bezug auf Selbsterhaltung und Vervollkommnung unsers Zustandes hat; das Gegentheil nennen wir Böse. Hindernisse, das Gute zu thun, liegen hauptsächlich in der Stärke der Sinnlichkeit. Unter dem Worte Recht verstehen wir das, was das Wohl der menschlichen Gesellschaft befördert; das Gegentheil heißt Unrecht. Hindernisse, recht zu handeln, entspringen aus der Selbstsucht und dem Eigennutz.

Der bloß sinnliche Mensch strebt unablässig nach solchen Dingen, die den Sinnen angenehm sind, und die Selbstsucht und den Eigennutz befriedigen; Selbsterhaltung und Vervollkommnung seines Zustandes, so wie das Wohl der menschlichen Gesellschaft, setzt er jenen Dingen nach. Der durch Erfahrung und Unterricht

ver-

verständig gewordne Mensch thut das Gegentheil, denn bei ihm ist die Sinnlichkeit der Selbsterhaltung und Vervollkommnung, und der Eigennutz dem Wohl der Gesellschaft untergeordnet.

Der sinnliche Mensch erreicht auf jenem Wege sein Ziel nicht. Er setzt sein größtes Glück in dem ununterbrochnen Genuß angenehmer sinnlicher Gefühle, und die Natur erträgt dies nicht; er will seine Leidenschaften und seinen eignen Nutzen auf Kosten Andrer befriedigen, und findet überall Widerstand.

Der verständige Mensch verfehlt seinen Zweck nie. Sein höchstes Glück besteht in dem Genuß derjenigen angenehmen Empfindungen, welche aus dem Bewußtseyn, die Gesetze der Vernunft erfüllt zu haben, entstehen. Die Erfüllung der Vernunft-Gesetze, ob sie gleich durch die erwähnten Hindernisse erschwert wird, übersteigt doch nicht die menschlichen Kräfte, und belohnt sich selbst mit den seligsten Gefühlen.

Was die Vernuhft gebietet, ist dem Verständigen Gesetz, dessen Erfüllung er für seine Pflicht hält. Das allgemeine Vernunft-Gesetz heißt: Handle jederzeit gut und recht. In so fern wir hiernach unsre Sitten oder unser Betragen einrichten sollen, wird es das Sitten-Gesetz genant, und die einzelnen Vorschriften des Sitten-Gesetzes heißen Sitten-Regeln (moralische Vorschriften). Alle Sitten-Regeln gründen sich auf Vernunftwahrheiten (s. d. vorige Kap.), welche entweder das Wohl des einzelnen Menschen, oder das Wohl der menschlichen Gesellschaft zum Zweck haben. Jenes ist die Moral (Sittenlehre) des Menschen, ohne Rücksicht auf die Gesellschaft, worin er lebt; dieses, die Moral des Menschen in seinen Verhältnissen zu andern Men-

schen. Vom letztern wird die zweite Abtheilung handeln, und nur ersteres komt hier in Betrachtung.

Dem Menschen außer seinen Verhältnissen mit Andern schreibt das Sitten-Gesetz folgende Regeln zur Beobachtung vor:

Sorge für die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, als den größten irdischen Gütern und den einzigen Bedingungen, unter welchen du aller andern Glückseligkeit hienieden theilhaftig werden kannst. Diese Regel ist nicht nur an sich vernunftmäßig, sondern sie hat auch ihren Grund in einem der stärksten Naturtriebe, in der Liebe zum Leben, welche alle empfindende Wesen beseelt, und sie zu Handlungen treibt, wodurch jene Zwecke befördert werden. Denn Schmerz ist mit Handlungen verbunden, die auf Zerstöhrung, Vergnügen mit solchen, die auf Erhaltung des Körpers gehen. In so fern scheint nun die Moral eine unnöthige Regel zu geben, da die Natur schon durch so mächtige Triebfedern ihre Befolgung nothwendig gemacht hat. Allein es gibt Fälle, wo dieser Naturtrieb (wie andre nicht minder starke Triebe) erstickt, und der Zweck, worauf er zielt, theils unmittelbar, theils mittelbar vereitelt wird. In dieser Hinsicht darf also die Sittenlehre über einen so wichtigen Punkt nicht schweigen.

Diejenige Handlung, wodurch Jemand unmittelbar die Zerstöhrung seines eignen Lebens bewirkt, nennen wir Selbstmord. Dieser kann bekantlich auf verschiedne Art vollzogen werden, z. B. durch freiwillige Enthaltung von Nahrungsmitteln, durch Gift ꝛc. Etwas dem Aehnliches findet man sogar bei Thieren, denn man kennt einige Gattungen derselben, welche den Verlust ihrer Freiheit so tief empfinden, daß sie alle angebotne Nahrung hart-

hartnäckig verweigern, und den schmäligen Hungerstod einem durch Gefangenschaft beschränkten Leben vorziehen. — Der Quellen, woraus unter Menschen Selbstmord entspringt, gibt es hauptsächlich zwei: Schwermuth (Melancholie), welche in einer körperlichen Krankheit ihren Grund hat, und ein hoffnungsloser Zustand der Seele (Verzweiflung), worin ihr die ganze Zukunft freudenleer erscheint. Hiermit ist ein gewisser Ueberdruß des Lebens nahe verwandt, der besonders alsdann eintritt, wenn der Mensch in dem Genuß sinnlicher Freuden sich ganz erschöpft hat, und zu fernern Genüssen dieser Art, die sein höchstes Glück ausmachen, nicht mehr fähig ist.

Da die Moral dem Menschen sagt, was er thun soll, um hier, so lange er lebt, glücklich zu seyn; so findet sie sich bei den in Ansehung des Selbstmordes zu gebenden Vorschriften in einiger Verlegenheit *). Denn die Beweggründe zum Thun und Lassen aller andern Handlungen nimt das Sitten-Gesetz von den Folgen derselben her, die aus der Erfahrung bekant sind; aber die Folgen dieser einzigen Handlung kennt sie nicht, weil sie sich über die Grenzen der Erfahrung hinaus erstrecken. Und will sie den zum Selbstmord Geneigten dadurch zurück halten, daß sie ihm das Glück des Lebens vormalt, so wird sie etwas Vergebliches thun. Der, welcher einmal den Entschluß gefaßt hat, die Schmerzen des Todes freiwillig zu dulden, empfindet

*) Ein Jeder sieht von selbst ein, daß ich in dieser bloß natürlichen Moral nicht auf Gründe der Religion Rücksicht nehmen konnte. Und wie viele Selbstmörder beschäftigen sich nicht gerade in den letzten Augenblicken des Lebens mit Lesung der Bibel und mit religiösen Betrachtungen!

gewiß das Leben als eine unerträgliche Last, und eigne Empfindung läßt sich von einem andern nicht leicht wegdisputiren. Ein solcher Entschluß wird jedoch eben sowohl durch gewisse Grundsätze begünstigt, als durch äußere Umstände veranlaßt, und es kann also keineswegs gleichgültig seyn, was für Grundsätze über diese entscheidende Handlung festgestellt werden. Der Selbstmörder setzt voraus, daß er durch Beraubung seines Lebens seinen Zustand verbessern werde; allein das ist eine sehr ungewisse Voraussetzung. Nicht jede Veränderung ist auch Verbeßrung. Er meinet vielleicht, daß mit dem Tode alles aus sey; aber auch dies ist nicht nur ungewiß, sondern sogar, wie wir im folgenden Kap. sehen werden, im hohen Grade unwahrscheinlich. Glaubt man nun eine Fortdauer nach dem Tode, so lehrt die Vernunft, daß der Selbstmörder unmöglich gleiches Schicksal haben könne mit demjenigen, welcher selbst unter schweren Leiden den Ruf seines Schöpfers geduldig abwartet. Denn man müßte sonst annehmen, der Urheber unsers Lebens wolle, daß wir, so bald es uns nicht länger hier gefiele, eigenmächtig den Schauplatz, auf dem wir unsre Kräfte entwickeln und unsern sittlichen Charakter bilden sollen, verlassen dürften. Dies würde aber eine offenbare Begünstigung des Lasters seyn, wenn wir eine solche Meinung zur Sittenregel machten, und doch müßte sie Regel werden, weil, nach jener Voraussetzung, Gott den Selbstmord billigt und will. Wer den Selbstmord für erlaubt hält, der öffnet allen Lastern, wie man zu reden pflegt, Thür und Thor, denn was hält die meisten Menschen von bösen Handlungen zurück? — die bösen Folgen, welche sie in dem gegenwärtigen Leben haben. Diesen entgeht aber der Selbstmörder auf einmal, und noch

dazu,

dazu, wenn er es klug genug anfängt, ohne sonderliche Schmerzen. Reiz genug für leichtsinnige und wilden Ausschweifungen ergebne Gemüther! Auch lehrt die Erfahrung, daß ein lasterhaftes Leben sehr oft die vorbereitende Ursache des Selbstmordes ist, und dies gibt einen neuen Grund zur Mißbilligung desselben. Also: Gott kann den Selbstmord nicht verstatten wollen, und ist dieser Schluß richtig, so ists auch der: Reue und Vorwürfe des Gewissens — die eigentliche Hölle jenes Lebens — werden den Selbstmörder begleiten.

Noch mehr Gründe gegen den Selbstmord können aus den Verhältnissen, worin Menschen unter einander stehen, vornämlich aus den Familien-Verhältnissen, hergenommen werden. Hiervon nachher.

So urtheilt also die Moral über diese That im Allgemeinen, und so lange Jemand noch fähig ist, Ihre Vorstellungen mit unbefangenem Gemüth anzuhören, wird er ihnen seinen Beifall nicht versagen können. Allein selten befindet sich der Mensch, welcher mit dem Gedanken des Selbstmordes umgeht, in einer so ruhigen Stimmung der Seele, daß er solche Gründe gehörig erwägt, und auf sich wirken läßt. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß bloße Gründe wohl noch Niemanden von der That abgehalten haben, wenn der Vorsatz dazu schon gefaßt war, so wenig, wie Gründe für den Selbstmord den, der nicht durch äußere Umstände dazu veranlaßt wird, zur Vollziehung der That bewegen werden. In Ansehung der Ursachen lassen sich die Selbstmörder in drei Klassen theilen. Zu der ersten gehören die Schwermüthigen, die Verrückten und überhaupt diejenigen, bei welchen der Ueberdruß des Lebens aus einer zerrütteten Gesundheit entsteht. Hier helfen nicht Gründe, sondern Arzneimittel.

tel. Die zweite Klasse enthält die Lasterhaften, welche ihr Vermögen, ihre Gesundheit uud ihr ganzes irrdisches Glück zu Grunde gerichtet haben, und den natürlichen Folgen solcher Handlungen durch einen selbst gewählten Tod ausweichen wollen. Auch diese wird man schwerlich mit Gründen bekehren, wenn man sie nicht zugleich vor jenen gefürchteten Folgen sicher stellen kann. Zu der dritten Klasse rechne ich die wenigen, die ohne ihre Schuld unglücklich sind, und die durch einen Zusammenfluß von mancherlei widrigen Schicksalen in diejenige traurige Gemüthslage versetzt werden, welche ihnen das Leben gleichgültig und den Tod wünschenswerth macht. Meistentheils vollführen sie mit kaltem Blute und mit überlegter Entschlossenheit die That, dagegen die erstern es entweder in einem Zustande der Bewußtlosigkeit, oder in rascher Leidenschaft und Verzweiflung thun. Man sollte glauben, daß bei den Personen der dritten Klasse durch Vorstellungen und Gründe viel auszurichten sey; aber es findet sich in der Erfahrung nicht so. Sie geben, wenn es weit komt, alles zu, sie mißbilligen den Selbstmord als allgemeine Regel für Unglückliche, und verlangen nur für sich eine Ausnahme. Uebrigens gibt es unter ihnen sehr schätzbare Menschen, die nicht nur unser Mitleid, sondern auch unsre Hochachtung und Bewunderung verdienen. Die That zwar bleibt immer tadelhaft, aber die Beweggründe können in einzelnen Fällen entschuldigt werden, und selbst einen edlen Charakter verrathen. Um so verwerflicher ist die auf Vorurtheilen beruhende Sitte, den Selbstmörder mit Schande zu brandmarken, und ihm ein sogenantes ehrliches Begräbniß zu versagen. Der Zweck, welchen man dadurch erreichen will, und der an sich löblich ist, nämlich andre vom Selbst-

mord

mord abzuschrecken, wird gewiß verfehlt. Denn wer sich über so viele wichtige Bedenklichkeiten im Leben hinwegsetzt, den kümmert es wenig, was man nach seinem Tode von ihm denken und sagen und mit ihm vornehmen wird. Es ist aber eine solche Behandlung nicht nur zwecklos, sondern auch ungerecht gegen die Freunde und Verwandten des Unglücklichen, welche ohne ihr Verschulden damit gekränkt werden, und welche allein die Strafe trifft, wenn es eine Strafe seyn soll. Hat Jemand durch Ausschweifungen sich in die vermeinte Nothwendigkeit gestürzt, sein Leben gewaltthätig endigen zu müssen; so können wir ihn freilich nicht bloß bedauern, wie den schuldlosen Unglücklichen: aber den Leichnam beschimpfen, und an diesem gleichsam Rache zu üben, ist, zum mindesten gesagt, thöricht *). —

Die Moral mißbilligt und verbietet also den Selbstmord als eine unbesonnene Handlung, da wir ihre Folgen nicht kennen; sie urtheilt billig und mit Rücksicht auf die Veranlassungen, wenn er einmal geschehen ist; sie verwirft jede schimpfliche Behandlung des Selbstmörders, als der Menschheit unanständig. Zur Verhütung des Selbstmordes empfiehlt sie besonders: Vermeidung der vorbereitenden Ursachen, wohin z. B. Schwächung der Gesundheit, Zerrüttung der Vermögensumstände u. d. m. gehören. Es scheint dies auch das einzige Mittel zu seyn, sich selbst vor diesem traurigen Schritt zu bewahren, denn wenn man erst in die Lage gekommen ist, wo der Gedanke an einen freiwilligen Tod uns überall begleitet; so reift er bald zu einem

*) Ein neues Beispiel von diesem Vorurtheil s. im 41sten Stück der deutsch. Zeit. Jahrg. 1795.

so festen Entschluß, daß nur sehr selten vernünftige Vorstellungen ihn wieder wankend machen *).

Doch der Selbstmord ist weder die einzige, noch die gewöhnlichste Verletzung der obigen Regel: Sorge für die Erhaltung deines Lebens und deiner Gesundheit. Weit häufiger wird sie durch Unmäßigkeit übertre-

*) Mit welcher Entschlossenheit Mancher dieser Unglücklichen die finstern Pforten des Todes aufzusprengen wagt, sieht man unter andern aus folgendem kleinen Gedicht, welches auf dem Tische bei einem Selbstmörder gefunden wurde:

1.

Weh' mir Armen! Nirgends find' ich Rast noch Ruh';
Meine Kraft sinkt allgemach dem Grabe zu;
Finstrer Gram umwölket meine Seele,
Nagt am Herzen, wüthet fürchterlich,
Aller Orten flüsterts rund um mich:
„Schüttle deine Leiden ab,
„Ruhe gibt dir nur das Grab.

2.

Wenn hienieden Elend, tausendfaches Weh,
Ich den Frommen dulden, Schurken lächeln seh',
Und den Schwarm der Thoren triumphiren;
Sehe, wie sie unter Spott und Hohn,
Und der Larve der Religion
Weise hin zum Opfer führen;
Plötzlich lispelts dann mir zu:
„Bist du weise, geh' zur Ruh'.

3.

Wann vergebens ich nach wahrem Glücke späh',
Mangel nur und Krankheit meiner warten seh',
Freud' und Leiden mit einander wäge;
O! dann packts mich wieder fürchterlich,
Neuer Sturm erhebt im Busen sich,
Macht den ganzen Vorsatz rege:
„Schüttle deine Leiden ab,
„Steig' hinab ins öde Grab.

4. Wann

treten, welche man daher, wenn sie zur Gewohnheit geworden ist, mit Recht für das größte Laster, für die größte Versündigung des Menschen gegen sich selbst, ansieht. Die Moral, d. i. das Vernunftgesetz, dringt aus diesem Grunde so ernstlich auf Mäßigkeit, eine Tugend, die überhaupt in Beschränkung der Leidenschaften und Begierden besteht, und sich vornämlich durch Nüchternheit und Keuschheit zeigt.

Die Nüchternheit ist derjenige wünschenswerthe Zustand des Menschen, da er sich im vollen Besitz seines Kopfs zum freien Denken, so wie der übrigen Glieder zu seinen Verrichtungen, befindet. Sie wird erhalten durch mäßigen Genuß der Speisen und Getränke, wenn man davon nicht mehr zu sich nimt, als zur Befriedigung des Bedürfnisses nöthig ist. Das sichers

4.

Wann der rauhe Nordwind laut Verderben brüllt,
Donnerndes Getös mit Angst die Seele füllt;
Flüsterts: „Sterben mußt du, mußt einst büßen;
Besser ist es, heut zu sterben, heut,
Als den Tod, der immerdar dir dräut,
Ahndungsvoll erwarten müssen.
Und aufs neu durchbebt es mich:
„Sohn des Unglücks morde dich!

5.

Trüb' entschleicht der Tag mir, und in öder Nacht
Fühl' ich noch des Kummers und der Leiden Macht,
Netze noch mein Lager, heiß mit Thränen,
Ach! und Niemand nimt sich meiner an;
Hilft mir armen, tiefgebeugten Mann;
Hemmt des Busens langes Stöhnen.
„Ha! dies Joch! ich brechs entzwei;
Frei ist dann die Seele, frei!

(Biograph: der Selbstmörder, von Albrecht.)

ste Kennzeichen, daß man zu viel Nahrung genossen hat, ist ein unbehaglicher Zustand nach dem Essen, ein Uebelbefinden, eine Verdrossenheit zu Geschäften. Nun sollte man glauben, kein Mensch werde wissentlich und vorsetzlich sich ein Uebelbefinden zuziehen, und dennoch geschieht es oft genug; wie mag das zugehen? — Erstlich, ein gegenwärtiger angenehmer Reiz wirkt auf den sinnlichen Menschen stärker, als die Furcht vor einem künftigen Schmerz, den er entweder nur als ungewisse Folge ansieht, oder doch leicht abzuwenden hofft. So überläßt er sich ganz den Vergnügungen des Gaumens, und macht nicht das Bedürfniß der Natur, sondern die Unmöglichkeit, mehr zu genießen, zur Grenze des Genusses. Mit jeder Wiederholung dieses Vergnügens nimt die Stärke der Sinnlichkeit zu, und die Herrschaft der Vernunft ab, und zuletzt wird der Hang zur Unmäßigkeit fast unüberwindlich. Denn es liegt einmal in der Einrichtung der menschlichen Natur, daß öftrer Nervenreiz Schwäche, und Schwäche eine größre Reizbarkeit des Nervensystems, mithin auch Uebermacht der Sinnlichkeit nach sich zieht. Die schädlichen Folgen der Unmäßigkeit sind anfangs gering und unmerklich, und sie werden meistens nur alsdann erst bedeutend, wann die Neigung dazu Gewohnheit geworden ist. Ein schlimmer Umstand! Eben deswegen muß der moralische Unterricht die Stelle der eignen Erfahrung, die so viel Gefahr mit sich führt, ersetzen, und wer weise ist, hört darauf, und folgt ihm. Die Moral enthält eine Sammlung von Lebensregeln, die aus vielfältigen Erfahrungen Andrer hergenommen sind, folglich können wir von ihrer Wahrheit eben so fest überzeugt seyn, als von der Gewißheit unsrer eignen Erfahrung. Ist nun dies gegründet, so müssen wir auch

die

die Güter, welche die Moral uns anpreiset, für größer halten, als die Vergnügungen der Sinne. Viele Menschen legen das aufrichtige Geständniß ab, daß sie zwar das Beßre einsähen, aber zu schwach wären, es zu thun. Sie klagen dieserhalb die menschliche Natur, oder vielmehr den Urheber derselben an, und gebrauchen diese Anklage zur Bemäntelung ihrer Fehler, die sie doch immer noch gern begehen, weil sie nicht zur lebendigen, d. i. wirksamen Erkenntniß des sittlichen Gusten gekommen sind. Ich kann nicht, heißt in der Sprache der Moral so viel, als ich will nicht; denn was der Mensch in Hinsicht auf Bezähmung seiner Neigungen ernstlich will, das kann er auch. Es ist z. B. unmöglich, daß der Unmäßige, wenn er so eben sich vornimt, seine Begierde auf Kosten der Mäßigkeit zu befriedigen, die sinnliche Lust für das kleinere, und die Ueberwindung derselben für das größre Gut halten sollte. Denn wäre dies, so müßte der Mensch nie seiner Vorstellung von dem erkanten Gute gemäß handeln, welches doch der Erfahrung widerspricht. Die Hauptsache beruhet nur darauf, daß man das Gute nicht bloß vorher, oder nachher, sondern im Augenblick des Handelns für gut erkenne. Hierzu dient eine öftere Vergegenwärtigung der sinnlichen Vortheile derjenigen Tugend, die man ausüben, und der schädlichen Wirkungen des Lasters, welches man meiden will. Das Sinnliche muß mit Sinnlichem bekämpft werden, oder der Streit ist zu ungleich. So also — um auf das zurück zu kommen, wovon wir ausgingen — muß der zur Unmäßigkeit Geneigte oft und lebhaft denken an die unmittelbaren Beschwerden der Unverdaulichkeit, an die nach und nach erfolgende gänzliche Zerrüttung der Gesundheit, an die hiermit verbundne Untüchtigkeit zu Geschäften, an den

daraus

daraus entstehenden Mangel des Vermögens; so wie im Gegentheil an den weit reinern, durch das Bewußtseyn, das Vernunftgesetz befolgt zu haben, erhöheten Genuß der Nahrungsmittel, den die Mäßigkeit gewährt. Dies alles muß er sich in der Stunde der Versuchung als gegenwärtig und als völlig gewiß denken; erlaubt er sich Ausnahmen und Zweifel, so ist er verlohren, und die Sinnlichkeit siegt über die Vernunft.

Zweitens. Es gibt noch eine feinere Art von Sinnlichkeit, welche der Unmäßigkeit das Wort redet, und Manchen, der sich durch den bloßen Wohlgeschmack der Speisen nicht würde zur Ueberschreitung des Maaßes verleiten lassen, durch ihre täuschende Vorspiegelungen dazu verführt. Dies ist die Einbildung von den heilsamen Wirkungen der in großer Menge genoßnen Nahrung. Man glaubt, die Kräfte des Körpers um desto mehr zu stärken, in je reicherm Maaße man genießt. Da man bei dieser Täuschung sich auf eine Vernunftwahrheit zu gründen und einen erlaubten Zweck zu haben scheint; so findet man auch leichter Entschuldigung bei sich selbst. Allein die Folgen sind denn doch immer dieselben, man mag des Vergnügens wegen, oder nach eingebildeten Grundsätzen unmäßig seyn. Aerzte und Sittenlehrer versichern — und sie haben die Erfahrung auf ihrer Seite — daß nicht das, was genossen, sondern was verdauet wird, den Körper stärke. Eine mäßige Menge Oel ernährt die Flamme, zu viel, erstickt sie.

Noch sonderbarer ist die Erscheinung, welche wir bei der Neigung der Menschen zum Uebermaaß im Trunk bemerken. Hier reizt nicht bloß der Wohlgeschmack und die vermeinte Stärkung der Kräfte zum unmäßigen Genuß, wie bei der Gefräßigkeit, sondern

das

das Verlangen nach Betäubung der Vernunft. Daß dies die Absicht vieler Liebhaber berauschender Getränke sey, erhellet daraus, weil verschiedne Völker die ekelhaftesten widerlichsten Dinge und wirkliche Gifte als Betäubungsmittel gebrauchen. Auf den Südsee-Inseln z. B. kauet man gewisse Pflanzenwurzeln, speiet das Gekauete in ein Gefäß, läßt es gähren, und trinkt es dann. Das Kauen und die Zubereitung ist den Weibern überlassen, und die Männer trinken es, und berauschen sich dermaßen darin, daß sie ganz sinnlos da liegen. Auch sahe man, daß selbst alte Personen, die schon lange daran gewöhnt waren, und täglich den ganzen Morgen bei diesem Getränk zubrachten, doch mit jedem Schluck das Gesicht verzogen, und hinterher mit einem Schauder befallen wurden; ein Beweis, daß ihnen der Geschmack keinesweges angenehm seyn kann. Mehrere Nationen in Sibirien bereiten ein geistiges Getränk von dem giftigen Fliegenschwamm, und dieses behält seine betäubende Wirkung auch noch, nachdem es durchs Blut gegangen ist, daher trinken die Aermern unter ihnen, welche sich das Getränk selbst nicht verschaffen können, den Urin der Reichen, und berauschen sich damit. Es gibt nur wenige Völker der Erde, die den Gebrauch irgend eines berauschenden Getränks nicht kennen, und die ihn kennen, lieben ihn. Nichts hat den Europäern einen leichtern und dauerhaftern Eingang bei den Wilden verschafft, als der Brantwein. Denn wenn er ihnen auch anfangs zuwider war, so ward er ihnen doch bald zum dringendsten Bedürfniß. Die Grönländer verabscheueten erst dieses Tollwasser, wie sie es nanten, eben so sehr, als sie es nachher aufs gierigste tranken. Zum Beweise der unbändigen Begierde der Amerikaner nach Brantwein erzählt ein europäischer

päischer Reisender, daß es sich während seiner Anwesenheit mehr als einmal zugetragen habe, daß ein sonst treuer Bedienter seinen Herrn ermordet habe, bloß in der Absicht, dessen Brantweinflasche austrinken zu können. Auf den afrikanischen Küsten ist der Brantwein die kräftigste Triebfeder, den unmenschlichen Sclavenhandel zu unterhalten. Die kleinen Negerkönige treiben unaufhörlich Menschenraub unter einander, um die Gefangnen an die Europäer für Brantwein zu verkaufen. Ja, die nächsten Verwandten rauben sich einander, so wie einer des andern mächtig werden kann; der Vater überliefert den Sohn, der Bruder den Bruder, und tauscht dafür ein paar Flaschen Brantwein ein. Und wie viel besser handelt wohl der Brantweinsäufer in Europa, der sich und seine Familie an den Bettelstab bringt?

Ich will hier nicht die schrecklichen Folgen der Trunkenheit schildern; sie sind bekant genug, und fließen hauptsächlich aus der Beraubung des Verstandes. Was bleibt der Mensch noch, wenn er den freien Gebrauch seines Verstandes nicht mehr hat? Er ist der abscheulichsten Ausschweifungen und der größten Verbrechen fähig, und gleicht einem wilden Thiere, das sich von seinen Ketten losgerissen hat. Bei allen andern Lastern, sie seyen übrigens noch so schädlich, behält der Mensch doch den unterscheidenden Charakter der Menschheit, den Gebrauch der Vernunft; aber die Trunkenheit erniedrigt ihn zum Vieh. Dazu komt, daß kein Laster so leicht die Herrschaft über den Menschen erhält, und ihn mit so starken Banden fesselt, als dieses. Man hat Beispiele von Säufern, die, wenn sie mit Gewalt von der Befriedigung ihrer Begierde abgehalten wurden,

den, ihren Zustand unerträglich fanden, und sich selbst ermordeten. —

Eine Frage fällt bei dieser Betrachtung dem Nachdenkenden ein: Wie komt es, daß der Mensch den Zustand der Trunkenheit so sehr lieb gewinnen kann? Die Beantwortung dieser Frage hängt von Entscheidung einer andern ab, nämlich, ob sich der Mensch ohne den Gebrauch des Verstandes glücklicher fühlt, als im völligen Besitz desselben. Wenn wir das Glück des Menschen bloß in angenehme Gefühle setzen, so leidet jenes keinen Zweifel, denn der Verstand schwächt in eben dem Grade das Gefühl, in welchem er selbst an Stärke zunimt, und so auch im Gegentheil: Gefühle und dunkle Vorstellungen haben desto mehr Gewalt über uns, je schwächer der Verstand ist. Die Jahre der Kindheit preisen wir daher als die glücklichsten unsers Lebens, und — welches merkwürdig ist — Verrückte befinden sich oft in einer so seligen Gemüthsstimmung, daß sie nach wiedererlangter Gesundheit sich bitterlich über die ungebetne Dienstfertigkeit des Arztes beklagen, der sie dieser Seligkeit beraubt hat. Geistige Getränke versetzen, so lange ihre Wirkung dauert, in einen der Verrückung ähnlichen Zustand, worauf auch die bekante gemeine Redensart zielt: Er ist selig, d. h. betrunken. Vornämlich unterdrücken sie das Gedächtnißvermögen, und bewirken eine gänzliche Vergessenheit des Vergangnen, und so lebhaft auch dem Trunknen die Empfindung seines gegenwärtigen Zustandes seyn mag; so erinnert er sich doch nachher nur schwach oder gar nicht mehr an das, was er während desselben gesprochen oder gethan hat. Und gerade dieser Umstand scheint uns Aufschluß über jenes Räthsel zu geben: warum der Mensch sich des Vorzugs, der ihn vor andern

Geschöpfen der Erde auszeichnet, so gern und vorsetzlich begibt. Vergessenheit (sie wurde von den alten Heiden als eine nothwendige Bedingung, zum Genuß der Seligkeiten jenes Lebens zu gelangen, angesehen) der mannichfachen Mühseligkeiten, womit dies Leben beschwert ist, hat allzu viel Reiz für den sinnlichen Menschen, als daß er nicht darnach streben, und sie durch jedes Mittel, das in seiner Gewalt steht, bei sich zu bewirken suchen sollte. Daher findet man auch die Neigung zu Ausschweifungen im Trunk so häufig unter den Aermern, die ihr Leben kümmerlich von einem Tage zum andern hinhalten, und Mancher ward erst Säufer aus Verzweiflung, als häusliche oder andre schwere Unglücksfälle ihm sein Daseyn zur Last machten. Auch Wohlhabende und Personen aus den höhern Ständen ergeben sich dem Trunk, wenn sie das Beschwerliche der Langenweile, welche nicht minder, als ein wirkliches Uebel drückt, los werden wollen, und wenn sie kein beßres Mittel, sich aufzuheitern, kennen. Denn wahr ist es, daß die erhöhete Lebenskraft, die Begeisterung, die angenehmen Phantasien, welche der eigentlichen Trunkenheit vorhergehen, denjenigen, der nicht die Absicht hat, sich zu betrinken, vielmehr die Trunkenheit verabscheuet, dennoch zuweilen unvermerkt dazu verleiten. Er befindet sich wohl, wenn er anfängt zu trinken, und was ist natürlicher, als daß er den Grad des Wohlbefindens zu erhöhen wünscht? aber mit jedem Glase verliert er von seiner Kraft, der Sinnlichkeit zu widerstehen, und erliegt endlich unter der Macht derselben. So oft er auch diese Erfahrung schon gemacht hat, so läßt er sich doch immer wieder aufs neue berücken, weil er sich jedesmal Stärke genug zutrauet, zu rechter Zeit aufhören zu können.

Es gibt folglich zwei Klassen von Trinkern: die eine hat gerade die Betäubung der Vernunft zum Zweck; die andre will nur eine heitere Stimmung der Seele, besitzt aber nicht die Tugend der Selbstbeherrschung, welche beim Genuß sich in den Schranken der Mäßigkeit hält. Für jene sind die Vorschriften der Sittenlehre verlohren, denn sie finden einmal ihr höchstes Erdenglück in einem, so viel möglich, anhaltenden Taumel, und in Vertilgung jeder Spur von Erinnerung an die Vergangenheit, wodurch sie vielleicht noch zum Nachdenken über sich selbst gebracht werden könnten. Wenigstens sind die Beispiele sehr selten, daß Säufer dieser Art sich durch vernünftige Vorstellungen haben bessern lassen. Man muß hier, wie in manchen andern Fällen, die Zeit abwarten, wo das Laster sich selbst zerstöhrt, d. i., wo die Fortsetzung desselben physisch unmöglich wird. — Der zweiten Klasse von Trinkern, welche die Mäßigkeit will, ohne doch Kraft genug zur Besiegung der Sinnlichkeit während des Genusses zu haben, kann man nichts beßres empfehlen, als die aus der Erfahrung geschöpfte sichre Beobachtung: Es ist weit leichter, ganz zu entbehren, als im Genusse mäßig zu seyn. Wer sich also nach einigen Versuchen zum Widerstande zu schwach fühlt, der entsage dem Gebrauch berauschender Getränke ganz, und setze an ihre Stelle lieber irgend ein andres, der Sinnlichkeit angenehmes Mittel zur Erheiterung des Gemüths, wobei er Herr seines Verstandes bleibt. Am besten ist es freilich, wenn man dergleichen Aufheiterungsmittel gar nicht nöthig hat, und durch Fülle der Gesundheit und durch das Bewußtseyn einer nützlichen Thätigkeit sich stets heiter erhalten kann.

Die andre Haupttugend der Mäßigkeit besteht in der wohlgeordneten, den Gesetzen der Vernunft unterworfnen Befriedigung des Geschlechtstriebes, welche Tugend wir mit einem Worte Keuschheit nennen. Diese schreibt uns folgende Regeln vor: Befriedige den Geschlechtstrieb 1) nicht vor der Zeit, ehe die Natur dich dazu auffordert; 2) nicht auf eine unnatürliche Art; 3) nicht, wenn du den letzten Zweck des befriedigten Triebes fürchten mußt; 4) auch dann, wenn du diesen Zweck ohne Furcht vor Augen haben kannst, halte dich in den Schranken der Mäßigung.

Die Verletzung dieser Regeln, welche sich sämtlich auf Erfahrung und Vernunft gründen, bringt ein ganzes Heer von Uebeln über den Menschen; sie ist die Quelle der meisten und empfindlichsten Leiden, womit das menschliche Geschlecht heimgesucht wird. Denn die Verirrungen dieses Triebes sind, vornämlich unter kultivirten Nationen, so häufig, und sie scheinen zum Theil so unvermeidlich, daß man fast in Versuchung geräth, die Natur eines Widerspruchs mit sich selbst anzuklagen. Der Zweck des Geschlechtstriebes kann nur in demjenigen Alter erreicht werden, wo das Wachsthum des Körpers ganz, oder doch größtentheils, vollendet ist; aber schon im zarten Alter der Kindheit erwacht jener Trieb von selbst, oder wird leicht geweckt. Das einzige Mittel zur Bezähmung der Triebe ist die gebildete Vernunft; und lange vor Ausbildung derselben wird der Geschlechtstrieb rege. Also, ein Trieb, dessen Zweck zu der Zeit, wo er erwacht, nicht erreicht werden kann, dessen Befriedigung das schrecklichste Elend nach sich zieht, und seinen eigentlichen Zweck, die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, gerade zu zerstöhrt, zu dessen Besiegung aber kein Mittel vorhanden

ist

ist — dies scheint allerdings widersprechend, und mit der Weisheit, die wir in allen andern Einrichtungen der Natur antreffen, nicht übereinstimmend.

Die Lösung dieses Räthsels hat eben die Schwierigkeit, wie die Hebung der Zweifel, welche bei Betrachtung des Widerspruchs in der natürlichen und sittlichen Anlage des Menschen *) entstehen. Man hat sich schon seit den ältesten Zeiten damit beschäftigt, Aufschlüsse über diesen wichtigen Punkt zu geben, welchen die Bibel bekantlich aus einem sogenanten Fall der ersten Menschen aufzuklären sucht. Diese biblische Erzählung veranlaßte einen berühmten Philosophen unsrer Zeit, auch seine Gedanken darüber nieder zu schreiben, und sie sind, meines Erachtens, das Beste, was man über diesen Gegenstand sagen kann, daher ich sie hier im Auszuge mittheilen will.

„Der Ausgang des Menschen aus dem Paradiese ist nichts anders, als der Uebergang aus der Rohigkeit eines bloß thierischen Geschöpfs in die Menschheit; aus dem Gängelwagen des Instinkts zur Leitung der Vernunft; mit einem Worte: aus der Vormundschaft der Natur in den Stand der Freiheit. Ob der Mensch durch diese Verändrung gewonnen oder verloren habe, kann nicht mehr die Frage seyn, wenn man auf die Bestimmung seiner Gattung sieht, welche Bestimmung im Fortschreiten zur Vollkommenheit besteht. Allein dieser Gang, der für die Gattung ein Fortschritt vom Schlechtern zum Bessern ist, ist nicht eben das nämliche

*) In der Bibel heißt dieser Widerspruch **Streit** des Fleisches und des **Geistes**. Paulus sagt: Ich sehe ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüth (dem Gesetz der Vernunft). Röm. VII, 23.

che für den einzelnen Menschen (das Individuum). Ehe die Vernunft erwachte, war noch kein Gebot und Verbot, und also noch keine Uebertretung; als sie aber ihr Geschäft anfing, und, schwach wie sie ist, mit der Thierheit (Sinnlichkeit) ins Gemenge kam, so lernte der Mensch Uebel kennen, die dem Stande der Unwissenheit, mithin der Unschuld *), ganz fremd waren. Der erste Schritt also aus diesem Stande war auf der sittlichen Seite ein Fall; auf der physischen waren eine Menge nie bekanter Uebel des Lebens die Folge dieses Falls, mithin Strafe. Die Geschichte der Natur fängt also vom Guten an, denn sie ist das Werk Gottes; die Geschichte der Freiheit, vom Bösen, denn sie ist Menschenwerk. Für den einzelnen Menschen, welcher im Gebrauch seiner Freiheit bloß auf sich selbst sieht, war bei einer solchen Verändrung, Verlust; für die Natur, die ihren Zweck mit dem Menschen auf die Gattung richtet, war sie Gewinn. Widerstreit der Kultur (der sich entwickelnden Vernunft) mit der Natur des Einzelnen war unvermeidlich; aber bei fortgehender Kultur der ganzen Menschheit löset sich dieser Widerstreit in Harmonie auf. Aus jenem Widerstreit entspringen alle Uebel, die das menschliche Leben drücken, und alle Laster, die es verunehren. Jedoch sind die Anreize zu den letztern (den Lastern) an sich gut, und als Naturanlagen zweckmäßig; da aber diese Anlagen auf den Na-

*) **Unschuldige** Kinder nennen wir noch jezt Menschen in Betracht ihrer **Unwissenheit** überhaupt (Kinder im physischen Sinn, deren Vernunft noch nicht entwickelt ist); oder in Ansehung ihrer **Unbekantschaft mit Lastern** (Kinder im moralischen Sinn des Worts). Die Unschuld der ersten Menschen hatte beide Beziehungen.

Naturzustand gestellt waren: so mußten sie nothwendig der Kultur Abbruch thun, und hingegen auch durch dieſe (Kultur) Abbruch leiden, welches ſo lange dauern wird, bis endlich einmal nach langem Wirken und Gegenwirken die Kultur mit der Natur ins Gleichgewicht komt, und beide zuſammen in ſchöner Harmonie nach Einem Ziele ſtreben. Dies iſt die (noch zu erſteigende) höchſte Stufe der ſittlichen Beſtimmung des Menſchengeſchlechts„ *).

Aus dieſer Darſtellung des Ganges und des eigentlichen Zwecks der Kultur, in ſo fern dabei auf das Ganze geſehen wird, kann nun auch der über die fürchterlichen Folgen des verirrten Geſchlechtstriebes bekümmerte Menſchenfreund zu ſeiner Beruhigung einigen Troſt hernehmen. Die rege gewordne Vernunft übt nämlich zuerſt (und auch dies iſt unvermeidlich) ihre Kräfte an phyſiſchen Gegenſtänden, welche Beziehung auf Inſtinkte und Triebe haben, und dies gibt der Sinnlichkeit des kultivirten Menſchen eine künſtliche Stärke, ein gefährliches Uebergewicht. So lange der Menſch bloß dem Rufe der Natur (Inſtinkten und Trieben) gehorcht, befindet er ſich wohl; er ißt und trinkt nicht ohne Hunger und Durſt; es fällt ihm nicht ein, den Geſchlechtstrieb zu befriedigen, bis inneres phyſiſches Bedürfniß ihn treibt. Dieſer Zuſtand iſt aber von keiner Dauer (und ſoll es auch nicht ſeyn), denn bald erwacht die Vernunft, und erweitert die Grenzen

*) Muthmaßlicher Anfang der Menſchengeſchichte, von J. Kant. Berlin. Monatsſchr. B. VIII. St. 1. Hiermit vergl. die leſenswerthe Schrift: **Ueber die Lage des Menſchen**, beſonders S. 54 = 57. Ich werde auf beide in der Folge wieder zurück kommen.

der thierischen Natur durch Kenntniß einer größern Mannichfaltigkeit von Befriedigungsmitteln, als der Instinkt ihm anwieß. Die Triebe leiteten den Menschen sicher; die Vernunft führte ihn oft irre, sowohl in der Wahl der Gegenstände, als in dem Maaß des Genusses. Zugleich regte sich die Einbildungskraft, und erkünstelte gewisse Begierden nicht allein ohne einen darauf gerichteten Naturtrieb, sondern sogar wider denselben. Dies Vermögen war dem Menschen zu seiner Bestimmung unentbehrlich; aber es trägt am meisten zu dem oft erwähnten Widerstreit der Natur und Vernunft bei, denn die Phantasie verschönert und verfälscht die Gegenstände der Naturtriebe, und erregt weit heftigere Begierden, als die Empfindung der Gegenstände selbst. Der thierische Mensch denkt nicht weiter an Genuß, wenn die Begierde gestillt ist, die Anreizung ist nur vorübergehend, wie bei dem Thier; die Vernunft hingegen verlängert mit Hülfe der Einbildungskraft den Genuß, und macht ihn bleibend. Dadurch bekomt die Sinnlichkeit eine solche Gewalt über den Menschen, daß er ihr selbst dann folgt, wenn die Einbildungskraft ihn ohne und wider einen Naturtrieb zum Genuß reizt. In der Folge geht die Vernunft (bei einzelnen Menschen und ganzen Nationen) allmählig von physischen zu moralischen Gegenständen über, der Kampf mit den ausgearteten Naturtrieben hebt an, und Sieg und Niederlage wechseln, bis die sittliche Vernunft einmal ganz und ungetheilt die ihr gebührende Herrschaft erhält. —

Hieraus ergibt sich nun, daß der zu früh erwachte und irre geleitete Geschlechtstrieb nicht Werk der Natur, sondern Folge der anfangenden, d. i. mangelhaften, Kultur ist. Auch bestätigt dies die Geschichte,

denn

denn je näher ein Volk noch dem rohen Naturstande ist, desto weniger zeigt es sich zu Ausschweifungen in Hinsicht auf jenen Trieb geneigt. Unter uns dagegen, wo die Vernunft (vornämlich Wißbegierde und Phantasie) schon in der Kindheit geweckt wird, regt sich auch der Geschlechtstrieb vor der Zeit und stärker, als es nach der Anlage der Natur seyn soll, indem die Vernunft zuerst und hauptsächlich, wie oben bemerkt wurde, ihre Kräfte an denjenigen Dingen übt, welche zur Befriedigung der Naturtriebe dienen. Was ist aber dabei zu thun, da wir eben jezt auf dieser Stufe der Kultur stehen? Wie kann man dem Uebel abhelfen? — Diese Frage ist seit einiger Zeit mehr als sonst zur Sprache gekommen, und hat eine Menge lehrreicher Beantwortungen veranlaßt. In der That verdient sie auch ihrer Wichtigkeit wegen die Beherzigung eines jeden für das Wohl seiner Kinder besorgten Vaters und Lehrers, und es war die höchste Zeit, daß es zu öffentlichen Verhandlungen darüber kam. Vielen gutmeinenden, aber mit dem Geist unsrer Jugend nicht genug bekanten Personen hat es Uebertreibung geschienen, was von der Allgemeinheit des sich lange vor der Zeit der Reife regenden Geschlechtstriebes, so wie von den schrecklichen Folgen desselben, gesagt worden ist. Allein man muß, meines Erachtens, wenig Vertrauen zu der Glaubwürdigkeit jener Männer haben, die doch vermöge ihres Amts, als Aerzte und Erzieher, solche Erfahrungen wohl machen konnten. Auch ich bin meinen bisherigen Beobachtungen zu Folge fest überzeugt, daß unsre Kinder in der Regel schon von ihrem vierten, fünften Jahre an auf diesen Trieb und auf alles, was darauf Beziehung hat, aufmerksam werden, und daß man das Gegentheil nur als Ausnahme anzusehen habe. Sie

denken sich übrigens dabei nichts Arges, wissen nichts von den Leib und Seele verderbenden Wirkungen dieser unzeitigen Regung, und äußern sich nicht selten darüber mit einer Unbefangenheit, die Zeuge ihrer Unschuld ist. Diesen Zeitpunkt muß man klüglich benutzen, und überhaupt in dieser Hinsicht ihr Betragen mit scharfem Blick beobachten, um seine Maaßregeln darnach nehmen zu können; denn wenn sie erst zurückhaltend und scheu werden, so ist ihre Unschuld schon in großer Gefahr.

Zur Verhütung dieses Uebels (des zu früh erwachenden Geschlechtstriebes) und der traurigen Folgen desselben, vornämlich der Selbstbefleckung, scheinen mir die wirksamsten Mittel zu seyn: Tägliche Beschäftigung des Körpers bis zur Ermüdung, und eine zu rechter Zeit und mit gehörigem Ernst und Weisheit ertheilte Belehrung über den Ursprung des Menschen. Das erste kann besonders in den frühern Jahren der Kindheit angewendet werden, wo theils die gewöhnlichen Jugendspiele und die oben empfohlnen gymnastischen Uebungen, theils wirkliche den Kräften eines Jeden angemeßne Arbeit die Stunden nach der Schule ausfüllen müssen. Denn nichts begünstigt (nach dem bekanten Sprichwort) die Ausbrütung schädlicher Neigungen und Laster so sehr, als Müssiggang, Weichlichkeit und Verzärtelung des Körpers.

Was das zweite betrifft, so darf man nicht fürchten, durch Unterricht über Zeugung und dahin einschlagende Dinge, der Jugend anstößig und ihrer Unschuld gefährlich zu werden. Die Erfahrung zeigt, daß sie weit schlimmer daran ist, wenn sie ohne einen solchen Unterricht bleibt, und sich selbst Belehrung verschaffen muß. Sie bis zum mannbaren Alter in einer gänzlichen Unwissenheit in Ansehung dieses Punkts zu erhalten,

ten, ist unmöglich; sie sieht, sie hört, sie lies't *) so Manches, was Beziehung darauf hat, und denkt gerade hierüber am liebsten und am schärfsten nach; die Phantasie komt dazu, und vollendet durch ihre zauberischen Reize den Sieg der Sinnlichkeit. — Also besser, wenn von Seiten des Vaters oder des Lehrers vor dem Eintritt der Mannbarkeit die nöthige Aufklärung gegeben wird, auf eine Art, die den möglichen Verirrungen und dem Mißbrauch des Geschlechtstriebes entgegen wirkt. Die Zeit, wo dies geschehen kann, muß bei einzelnen nach den Umständen bestimmt werden, denn der eine reift früher, der andre später; doch kann man die Vorbereitung auf diesen Unterricht ohne alles Bedenken selbst mit Kindern von sechs Jahren anfangen. Sollten sich aber Spuren zeigen, daß ein Kind wirklich schon auf Abwege gerathen ist, so darf man nicht säumen, ihm auch das zu sagen, was sonst nur für den ältern Knaben gehört. Der vorbereitende Unterricht läßt sich in Schulen füglich mit der Naturgeschichte verbinden, wobei folgender Gang, den ich im siebenten Bande des Revisionswerks vorgezeichnet finde, der zweckmäßigste ist:

Man erzählt mit Interesse und Wärme die bewundernswürdige Einrichtung, welche die Natur zur Fortpflanzung der Gewächse getroffen hat, und bedient sich dabei absichtlich überall eben der Ausdrücke, die von der thierischen Fortpflanzung gebraucht werden. Die Gewächse, sagt man, vermehren sich theils durch Wurzeln, Zweige und Augen, theils durch Saamenkörner.

*) Unter andern auch in der Bibel! Das Ueberschlagen der Stellen und das Verbot des Lesens hilft nicht. Sie lies't sie nur um desto begieriger.

Diese letztere Art der Vermehrung ist überaus merkwürdig, und zeugt von der großen Weisheit des Urhebers der Natur. Es sind nämlich zu dem Ende zweierlei Geschlechter geschaffen worden, aus deren Vereinigung das fruchtbare Saamenkorn entsteht. Man erkennt die verschiednen Geschlechter an den Blüthen oder Blumen, in welchen sich die Geschlechtstheile oder Geschlechtsglieder befinden. Diejenigen Geschlechtstheile, welche aus dünnen Fäden mit einem Kölbchen oben an der Spitze bestehen, heißen männliche. Auf dem Kölbchen liegt ein feiner Staub (Saamenstaub, männlicher Saame), wovon jene Theile auch den Namen Staubfäden führen. Die weiblichen Geschlechtstheile sind etwas dickere Stiele (Stämpel), an deren Spitze eine kleine Oeffnung zu sehen ist. Der untere Theil derselben enthält die Saamenkörner, und wird deswegen der Fruchtknoten genant *). Wenn nun der männliche Saame auf den weiblichen Geschlechtstheil fällt, und durch die Narbe bis zum Fruchtknoten hinunter dringt; so fängt dieser nach und nach an aufzuschwellen, und die Saamenkörner zur Reife zu bringen. Der Fruchtknoten mancher Gewächse ist zur Zeit der Reife der Saamenkörner eine eßbare Frucht, z. B. von Apfel- und Birnbäumen. Von einigen Gewächsen sind nur die Saamenkörner genießbar. Fällt kein Saamenstaub auf den weiblichen Geschlechtstheil, so entwickelt sich der Fruchtknoten entweder gar nicht, und bildet keine Frucht; oder die Frucht hat wenigstens untaugliche

Saa-

*) Man muß dies den Kindern nothwendig durch Vorzeigung einer Blume (z. B. einer Tulpe oder Lilie) anschaulich machen, welches auch zugleich dazu dient, ihre Phantasie niederzuschlagen.

Saamenkörner, von welchen kein neues Gewächs gezogen werden kann. Es sind aber bei den meisten Gewächsen männliche und weibliche Geschlechtstheile in Einer Blume beisammen, so, daß der Saamenstaub leicht in die Narbe des Stämpels kommen kann. Solche Blumen heißen dieserhalb Zwitterblumen. Bei den Gewächsen, wo einige Blumen bloß die männlichen, andre bloß die weiblichen Geschlechtstheile enthalten, geschieht es zuweilen, daß letztere unbefruchtet bleiben. Denn die Wirkung des männlichen Saamens auf die Keime (Saamenkörner) im weiblichen Geschlechtstheil nennt man Befruchtung oder Schwängerung, so wie man von der Vereinigung der beiden Geschlechter selbst das Wort Begatten gebraucht. Was der Saame in den Keimen für eine Verändrung hervorbringt, und wie er es bewirkt, daß sie sich entwickeln und fruchtbar werden, das weiß kein Mensch, und es wird uns wahrscheinlich immer ein unerklärbares Geheimniß bleiben. Höchst wunderbar ist es, daß die Gewächse, denen wir bekantlich keine Empfindungen, keine thierischen Triebe und Neigungen zuschreiben können, doch eine Art von Begattungstrieb (heftiges Verlangen sich zu begatten) zu zeigen scheinen. Denn wenn die Staubfäden etwas weit vom Stämpel entfernt sind, so neigen sie sich zu demselben hin, damit ihr Saame gerade in die Narbe des Stämpels fällt, und alsdann richten sie sich wieder auf, und nehmen ihre vorige Stellung an. Ist der Stämpel länger, als die Staubfäden, so neigt er sich zu diesen herunter, empfängt den Saamenstaub, und geht wieder in die Höhe. Am auffallendsten äußert sich dieser Begattungstrieb an einer Wasserpflanze, welche in Italien wächst, und deren Geschlechter so getrennt sind, daß auf einer Pflanze bloß männliche, auf

einer

einer andern bloß weibliche Blumen stehen. Die weibliche Pflanze hat einen langen, aber in eine Schneckenlinie zusammengedreheten Stängel, und sitzt unten am Boden im Wasser. Gegen die Zeit der Blüthe wickelt sich der Stängel aus einander, und die Blumenknospe erhebt sich über die Oberfläche des Wassers und blühet auf. Die männliche Pflanze steht ebenfalls unten im Wasser, hat aber einen nur Fingers langen geraden Stängel, der sich folglich nicht, wie jener, verlängern kann. Um nun zu der weiblichen Pflanze zu kommen, reißt sich die männliche Blumenknospe zur Zeit der Blüthe von ihrem Stängel los, blühet an der Oberfläche des Wassers auf, und schwimmt so lange umher, bis sie sich einer weiblichen Blume genähert, und sie mit ihrem Saamen befruchtet hat. Nach der Befruchtung windet sich der Stängel der weiblichen Blume wieder zusammen, und geht in die Tiefe hinab.

Nach der Natur ist jedem Gewächs seine Zeit bestimmt, wo es blühen, sich begatten und Frucht tragen soll. Aber der Mensch kann die Einrichtung der Natur verändern; er kann ein Gewächs nöthigen, daß es vor der bestimmten und zur ungewöhnlichen Zeit trägt, wenn er ihm einen größern Zufluß von Nahrungssäften, als der natürliche Boden in sich hält, verschafft, und durch künstliche Wärme die Triebe hervor lockt. Indeß leidet darunter gemeiniglich die Stärke, die Dauer und selbst die Fruchtbarkeit des Gewächses auf die Zukunft, denn jeder Körper erschöpft und entkräftet sich durch zu frühen und erkünstelten Reiz des Begattungstriebes. Aus diesem Grunde pflegen die Gärtner den jungen Bäumchen ihre Blüthen, die sie bei allzu geilem und frechem Wuchs ansetzen, abzunehmen, damit sie

desto dauerhafter werden und an innerer Stärke gewinnen *).

Mit der Fortpflanzung der Thiere hat es eine ähnliche Bewandtniß. Einige pflanzen sich durch Schößlinge fort (Polypen), wie die Gewächse durch Wurzeln und Zweige; die meisten haben aber besondre Werkzeuge dazu, welche man ebenfalls Geschlechtstheile nennt, und sie nach ihrer verschiednen Bestimmung und Gestalt in männliche und weibliche eintheilt. Die weiblichen Geschlechtstheile enthalten die Keime zu den Jungen. Der Ort, wo diese Keime liegen, heißt der Eierstock, so wie die Keime selbst Eier genant werden. Es ist angenehm, sich durch den Anblick von der Beschaffenheit des Eierstocks, z. B. in einer geschlachteten Henne, zu belehren. Da sieht man größre und kleinre Eier neben einander, welche, wie Früchte, auf Stielchen wachsen. Wenn eins derselben (in einer lebendigen Henne) die gehörige Reife hat, so trennt es sich von dem Stielchen, senkt sich in einen nicht weit vom Eierstock entfernten häutigen Sack, welcher die Gebärmutter heißt. Hier bekomt der gelbe Körper (der Dotter) erst eine Hülle vom Weißen, und zuletzt wird das Ganze in eine kalkichte Schale eingeschlossen. Aus der Gebärmutter wird es sodann, da es wegen seiner Größe beschwerlich geworden ist, von der Henne herausgepreßt, und durch die Oeffnung, welche sich über dem After befindet, ausgeworfen. Noch findet man keine Spur

*) Es versteht sich, daß dies den Kindern nicht in Einer Stunde hinter einander weg gleichsam vordocirt, sondern theilweise, in Gesprächen, etwas ausführlicher und mit Beispielen und eingestreueten Bemerkungen erläutert, vorgetragen werden muß. Besonders gilt dies auch von dem Folgenden.

Spur von einem Jungen in dem Ei; aber kaum hat es die Henne etliche Tage bebrütet, so verwandelt sich auf eine uns unbegreifliche Weise das zähe klebrige Wesen in Fleisch und Blut, womit es vorher, dem Anschein nach, nicht die geringste Aehnlichkeit hatte, und die so künstlichen Theile des Leibes, das Herz, die Lungen ꝛc., bilden sich von selbst bloß durch die Wirkung der mütterlichen Wärme.

Die Vögel, die meisten Fische und Insekten und viele Gattungen von Würmern legen Eier, woraus die Jungen erst mit Hülfe der Wärme (der Mutter oder der Sonne) ausgebrüter werden. Allein die Säugethiere und verschiedne Gattungen aus den andern Klassen (die Vögel ausgenommen) gebären lebendige Junge. Uebrigens sind die Geschlechtstheile bei diesen im Wesentlichen eben so beschaffen, wie bei den eierlegenden Thieren. In dem Leibe einer Hündin z. B. befindet sich ebenfalls ein Eierstock mit kleinen runden Körperchen, ähnlich den Eiern der Vögel. Aus dem Eierstock gehen die Eier in die Gebärmutter, wo sie eine Zeitlang liegen und ausgebrütet, d. i. zu lebendigen Geschöpfen gebildet werden. Da die Jungen also sich in dem Leibe der Mutter entwickeln, und bis zu einer gewissen Größe wachsen: so muß natürlich auch der mütterliche Leib aufschwellen und sich ausdehnen. Man kann es daher schon von außen sehen, wenn ein Thier trächtig ist, oder Junge im Leibe trägt. Dieser Zustand wird dem Thiere besonders gegen das Ende sehr beschwerlich. Durch die erstaunliche Ausdehnung der Gebärmutter werden die zunächst daran liegenden Eingeweide gedrückt, und dies verursacht mancherlei schmerzhafte Empfindungen, wie man leicht denken, und auch aus dem Betragen eines solchen Thiers schließen kann.

Zu-

Zuletzt, wenn die Jungen so groß geworden sind, daß die Mutter sie nicht länger tragen kann; so entledigt sie sich derselben durch die Geburt. Dies thut sie aber nicht freiwillig, sondern die Geburtstheile wirken dabei mechanisch, und das Thier kann weder vor der bestimmten Zeit gebären, noch die Geburt aufhalten. Es zieht sich nämlich die Gebärmutter, welche ein ferneres Wachsthum der Jungen nicht ausstehen kann, zu wiederholtenmalen zusammen, und preßt die Jungen heraus. Man nennt dies Zusammenziehen der Gebärmutter die Wehen, weil es, so wie die Geburt überhaupt, mit außerordentlichen Schmerzen, und selbst mit Lebensgefahr verbunden ist. Die Ursache der Schmerzen und der Gefahr liegt darin, daß die Jungen wegen ihrer Größe die Geburtstheile bei ihrem Durchgang durch dieselben so stark ausdehnen; der Zweck dieser Einrichtung scheint aber der zu seyn, daß durch den heftigen Druck auf die Jungen das Blut in die Kanäle nach den Lungen hin getrieben werde. Denn im Mutterleibe athmen die Jungen nicht, und es fließt kein Blut in den Lungen; hingegen gleich nach der Geburt geschieht beides.

Zwischen den eierlegenden und lebendig gebärenden Thieren findet sich noch ein Unterschied, den wir hier bemerken müssen. Einige von jenen (z. B. unsre Hühner) legen Eier, ohne daß sie sich mit einem Männchen begattet oder gepaart haben; aber die lebendigen Jungen kommen nie ohne vorhergegangne Paarung zur Welt. So wie aber diejenigen Gewächse, deren weibliche Blüthen nicht von männlichen befruchtet werden, Früchte ohne fruchtbare Saamenkörner tragen: so sind die Eier der Vögel, die sich nicht gepaart haben, auch unfruchtbar, und es kann kein Junges daraus gebrütet wer-

werden. Es ist folglich bei den Thieren, wie bei den Gewächsen, eine Regel, die nur wenige Ausnahmen leidet, daß zur Fortpflanzung derselben zwei Geschlechter gehören, wovon das männliche befruchtet, und das weibliche befruchtet wird. Die männlichen Geschlechtstheile der Thiere bestehen aus einem Behältniß, wo der Saame bereitet und aufbewahrt wird, und aus einer Röhre, durch welche sich der Saame bei entstandnem Reiz ergießt. Die männlichen Säugethiere z. B. haben zur Bereitung des Saamens zwei überaus künstliche eiförmige Körperchen, die Hoden genant, und in der Gegend der Harnblase liegen kleine Bläschen, welche den in den Hoden bereiteten Saamen aufnehmen. Die Saamenbläschen stehen ferner mit der Harnröhre in Verbindung, so daß der Saame aus jenen in diese übergehen und zur Oeffnung derselben ausgeführt werden kann.

In der Anstalt, welche die Natur zur Fortpflanzung der Thiere getroffen hat, sieht man viel Mannichfaltigkeit, viel Wunderbares und Geheimnißvolles. Wir kennen Thiere (einige Gattungen von Würmern), die sich nach Art verschiedner Zwiebeln ohne Befruchtung fortpflanzen. Andre haben männliche und weibliche Geschlechtstheile beisammen (wie die Zwitterblumen), und sind also Zwitter. Von diesen Zwittern befruchten sich einige selbst (z. B. die Seehasen); andre befruchten sich gegenseitig, d. i., es begatten sich zwei mit einander, und mittelst der Begattung befruchten sie, und werden befruchtet. Diese Fortpflanzungsart hat man unter andern bei den gemeinen Gartenschnecken bemerkt. Jedoch die größte Anzahl von Thieren besteht aus getrennten Geschlechtern, Männchen und Weibchen, wovon jene befruchten, und diese empfangen

und

und gebären. Aber auch hier findet bei dem Geschäft der Fortpflanzung einige Verschiedenheit Statt. Es gibt unter den eierlegenden Thieren mehrere Geschlechter, die sich fortpflanzen, ohne sich eigentlich zu begatten, d. i. ihre Geschlechtsglieder innig zu vereinigen. Dahin gehören die meisten Fische, die Frösche u. a. Die Weibchen derselben legen nämlich ihre Eier ohne vorhergegangne Begattung, und die Männchen gießen dann ihren Saamen darüber und befruchten sie. Geschieht dies nicht, so kommen keine Jungen aus, und die Eier (der Laich) verfaulen. Eine Gattung von Kröten (die Piva), welche in Surinam in Südamerika einheimisch ist, zeichnet sich noch durch folgenden Umstand vor andern aus: Wenn das Weibchen die Eier gelegt hat, streicht das Männchen dieselben auf den Rücken des Weibchens, wälzt sich selbst darüber her, drückt sie dadurch in die Grübchen, welche sich in der Rückenhaut des Weibchens befinden, und befruchtet sie dann mit seinem Saamen. Hier, auf dem Rücken der Mutter, werden die Jungen in einer Zeit von etlichen Monaten ausgebrütet. — Von den Thieren, die sich wirklich begatten, haben einige doppelte Geschlechtsglieder, sowohl männliche, als weibliche (die Schlangen); einige legen zu einer Zeit Eier, zu einer andern gebären sie lebendige Junge (die Blattläuse); eine einzige Gattung befruchtet sie bis in das achte und neunte Glied, so daß die Urenkelinnen noch immer gebären, ob sie sich gleich nicht begatten, weil sie die Befruchtung von ihrer Stammmutter gleichsam geerbt haben (auch die Blattläuse).

Kein Thier nimt Nahrung zu sich, in der Absicht, sein Leben zu erhalten, sondern um die unangenehme Empfindung des Hungers los zu werden, und weil der

Genuß der Nahrungsmittel ihm Vergnügen macht. Eben so wenig begatten sich die Thiere, in der Absicht, Junge zu erzeugen, sondern um sich von einem beschwerlichen Reiz, welchen die Anhäufung der zur Fortpflanzung erforderlichen Säfte verursacht, zu befreien, und weil sie bei der Begattung selbst Vergnügen empfinden. Die erste Ursache, die Anhäufung der Zeugungssäfte, wirkt am heftigsten, oder vielmehr, sie ist die eigentliche Ursache des wirklichen Triebes zur Begattung. Wir sehen dies an den Thieren, deren Begattungstrieb auf eine gewisse Zeit eingeschränkt ist. Ihre Geschlechtstheile sind alsdann wie angeschwollen und entzündet, und sie äußern jenen Trieb meistens durch eine bis zur Wuth steigende Brunst. Sie ertragen Hunger und Durst, und setzen sogar ihr Leben aufs Spiel, um den stärksten aller Triebe zu befriedigen. Auch das sanftmüthigste und furchtsamste Thier wird um die Zeit kühn und gefährlich, und oft hat sein Biß die Wirkungen eines rasenden Thiers. Ist aber die Brunstzeit vorüber, so nimt es seine vorige Gelassenheit wieder an; es zeigt keine Spur von Verlangen nach Begattung, und Männchen und Weibchen gehen ruhig auf der Weide neben einander. Ein zweiter Beweis, daß der Begattungstrieb bei Thieren seinen Grund in reizenden Säften hat, ist dieser: Er regt sich nie bei denen, welchen man die Theile des Leibes genommen hat, wo jene Säfte bereitet werden. Dies geschieht bekantlich durchs Kastriren oder Verschneiden.

Da nun also ein wahres Bedürfniß die Thiere zur Begattung treibt, so kann ihnen diese Handlung nicht schädlich seyn. Einige zwar sterben, sogleich als sie das Fortpflanzungsgeschäft vollzogen haben (vornämlich mehrere Gattungen von Insekten); aber das ist dann

auch ihre Bestimmung und Wille der Natur. Sonst wird kein in Freiheit, d. i. im Stande der Natur, lebendes Thier sich üble Folgen durch Befriedigung dieses Triebes zuziehen. Anders hingegen verhält es sich mit unsern Hausthieren und überhaupt mit denen, die ihre Freiheit verlohren haben. Bei diesen artet der Naturtrieb häufig aus, indem er sich theils früher, als es seyn soll, regt, theils seine bestimmten Zeiten nicht mehr hält, theils auch wohl auf nicht natürlichen Wegen seine Befriedigung sucht. Die Ursache davon liegt in der veränderten, meistens bessern und reichlichern Nahrung, welche die Hausthiere bekommen, und in der Einschränkung des Naturtriebes, den der Mensch bei den ihm unterworfnen Thieren lenken, leiten oder ganz unterdrücken will. Und die veränderte Lebensart sowohl, als auch die Zwecke, wozu Hausthiere gehalten werden, machen allerdings eine solche Einschränkung oft nothwendig, denn, sich selbst überlassen, erschöpfen und entkräften sie sich leicht durch unmäßige Befriedigung des Begattungstriebes, welches man hingegen bei wilden Thieren nicht wahrnimt *)

*) **Anmerkung für den verständigen Naturbeobachter.**

Die sogenante Selbstbefleckung wird von den Thieren, welche nicht Gelegenheit haben, sich zu begatten, mit allem Raffinement getrieben, dessen ihre thierische Natur fähig ist. Man kann dies alle Tage sehen an Hunden, wenn man ihnen einen Stock zwischen die Hinterbeine hält. Ich sahe einst eine läufische Hündin, die mit Gewalt von der Begattung abgehalten wurde, auf dem Hintern sitzend von einem Ende der Stube zum andern hin und her rutschen, mit sichtbarer Anstrengung, ein dringendes Bedürfniß zu befriedigen. Eine männliche Taube, welche der Besitzer ihrer Schönheit wegen zu seinem Vergnügen in der Stube hielt, setzte sich

mit

Auf diese Vorbereitung kann sodann der eigentliche Unterricht von der Fortpflanzung des Menschen und den dahin gehörigen Dingen, für die erwachsnere Jugend, folgen. Man fährt fort:

Wie es mit der Fortpflanzung der Thiere beschaffen ist, das habt ihr gehört; jezt sollt ihr nun auch noch das Nöthige von der Erzeugung des Menschen erfahren. In Betracht dieser Handlung hat uns die Natur den nämlichen Gesetzen unterworfen, welche sie den Thieren vorschrieb. Selbst die freiwillige Unterdrückung des so mächtigen Geschlechtstriebes ist dem Menschen nicht ausschließlich eigen. Es gibt Thiere (z. B. der Elephant), die sich in der Gefangenschaft nie begatten und fortpflanzen, ob man sie gleich dazu veranlaßt und reizt. Wir wissen nicht, wie das zugeht, denn die körperlichen Ursachen, worauf sich der Begattungstrieb gründet,

mit geiler Dreistigkeit auf meinen Fuß, und suchte sich ihres Dranges zu entledigen, kam auch etlichemal wieder zurück, da ich sie fortstieß. Unglaublich scheint es fast, was mir aber ein glaubwürdiger Augenzeuge, der weder Anlaß, noch Interesse hatte, mir ein Märchen aufzubinden, erzählt hat. Ein Hengst, der sehr selten zum Beschälen gebraucht wurde, und in gutem Futter stand, hatte zu seiner Erleichterung folgendes Manöver ersonnen: Er krümmte den Hinterleib nach vornen hin, brachte das männliche Glied zwischen die ziemlich dicht zusammengestellten Vorderbeine, und rieb so lange, bis ihm der Saame abging. Dies that er wöchentlich einigemal.

Was die oben vorgeschlagne Belehrung von der Fortpflanzung der Gewächse und Thiere betrifft, so habe ich dabei besonders zwei Gesichtspunkte vor Augen gehabt: Erstlich, Abziehung der Gedanken von unreinen Nebenideen und Veredlung der Seele durch **beständiges Hinweisen auf die bewundernswürdige Weisheit** bei dieser Anstalt der Na-

det, sind doch gewiß bei gefangnen Thieren noch immer vorhanden, und Vernunft, womit der Mensch seine Triebe beherrscht, haben sie nicht. Es ist in der That eben so unerklärbar, als merkwürdig.

Bekantlich sind die Zeugungstheile der Menschen den Zeugungstheilen der Thiere ähnlich, und das Geschäft der Fortpflanzung wird von jenen auf dieselbe Art, wie von diesen, verrichtet. Man nennt dies Geschäft, wenn von Menschen die Rede ist, Beiwohnung (auch Schwängerung, Beischlaf), und von einer Frau, die befruchtet ist, sagt man: sie hat empfangen, und von der Zeit an heißt sie schwanger. Die Art der Befruchtung bleibt ein tiefes Geheimniß; nur so viel weiß man, daß sich dabei ein (zuweilen zwei, höchst selten mehr) Ei von dem Eierstock losreißt, durch trompetenförmige Kanäle (Muttertrompeten) in die Gebärmutter geht, und hier zu einer menschlichen Gestalt ausgebil-

det, daß man so ohne allen Anstoß mit Kindern davon sprechen kann. Wenn sie auch anfangs etwas Leichtsinn zeigen, so werden sie doch bald ernsthaft, und hören dergleichen Dinge mit geziemendem Anstande an. Meine zweite Absicht war: Alles recht aus einander zu setzen und zu zerlegen, **um so viel möglich deutliche Begriffe vom Ganzen** beizubringen. Nichts reizt die Phantasie stärker, als Verhüllung und Verdeckung, wenn man also einmal von diesen Gegenständen spricht, so muß man nichts verschweigen, nichts im Dunkeln lassen. Ja, ich würde, wenn es andrer Umstände wegen in öffentlichen Schulen thunlich wäre, anrathen, daß man bei diesem Unterricht die Anatomie thierischer Körper zum Grunde legte, um durch den Anblick selbst die Phantasie ganz zum Schweigen zu bringen. Eben diese Regeln habe ich mir bei dem nun folgenden Unterricht für die erwachsnere Jugend vorgeschrieben.

det wird. Die Gebärmutter ist ein fleischiges Behältniß, einer länglichen etwas platt gedrückten Birn ähnlich, ungefähr zwei Zoll lang und einen Zoll dick. Sie liegt zwischen der Harnblase und dem Mastdarm, wo sie mit verschiednen Bändern befestigt ist. In den ersten Tagen nach der Befruchtung findet man in der Höhlung der Gebärmutter, worin etwa eine mittelmäßige Bohne Raum haben würde, das Menschen-Ei, nämlich eine eirunde durchsichtige Blase, so groß als ein Waizenkorn. Diese Blase ist mit einer dem Eiweiß ähnlichen Flüssigkeit angefüllt, und in der Mitte derselben schwimmt der eigentliche Keim des Menschen, ein rundes Körperchen von einer dicklichen gallertartigen Feuchtigkeit, an Größe einem Hirsekorn gleich. Jezt kann man noch nicht das geringste Merkmal einer menschlichen Gestalt daran erkennen, und so lange diese Gestaltlosigkeit dauert, nennt man es einen Embryo. Funfzehn bis sechszehn Tage nach der Empfängniß wird die Ausbildung des Embryo allmählig sichtbar. Das runde Klümpchen wird länglich, der Kopf scheidet sich vom Rumpf, ist aber gegen diesen unförmlich groß, und mitten in dem Rumpf sieht man ein hüpfendes Pünktchen, das Herz, welches die kleine Maschine in Bewegung sezt. Von jezt an, da diese Entwicklung dem bloßen Auge bemerkbar geworden ist, heißt es Fötus oder menschliche Frucht. Der Fötus befestigt sich an der innern Fläche der Gebärmutter vermittelst feiner Fäserchen, welche aus ihm herausgehen, sich nach und nach verlängern, und indem sie durch einander geflochten und gleichsam zusammen gefilzt werden, eine schwammige runde Masse bilden, der man den Namen Mutterkuchen gegeben hat. Die Fäserchen, woraus der Mutterkuchen auf die Weise gewebt wird, sind nichts

anders,

anders, als seine Adern, die, aufs genaueste mit der Gebärmutter verbunden, das Blut aus dem mütterlichen Leibe aufnehmen, und es dem Fötus zuführen. Es ziehen sich nämlich alle diese Aederchen des Mutterkuchens in einen gemeinschaftlichen Kanal zusammen, welcher mitten in den Fötus hineingeht, und die Nabelschnur heißt. Der Mutterkuchen aber hängt sich fest an die Gebärmutter, auf deren inwendigen Fläche ebenfalls feine Mündungen von Adern hervorragen, an welche der Mutterkuchen sich ansaugt. So ist also der Fötus mit der Nabelschnur wie mit einem Stiel an dem Mutterkuchen befestigt, und zieht seine Nahrung aus demselben, wie ein Gewächs aus seinem Boden. Seine Entwicklung geschieht mit außerordentlicher Schnelligkeit. Schon am sechszehnten Tage nach seiner Entstehung, oder nicht viel später, erblickt man die Nase, wie ein Fäserchen; den Mund, wie einen Strich; die Augen, wie schwarze Punkte, und die Ohren, wie kleine Löcher. Gegen das Ende des ersten Monats sind Arme und Beine, Hände, Füße und Zehen deutlich zu erkennen, obgleich die ganze Frucht nur etwan die Größe einer Birne hat. Im zweiten Monat zeigt sich der Anfang zu den Knochen, und zusammengewickelte Fasern bezeichnen die Eingeweide. Nun ist der Fötus schon über zwei Zoll groß, und im dritten Monat, wo die Nägel an Händen und Füßen sich bilden, fünf Zoll. Im fünften Monat fängt er an, sich zu bewegen, und eine besondre Lage anzunehmen, indem er den Kopf gegen die Brust hinunter biegt, die Knie nach dem Kopf in die Höhe zieht, die Füße zurücklegt, und mit den Händen gemeiniglich das Gesicht deckt. Diese veränderte Lage macht es möglich, daß er bei seinem fernern Wachsthum Raum hat in dem engen Behältniß, wel-

ches sich aber dennoch, wie man leicht denken kann, erstaunlich ausdehnen muß. Denn wenn nach neun Monaten die Frucht zur Geburt reif ist, so hat sie eine Länge von vierzehn bis zwanzig Zoll, und ein Gewicht von sieben bis neun Pfund; die Gebärmutter, deren längliche Form sich jezt der runden nähert, ist an drei Viertel Elle hoch und eine halbe Elle dick. Dabei sind ihre Wände durch die Ausdehnung nicht dünner, sondern durch den Zufluß des Bluts dicker geworden, als vorher. Nach der Geburt zieht sie sich in die oben beschriebne ursprüngliche Gestalt fast ganz wieder zusammen. Die Geburt der Frucht erfolgt nach den Gesetzen der Natur, wenn sie vollkommen ausgebildet ist, und durch ihre Größe der Gebärmutter allzu lästig wird.

Schon die Schwangerschaft hat, vornämlich in den letzten Monaten, viele und mancherlei Beschwerden; aber die Geburt selbst ist mit den allerheftigsten Schmerzen verbunden, und oft büßt die Mutter ihr Leben dabei ein. Und wenn auch alles noch so glücklich geht, so verursacht doch die Wartung und Pflege des hülflosen Kindes noch lange Zeit so viel Mühe und Unruhe, daß die Mutter wenig für sich selbst sorgen kann, und ohne den Beistand andrer in Gefahr ist, umzukommen. Darum muß der Vater des Kindes die Sorge mit der Mutter theilen, er muß die Unterhaltung beider übernehmen, wenn er vernünftig, wenn er menschlich, wenn er dem Naturgesetz gemäß handeln will. Denn wir sehen, daß diejenigen Thiere, deren Junge von der Mutter allein nicht hinlänglich verpflegt werden können, durch Instinkt getrieben, sich paarweise zusammen halten, und sie gemeinschaftlich besorgen. So ist es z. B. mit den meisten Gattungen von Vögeln.

geln. Ist hingegen das mütterliche Thier im Stande, dies ohne Beihülfe des Männchens selbst zu thun; so bekümmert sich dieses auch nicht weiter darum, und überläßt es dem Weibchen allein.

Das Kind erfordert weit mehr und weit länger die Pflege der Eltern, als das hülfloseste Thier. Es soll nicht bloß ernährt, sondern auch erzogen werden. Wenn das junge Thier laufen und seine Glieder gebrauchen kann, so kann es sich auch seinen Unterhalt selbst verschaffen. Nicht so der junge Mensch; und am wenigsten im Stande der Kultur. Es dauert lange, ehe er sich selbst, und mehrentheils noch länger, ehe er andre ernähren kann. Daher gebietet die Vernunft, den Geschlechtstrieb zu unterdrücken, bis man vermögend ist, den eigentlichen und letzten Zweck desselben, die Erzeugung, Ernährung und Erziehung des Kindes, ganz und ungetheilt zu erfüllen. Wer diesem Sittengesetz zuwider handelt, der stürzt sich in ein Meer von Leiden und Ungemach, woraus er oft nicht wieder zu retten ist. Folgende Abwege, welche in dies Verderben führen, muß die unerfahrne Jugend kennen lernen, um sie vermeiden zu können:

Den Geschlechtstrieb wider die Ordnung der Natur befriedigen, ist der schrecklichste von diesen Abwegen. Nach der Ordnung der Natur sollen zu diesem Zweck sich zwei verschiedne Geschlechter vereinigen; geschieht es nun auf irgend eine andre Art: so verletzt man ein heiliges Naturgesetz, und hat die traurigsten Folgen für Leib und Seele zu erwarten. Viele thun es, ohne zu wissen, daß es unrecht ist, viele werden dazu verführt, und die wenigsten

ahnden die zerstöhrenden Wirkungen dieser unnatürlichen Handlung *).

Nicht minder verderblich ist es, den Geschlechtstrieb vor der Zeit, ehe die Natur dazu auffordert, zu befriedigen. Die Säfte, welche zur Zeugung dienen, sind die edelsten im ganzen Körper, und demselben bis zum mannbaren Alter unentbehrlich, wenn er sein volles Wachsthum und Gesundheit und Stärke erhalten soll. Werden sie ihm vor der Zeit entzogen, so schwinden alle seine Kräfte dahin, und er verwelkt, wie eine junge Pflanze im ausgedörreten Boden.

Nach der Einrichtung der Natur kann und darf der Mensch im mannbaren Alter sich fortpflanzen. Sie zeigt diesen Zeitpunkt durch unverkennbare Zeichen an, indem alsdann dem zu seiner Reife gelangten Jünglinge zuweilen im Schlaf unwillkührlich und ohne äußern Reiz der Saame entgeht; dem mannbaren Mädchen aber periodisch (jeden Monat etliche Tage lang) das zur Ernährung eines Kindes bestimmte Blut aus der Mutterscheide (der Oeffnung, welche zur Gebärmutter führt) tropfenweise fließt. Beide Geschlechter empfinden auch um diese Zeit den eigentlichen wahren Trieb, sich fortzupflanzen, denn diejenigen, welche vor der Erscheinung jener Kennzeichen der Reife die Geschlechtsvereinigung begehren, erkünsteln den Trieb dazu,

*) Sollte ein Lehrer nöthig finden, mehr darüber zu sagen, der wird in den vielen vortrefflichen Schriften, welche diesen Gegenstand speziell behandeln, Anleitung dazu finden. Ich führe nur eine derselben an: **Höchstnöthige Belehrung und Warnung für Jünglinge und Knaben, die schon zu einigem Nachdenken gewöhnt sind**; eine Preisschrift von **J. F. Oest.**

dazu, theils durch gewaltsame äußere Reize, theils durch verführerische Bilder der Phantasie. Es ist bei diesem nicht Bedürfniß, sondern üppiger Auswuchs der Kultur.

Im Naturstande darf also der Mensch, so bald er das gehörige Alter erreicht hat, sein Geschlecht fortpflanzen, und er wird es nicht nur thun können, ohne sich selbst (seiner Gesundheit z. B.) zu schaden; sondern er wird auch den letzten Zweck der Natur, Erzeugung, Ernährung und Erziehung der Kinder, ganz erfüllen. Als Naturmensch bedarf er wenig, und findet seinen Unterhalt überall mit leichter Mühe; der männliche Jüngling kann mehr, als er selbst braucht, erwerben, er kann eine Familie ernähren.

Allein wir leben nicht mehr im Stande der Natur. Die Erwerbung unsers Unterhalts ist mit mannichfaltigen Schwierigkeiten verbunden; wenn auch der männliche Jüngling unter uns sich selbst ernähren kann, so kann er doch selten andre mit ernähren, und also den letzten Zweck der Natur nicht ganz erfüllen. Daraus entsteht ein Widerspruch zwischen Natur und Kultur; jene hat den Menschen fähig gemacht, sich fortzupflanzen, und sie treibt ihn dazu mit Heftigkeit an; diese hat ihn in eine Lage gesetzt, wo er lange (auch wohl Zeitlebens) sich außer Stand sieht, eine Familie zu erhalten. Da nun die Ernährung und Erziehung der Kinder eben sowohl Zweck der Natur ist, als die Erzeugung derselben, und letztere ohne die erstern gerade hin unnütz werden würde: so verbietet das Sittengesetz die Befriedigung des Geschlechtstriebes allen denen, welche nicht vermögend sind, einer Familie den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Das Sittengesetz, oder die Vernunft, ist folglich im Widerstreit mit der Natur,

ein

ein Fall, einzig in seiner Art und von überaus wichtigen Folgen für die Menschheit. Die ganze Sittenlehre des einzelnen Menschen läßt sich auf den Hauptgrundsatz zurück bringen: Lebe der Natur gemäß; nur jener Fall macht eine Ausnahme. Und doch ist bei dem Menschengeschlecht offenbar alles darauf angelegt, daß es nach und nach aus dem rohen Naturstande heraustreten und in den Stand der Kultur übergehen soll. So bald dies aber geschehen ist, hebt auch jener Widerstreit an. Was für eine Absicht mag wohl der Urheber der Natur, von dem alle diese Anlagen herrühren, dabei gehabt haben? Etwan die, daß wir durch Bekämpfung des Naturtriebes die sittliche Kraft der Seele stärken, und einen höhern Grad der moralischen Freiheit (des Vermögens, den Vorstellungen der Vernunft zu folgen) erringen sollen, als wir ohne einen solchen Widerstreit der Vernunft und Natur nicht würden haben erhalten können? — Es dürfte schwer seyn, hierüber zu entscheiden *).

Was

*) Noch führe ich aus dem oben erwähnten Aufsatz des Philosophen **Kant** folgende hierher gehörige Stelle an:

Die Epoche der Mündigkeit, d. i. des Triebes sowohl, als des Vermögens, seine Art zu erzeugen, hat die Natur auf das Alter von etwa sechszehn bis siebzehn Jahren festgesetzt †): ein Alter, in welchem der Jüngling im rohen Natur-

†) Dies scheint für unser Klima nicht ganz zu passen, wenn man nämlich die nächtliche unfreiwillige Saamenergießung des an Leib und Seele unverdorbnen Jünglings als den ersten unzweideutigen Wink der Natur, diese Feuchtigkeit ihrer Bestimmung gemäß anzuwenden, gelten lassen will. Ich würde lieber das zwanzigste oder ein und zwanzigste Jahr annehmen. Freilich bringen physische, von der Kultur abhängende Ursachen oft eine frühere Reife hervor.

Anm. d. H.

Was ist aber nun zu thun? Sollen wir in den Naturstand zurückkehren, um uns den schweren Kampf zu ersparen? — Dies können wir jezt nicht einmal mehr, wenn wir auch wollten. Es bleibt uns also nichts übrig, als der Nothwendigkeit uns zu unterwerfen,

turstande buchstäblich ein Mann wird; denn er hat alsdann das Vermögen, sich selbst zu erhalten, seine Art zu erzeugen, und auch diese, samt seinem Weibe, zu erhalten. Die Einfalt der Bedürfnisse macht ihm dieses leicht. Im kultivirten Zustande hingegen gehören zum lezteren viele Erwerbmittel, sowohl an Geschicklichkeit, als auch an günstigen äussern Umständen, so daß diese Epoche, bürgerlich, wenigstens im Durchschnitte um 10 Jahre weiter hinausgerückt wird. Die Natur hat indessen ihren Zeitpunkt der Reife nicht zugleich mit dem Fortschritte der gesellschaftlichen Verfeinerung verändert, sondern befolgt hartnäckig ihr Gesez, welches sie auf die Erhaltung der Menschengattung als Thiergattung gestellet hat. Hieraus entspringt nun dem Naturzwecke durch die Sitten, und diesen durch jenen, ein unvermeidlicher Abbruch. Denn der Naturmensch ist in einem gewissen Alter schon Mann, wenn der bürgerliche Mensch (der doch nicht aufhört Naturmensch zu seyn) nur Jüngling, ja wohl gar nur Kind ist; denn so kann man denjenigen wohl nennen, der seiner Jahre wegen (im bürgerlichen Zustande) sich nicht einmal selbst, vielweniger seine Art erhalten kann, ob er gleich den Trieb und das Vermögen, mithin den Ruf der Natur für sich hat, sie zu erzeugen. Denn die Natur hat gewiß nicht Instinkte und Vermögen in lebende Geschöpfe gelegt, damit sie solche bekämpfen und unterdrücken sollten. Also war die Anlage derselben auf den gesitteten Zustand gar nicht gestellt, sondern bloß auf die Erhaltung der Menschengattung als Thiergattung; und der civilisirte Zustand komt also mit dem lezteren in unvermeidlichen Widerstreit, den nur eine vollkommene bürgerliche Verfassung (das äußerste Ziel der Kultur) heben könnte, da jezt jener Zwischenraum gewöhnlicherweise mit Lastern, und ihrer Folge, dem mannichfaltigen menschlichen Elende, besezt wird.

sen, und die Vorschriften der Vernunft, welche aus der jetzigen Lage der Dinge hergenommen sind, zu befolgen. Denn so stark der Geschlechtstrieb auch seyn mag, so ist es doch möglich, ihn geraume Zeit (wenn nicht auf immer) zu unterdrücken. Dies lehrt die Erfahrung; und die Natur selbst, gleichsam als hätte sie die Hindernisse voraus gesehen, welche dem Fortpflanzungstriebe des Menschen in den Weg treten würden, hat die Enthaltsamkeit durch die gedachten unwillkührlichen Ausleerungen der reizenden Säfte erleichtert, denn man findet diese Einrichtung bei keinem Thiere. Welchen Zweck, außer diesem, könnte sie auch wohl sonst haben? — Da die Enthaltsamkeit möglich ist, so müssen wir sie auch wirklich üben, wozu uns die Vernunft mit überzeugenden Gründen auffordert. Nach den Gesetzen des Staats soll nämlich ein Jeder, welcher den Geschlechtstrieb befriedigen will, durch ein öffentliches und feierliches Versprechen sich mit Einer Person zu dem Zweck verbinden, und zugleich die Pflicht auf sich nehmen, die in dieser Verbindung erzeugten Kinder zu ernähren und zu erziehen. Daß diese Gesetze eben so nothwendig, als zweckmäßig sind, darf nicht erst bewiesen werden. Wer nun dagegen handelt, d. i. wer den Fortpflanzungstrieb außer der Ehe zu befriedigen sucht, dem drohen theils bürgerliche Strafen, theils Verachtung und Schande. Jenen kann man vielleicht und in besondern Fällen ausweichen, aber dieser entgeht man nie. Die Hoffnung, daß solche Handlungen verborgen bleiben werden, ist sehr trüglich, denn wenn man auch Wege weiß, die natürlichen Folgen derselben zu umgehen, und keine offenbaren Beweise auf sich kommen zu lassen: so sind die Menschen doch in keinem Punkte des Betragens so wachsam und so argwöhnisch

gegen

gegen einander, als gerade in diesem (und das nicht mit Unrecht), und geheimer Verdacht drückt den Uebertreter des Sittengesetzes nicht minder schwer. Hierzu komt ferner noch die große Gefahr, welcher man sich aussetzt, auf diesem Wege sich eine häßliche und die Gesundheit oft auf immer untergrabende Krankheit zuzuziehen. Auch ist Mäßigung im Genuß dieses Vergnügens außer dem Ehestande weit seltner und schwerer, als in demselben, weil bekantlich alles Verbotne stärker reizt, als was erlaubt ist, daher schweift die ungebundne Jugend gewöhnlich über diejenigen Grenzen hinaus, innerhalb welcher die Befriedigung des Geschlechtstriebes dem Körper zuträglich ist. Durch diese Ausschweifungen wird dann die Gesundheit zu Grunde gerichtet, und ein unübersehbares Heer von Uebeln herbei gezogen, wovon Unfähigkeit zu einer dereinstigen glücklichen Ehe ohne allen Zweifel das größte ist. Nur der, welcher vor der Ehe seine Kräfte geschont und keusch gelebt hat, kann in der Ehe selbst glücklich seyn.

Also, auf der einen Seite siehst du den Uebertreter dieses Sittengesetzes bedroht von bürgerlichen Strafen, von Verachtung, von schändlichen Krankheiten, von Entkräftung, von Unfähigkeit zum vollkommnen Genuß erlaubter Freuden der Liebe; auf der andern, den gewissen Lohn der Enthaltsamkeit: die Hochachtung deiner Mitbürger, blühende Gesundheit und Stärke, frohe Aussicht in das eheliche Leben, das höchste Glück auf Erden, ein Paradies für den, der seine Unschuld bewahrt hat *).

Die

*) Ich habe oben bei einer andern Gelegenheit den Gedanken geäußert: Sinnlichkeit werde am sichersten mit Sinnlichkeit bekämpft, und ich bin der Meinung, daß dieser Grundsatz

auch

Die Wahl, wenn du anders frei, d. i. vernunftmäßig handeln kannst, bleibt nicht einen Augenblick zweifelhaft, und um frei handeln zu können, gebrauche die beiden einfachen Mittel: Arbeitsamkeit und Verdrängung verführerischer Bilder aus der Phantasie. In dem letztern liegt hauptsächlich das ganze Geheimniß der Selbstbeherrschung. Wer Herr seiner Phantasie ist, der lenkt das wilde Roß, Leidenschaft genant, nach Gefallen, wie und wohin er will. Spiel der Phantasie ist es eigentlich, was man sonst wohl Täuschung der Sünde, oder gar Betrug des Teufels, nennt. Sie stellt uns die Dinge viel angenehmer und reizender vor, als sie wirklich sind; wir finden Gefallen an dieser Vorstellung, und halten das Vergnügen, welches sie gewährt, für unschädlich und erlaubt; dann tragen

auch auf Besiegung des Geschlechtstriebes anzuwenden sey. Himmel und Hölle sind in der Stunde der Versuchung ein schwacher Damm gegen die aufbrausende Leidenschaft; aber das reizende Bild der Geliebten, welche der Jüngling bald zu besitzen **gewisse Hoffnung** hat, läßt ihn sicher nie fallen. Mein Rath wäre daher, daß Eltern das sogenante Verlieben bei ihren erwachsnen Söhnen auf eine kluge und vorsichtige Art begünstigen, und die Wahl selbst leiten mögten. Alsdann zeigten sie ihnen den Prospekt in die bezaubernden Gefilde der Ehe, wohin sie nach einer Vorbereitungszeit von **wenigen Jahren** gelangen würden. Das beste Amulet (Verwahrungsmittel) gegen alle Anfechtungen der Wollust, welches man dem aus dem väterlichen Hause in die weite Welt wandernden Jüngling mitgeben kann, ist der Schattenriß (oder das Gemälde) seiner Geliebten. Von der guten Wirkung dieses Mittels glaube ich fest überzeugt zu seyn, eben so, wie von der Unsicherheit aller **nicht sinnlichen** Mittel. Ich sage nicht, daß diese nie und in keinem Fall gehölfen haben oder helfen können, sondern nur, daß sie unzuverlässig sind.

Wenn

tragen wir auch kein Bedenken, uns dies vermeinte unschädliche Vergnügen so oft, als möglich, zu machen; wir rufen jene Vorstellungen und Bilder immer wieder zurück, und gewöhnen uns so daran, daß sie auch ungerufen erscheinen, uns überall begleiten, und daß wir sie endlich nicht einmal los werden können, wenn wir auch wollen. Natürlich wünschen wir nun die sinnliche Wahrnehmung, den Genuß dessen, was uns die Phantasie so reizend vormalt, und vom Wunsch bis zum Bestreben nach Erfüllung desselben ist nur ein kleiner Schritt. So komt man unvermerkt dahin, wohin man nicht dachte und wollte, und die Herrschaft über die Sinnlichkeit ist verlohren, ohne daß man Anstalt zur Gegenwehr gemacht hat. Wider dies Uebel, welches unser Leben verbittert, und so schwere Leiden über uns bringt, gibt es kein beßres Mittel, als die Phantasie mit Bildern von ganz andrer Art zu beschäftigen (denn

Wenn sich nun aber der Jüngling gar keine oder eine sehr entfernte und ungewisse Hoffnung auf das Glück der Ehe machen kann? Was soll ihn dann zurück halten, seinem Triebe zu folgen? — Ich gestehe frei, hier schweigt meine Moral. Und wer nicht weiß, daß jener hoffnungslose Zustand die gemeinste Veranlassung zur ungebundnen Befriedigung des Geschlechtstriebes ist, der kennt die Welt und die Philosophie der Sinnlichkeit nicht. Wo herrschen die meisten Ausschweifungen, als unter dem Militär und der großen Menge der in knappen Solde stehenden öffentlichen und Privat-Dienerschaft? Man predige ihnen Keuschheit, höre ihre Antworten (wenn sie offenherzig sprechen), und versuche es, sie zu widerlegen! — Dies, dies ist eine reiche Quelle der Unsittlichkeit und des daraus entspringenden Elendes, die nur der Staat verstopfen kann.

Vergl. hiermit das Kap. in der zweiten Abtheilung: Von der Ehe.

(denn beschäftigt will sie seyn, vornämlich in der Jugend), und ihr solche Vorstellungen geläufig zu machen, die nicht minder angenehm, aber der Sittlichkeit eher günstig, als nachtheilig sind. In dem Fall z. B., wovon wir jezt sprechen, würde das uns vorschwebende Bild von dem häuslichen Glück einer vergnügten Ehe in dieser Hinsicht die beste Wirkung thun, und alle unreine Bilder der bloß thierischen Wollust verdrängen. Jenem Bilde gebe man die möglich größte Lebhaftigkeit, und male sich daher die einzelnen Scenen mit den schönsten Farben aus; dabei erhalte man sich stets den Gedanken gegenwärtig: Dies Glück verscherzest du, wenn du vorher deinen Trieben folgst.

Die letzte Sittenregel, den Geschlechtstrieb betreffend, schreibt Mäßigung vor selbst im erlaubten Genuß, den kein bürgerliches Gesetz ahndet. So wie Unmäßigkeit im Essen und Trinken der Gesundheit schadet: so und noch weit mehr ist diese Art der Unmäßigkeit schädlich. Man hat sicher das Maaß überschritten, wenn man sich sehr entkräftet, niedergeschlagen und mißmuthig fühlt, und die Begierde zu öfterer Wiederholung der Handlung immer stärker wird. Denn es ist sonderbar, daß mit Abnahme der Kräfte die Stärke der Begierde wächst, welches kränkliche und schwächliche Personen oft zu ihrem unersetzlichen Schaden erfahren. Einer gemeinen Beobachtung zu Folge zeigen schwindsüchtige Jünglinge mehr Neigung, sich zu verheirathen, als gesunde. Diese Erscheinung läßt sich daraus erklären, daß Schwäche und Kränklichkeit immer mit ungewöhnlicher Reizbarkeit der Nerven verbunden ist, und die Stärke der Begierden von der Reizbarkeit abhängt. Personen, welche sich in diesem Zustande befinden, suchen dann der Entkräftung entgegen

zu

zu arbeiten, sie wollen sich wieder stärken, und nehmen unglücklicher Weise mehrentheils ihre Zuflucht zu solchen Mitteln, die zwar das Gefühl der Schwäche von Zeit zu Zeit unterdrücken, aber zugleich die Reizbarkeit erhöhen und vermehren, und so geschieht es, daß sie ihren Zustand nur verschlimmern, statt ihn zu verbessern. Zu diesen scheinbar stärkenden und im Grunde, wegen ihrer die Nerven zu sehr reizenden Eigenschaft, schwächenden Mitteln gehören insbesondre die geistigen Getränke.

Ein andrer eben so verderblicher Irrthum der Wollüstlinge ist der, daß sie ihre durch Phantasie erkünstelte und durch vermehrte Reizbarkeit aufgeregte Begierde für Naturtrieb halten, dessen Stillung der Gesundheit zuträglich sey. Allein es ist nichts weniger, als das, wie man aus der Folge sieht. Der wahre Naturtrieb entsteht aus einem innern Drange, auf dessen Befreiung ein behaglicher Zustand ohne Erschöpfung, ohne Verlust der gewöhnlichen Munterkeit erfolgt; bei dem erkünstelten Triebe findet das gerade Gegentheil Statt, und dies ist sein Kennzeichen.

Wer also Gesundheit und dauernden Lebensgenuß für ein größres Gut hält, als das flüchtige Vergnügen, welches die Befriedigung des Geschlechtstriebes gewährt, der muß auch in der Ehe die Tugend der Enthaltsamkeit üben. Er wird dies können, wenn er die hier vorgeschlagnen Mittel zur Mäßigkeit überhaupt anwendet, und Geschmack an den edlern Freuden des Ehestandes, an dem Wonnegefühl, im Kreise einer liebenden Familie zu leben, gewinnen will.

Dies sind die Pflichten des Menschen in Ansehung der Sorge für die Erhaltung des Lebens und der Ge-

sundheit. Wir kommen nun zu der andern Gattung von Pflichten, welche man, so wie jene, in Beziehung auf sich selbst zu beobachten hat. Sie lassen sich in folgender Hauptregel zusammenfassen: Erwirb dir diejenigen Eigenschaften, durch deren Anwendung du nicht nur dein Leben erhalten, sondern dasselbe auch froh genießen und deine Bestimmung erreichen kannst. Zu diesen Eigenschaften rechnet man vornämlich: Kenntniß der Dinge, die auf unser Wohl und Weh Einfluß haben, oder Aufklärung und Verstandesbildung; Geschicklichkeit, sich hinlänglichen Unterhalt verschaffen zu können, und Eifer in den darauf abzielenden Geschäften; Selbstständigkeit und Muth.

Nächst der Sorge für den Leib, dem, wie wir gesehen haben, so mancherlei Gefahren drohen, hat der Mensch nichts Angelegentlicheres, als für die Ausbildung der Fähigkeiten der Seele zu sorgen. Die Benutzung des mündlichen und schriftlichen Unterrichts und eignes Nachdenken sind die Mittel dazu. Wer diese Mittel zu gebrauchen versäumt, bleibt Zeitlebens ein Kind am Verstande, und muß sich dann auch gefallen lassen, daß er von Klügern wie ein Kind behandelt wird. Wir herrschen über die Thiere, nicht durch unsre Stärke (denn wie viele sind uns daran überlegen!), sondern durch den Gebrauch unsrer Vernunft, und eben so ist der Mensch gezwungen, sich demjenigen von seinem eignen Geschlecht zu unterwerfen, der ihn an Geistesbildung übertrifft, wenn dieser auch dem äußern Stande nach unter ihm seyn sollte. Dem weisen Knecht muß der Herr dienen, sagt Sirach, und das mit Recht. Es ist wahr, daß es angeborne Vorzüge des Geistes gibt, die folglich eine natürliche und nothwendige Ungleichheit unter den Menschen machen; aber eine weit

größre

größre und allgemeinere Ungleichheit entsteht aus den erworbnen Vorzügen. Auch mittelmäßige Fähigkeiten können durch Fleiß und Anstrengung so ausgebildet werden, daß sie dem von der Natur begünstigten Genie sich nähern, wenn sie ihm auch nie gleich kommen können. Es ist daher schon aus diesem Grunde Pflicht eines Jeden, seine Seelen-Kräfte zu wecken, und ihre Entwicklung so weit zu treiben, als er in seiner Lage und den Umständen nach kann, denn Niemand weiß, wie viel Talent die Natur in ihn gelegt hat, wenn er nicht versucht, es anzuwenden.

Die Ursachen, warum, im Ganzen genommen, noch immer nur eine kleine Anzahl von Menschen durch Geistesbildung sich auszeichnet, sind theils unverschuldete, theils verschuldete. Unverschuldet ist der Mangel an Ausbildung, wenn Armuth, sclavischer Druck von Seiten der höheren Stände und absichtliche Hindernisse (z. B. Bücher-Verbote) den sogenanten gemeinen Mann, als die zahlreichste Volksklasse, niederhalten, und ihm Lust und Gelegenheit, seine Fähigkeiten zu entwickeln, rauben. Es ist nicht zu läugnen, daß, leider! in sehr vielen Ländern dies als Hauptursache der daselbst herrschenden Finsterniß angesehen werden muß. Allein viele — und dies trifft heutiges Tages vorzüglich die höhern Stände — sind selbst schuld an der Beschränktheit des Verstandes, welche sie wider ihr Wissen und Wollen zu Sclaven der Klügern macht. „Faulheit und Feigheit *) sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen, nachdem sie die Natur

*) Ich setze noch hinzu: Hang zu sinnlichen Vergnügungen und Ausschweifungen, z. B. Spielen, Jagen ꝛc. Anm. d. H.

längst von fremder Leitung frei gesprochen, dennoch gern Zeitlebens unmündig bleiben, und warum es Andern so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen. Es ist so bequem, unmündig zu seyn. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurtheilt ꝛc.; so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe nicht nöthig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann; andre werden das verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen. Daß der bei weitem größte Theil der Menschen den Schritt zur Mündigkeit, außer dem, daß er beschwerlich ist, auch für sehr gefährlich halte, dafür sorgen schon jene Vormünder, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben. Nachdem sie ihr Hausvieh zuerst dumm gemacht haben, und sorgfältig verhüteten, daß diese ruhigen Geschöpfe ja keinen Schritt außer dem Gängelwagen, darin sie sie einsperreten, wagen durften; so zeigen sie ihnen nachher die Gefahr, die ihnen drohet, wenn sie es versuchen, allein zu gehen. Nun ist diese Gefahr zwar eben so groß nicht, denn sie würden durch einigemal Fallen wohl endlich gehen lernen; allein ein Beispiel von der Art macht doch schüchtern, und schreckt gemeiniglich von allen fernern Versuchen ab." (Kleine Schriften von Kant, S. 34).

Man glaubte sonst, daß nur die Gelehrten und überhaupt die, welche öffentliche Aemter bekleiden, aufgeklärt seyn, d. i. ihren Verstand selbst und ohne fremde Leitung gebrauchen dürften; alle andre, meinte man, müßten sich von diesen leiten lassen. Jezt fängt man aber hier und da an, einzusehen, daß der eigne Gebrauch des Verstandes ein unveräußerliches und höchst wichtiges Recht jedes Menschen ist. Indeß wird die

Aus-

Ausübung dieses Rechts durch besagte Hindernisse zwar noch sehr erschwert, doch nicht unmöglich gemacht. Unter uns wenigstens ist die Gelegenheit, sich aufzuklären, den mittlern und niedern Ständen offen, und es komt nur darauf an, daß sie dieselbe nicht unbenutzt lassen, wozu die großen Vortheile, welche Verstandesbildung gewährt, einen Jeden auffordern.

Die Gegenstände, über welche wir uns aufklären müssen, sind hauptsächlich: Wir selbst, unsre Verhältnisse mit andern, und die Beziehungen der uns umgebenden Dinge auf unser Wohl und Weh. Wir müssen z. B. unsern Körper nach seiner Beschaffenheit und Einrichtung kennen lernen, weil wir sonst in Gefahr sind, aus Unwissenheit an diesem künstlichen Gebäude etwas zu verderben. Und so ist überhaupt Unwissenheit eine Quelle von mancherlei Uebeln für uns, und erhält uns in beständiger Abhängigkeit von denen, die uns an Einsicht übertreffen. Es bleibt also eine Regel der Moral für Jedermann: Sorge, so viel du kannst, für die Bildung deines Verstandes.

Mit dieser Regel ist eine andre nahe verwandt: Erwirb dir Geschicklichkeit, um damit hinreichenden Unterhalt zu gewinnen, und sey fleißig in deinem Beruf. Es ist nämlich einleuchtend, daß jedes Geschäft, es sey so geringfügig, als es wolle, von dem Klugen besser verrichtet werde, als von dem Einfältigen. Der vortheilhafte Einfluß der Verstandesbildung auf die Geschäfte des bürgerlichen Lebens gibt folglich jener einen neuen Werth, denn es ist von der größten Wichtigkeit, daß wir das Gewerbe, welches uns nährt, recht verstehen. Wir müssen uns bemühen, an Geschicklichkeit darin es allen andern zuvor zu thun; wir müssen stets auf Verbeßrung desselben denken, und uns

nie einbilden, den höchsten Grad der Vollkommenheit schon erreicht zu haben. Je geschickter und fleißiger wir aber sind, desto mehr Mittel zur Befriedigung unsrer Bedürfnisse können wir uns verschaffen, und wenn der Ungeschickte und Faule sein Leben nur kümmerlich von einem Tage zum andern hinhält; so lebt der Geschickte und Fleißige im Ueberfluß. Da Vermögen und äußerer Wohlstand sehr viel dazu beitragen, die Veredlung des Geistes und Herzens zu erleichtern, Armuth hingegen, selbst nach dem Ausspruch der Bibel, viel Böses lehret: so macht es uns die Vernunft zur Pflicht, nach jenem zu streben, und dasselbe auf jedem erlaubten Wege zu suchen. Mißverstandne biblische Stellen und finstre Mönchs-Moral haben bisher viele gemeine Christen in dem Gedanken erhalten, es sey unerlaubt, nach Reichthum zu trachten; aber die aufgeklärte Vernunft urtheilt anders darüber. Lasset uns hören, was einer unsrer angesehensten Gottesgelehrten über diesen Punkt sagt:

„Jesus pries die Armen, als Arme, vorzüglich selig, widerrieth das Schätzesammeln auf Erden, und erklärte es für eine Unmöglichkeit, daß ein Reicher in das Reich Gottes komme. — Wie könnten und dürften wir Sätze von solcher Art zur Moral unsrer Tage rechnen! Es ist aber bekant genug, daß bei den ältern Juden Reichthum ehrwürdig, und Armuth verachtet machte, und daß dies so weit ging, daß man Reichthum für einen untrüglichen Beweis der Gnade und des Wohlgefallens Gottes, und Armuth für einen eben so untrüglichen Beweis des göttlichen Mißfallens und Zorns erklärte. Es war dies eine natürliche Folge des religiösen Unterrichts, welchen der ältere Jude genoß. Freilich, wenn der Tugend nichts, als äußerlicher und

irdi-

irdischer Lohn, verheißen wird, so muß man auf die Schlußfolge kommen: Wer also reich ist, der ist tugendhaft, denn Gott lohnt ihn durch Reichthum; und wer arm ist, der ist ein Bösewicht, denn Gott straft ihn durch Armuth. Und so that Jesus brav daran, daß er dies menschenfeindliche Vorurtheil seiner Nation zerstöhrte; gewiß aber hat er an die Stelle desselben nicht ein anderes eben so menschenfeindliches hinstellen wollen, daß nun die Reichen als hier von Gott abgefundene und dort zu Strafen aufbehaltene Menschen zu betrachten wären. Sonst bestände die ganze moralische Reform, welche er gestiftet hätte, darin, daß nun die Armen die Reichen verdammen könnten, wie ehemals die Reichen die Armen verdammt hätten. Nein, er wollte nur die wahre Taxation (Schätzung) der Menschen angeben, welche nicht nach vornehmer Geburt und nach Reichthum, sondern nach wahren Verdiensten und nach rechtschaffenen Gesinnungen geschehen müsse, und wenn dann gute Arme ihrer Armuth wegen verächtlich waren, oder durch ihre Armuth abgehalten wurden, an den Glückseligkeiten dieses Lebens Theil zu nehmen, so verdient er Lob und Segen dafür, daß er sie wieder zu Ehren brachte, und sie mit Seligkeit in einer gerechteren Welt tröstete. Eben so scheint es auch, daß bei weitem der größere Theil der Reichen zu Jesu Zeiten eine übermüthige, prassende, grobsinnliche und wollüstige Art von Menschen gewesen seyn möge. Sie mochten es wohl verdienen, daß er sie so herabsetzte, weil sie wenig moralischen Werth hatten. Vielleicht war zu der Zeichnung, welche er im Gleichniß vom reichen Manne entwarf, in neun und neunzig von hundert Reichen seines Zeitalters das Original da. Kein Wunder alsdann, daß er so gegen sie eiferte. Indessen

wollte er gewiß nicht zu verstehen geben, daß man alle Reiche so zu betrachten hätte; denn er hätte sich sonst selbst widersprochen. Sein eigener Jünger Johannes war ja auch wohlhabend, und doch so gut. Wem hätte er sterbend seine Mutter empfehlen wollen, wenn er ihn nicht hatte? Lazarus war sogar sehr reich, und er hatte ihn doch so lieb.

Daß Jesus sagte, es sey leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe — welches allerdings eine Unmöglichkeit ist — als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme, ist leicht zu erklären. Man muß nur die Gelegenheit nicht aus den Augen lassen, bei welcher er diesen Ausspruch that. Der stolze Jüngling verdiente die Replick (Antwort), welche er ihm gab, so sonderbar auch die Zumuthung scheinen mag, die er ihm in selbiger machte; ihr widriger Eindruck auf den jungen Reichen aber setzte Jesum in Affekt, wo dann die Worte nicht immer so genau zu nehmen sind. Man sieht ja recht deutlich, wie der Affekt stieg und wieder fiel. Zuerst sprach Jesus bloß: Schwerlich wird ein Reicher in das Reich Gottes kommen; dann rief er aus: Unmöglich ists, daß dies geschehe; zuletzt restringirte (schränkte er seine Behauptung wieder ein) er wieder: Bei den Menschen ists unmöglich, aber nicht bei Gott. Nicht zu gedenken, daß Markus berichtet, Jesus habe den Ausdruck — die Reichen — sogleich mit dem Ausdruck — die ihr Vertrauen auf ihren Reichthum setzen — vertauscht, wodurch dann die Sache auch sehr verändert würde.

Daß es aber damals wirklich schwer halten mußte, daß ein Reicher in das Reich Gottes käme, ist auf der Stelle klar; man verbinde nur mit dem Ausdruck — ins Reich Gottes kommen, keinen andern Begriff,

als — Christ werden. Jeder Volks- und Zeitgenosse Jesu, der ein Christ werden wollte, ward sofort in den Bann gethan, kam um alles das Seinige, und mußte seine gesamte Habe mit dem Rücken ansehen. Wie viel Menschen haben nun wohl so viel Kraft, der Religion solche Opfer zu bringen? Man hat in der That in unsern Tagen gut reden, wenn man sich diese Kraft sogleich zutrauet, da man gewiß weiß, daß man in dergleichen Versuchung nicht kommen könne. Auch findet das Herz leicht ein Mittel, sich solchen Opfern zu entziehen, ohne seiner Meinung nach dadurch Unrecht zu thun. Man denkt nämlich, es sey genug, an die Wahrheit zu glauben, wenn man auch nothgedrungen das Gegentheil derselben mit dem Munde bekenne; weil Gott nur das Herz ansehe, und ihm mit unserm Unglück nicht gedient seyn könne. Da also das Christenthum in den ersten Zeiten mit Verlust alles dessen, was man hatte, verbunden war, so konnte Jesus mit Recht sagen, daß Leute, die sehr viel zu verlieren hätten, schwerlich Christen werden würden.

Eben darum widerrieth nun auch Jesus das erst reich werden wollen. Lust haben, Christ zu werden, und Lust haben, reich zu werden, vertrug sich nicht zusammen. Wie durften auch Leute, die zu Märtyrern bestimmt waren, an Schätze sammeln denken? Man siehet ja, wie so ungern sich oft die Reichen von ihrem Vermögen trennen, wenn sie auch ein noch so später natürlicher Tod davon abruft, und was für Mittel und Wege würden sie nicht einschlagen, wenn es dergleichen gäbe, ihm zu entgehen? Um aber einem frühen gewaltsamen Tode zu entgehen, gab es für die ersten Christen ein überaus leichtes Mittel; sie durften nur das Christenthum wieder verlassen. Auf alle mögliche

Weise

Weise mußte sie daher Jesus vom Hange nach irdischen Schätzen abziehen; weil dieser den Enthusiasmus erstickte, ohne welchen man damals weder Christ werden, noch Christ bleiben konnte. Und so ists auch erklärt, warum Jesus jenem Jünglinge, der erst noch einmal nach Hause gehen und seinen Vater begraben, d. h. seines Vaters Tod abwarten und ihn beerben wollte, die Weisung gab, dies nicht zu thun, sondern ihm auf der Stelle nachzufolgen; denn er war überzeugt, daß selbiger, wenn er erst eine gute Erbschaft gethan hätte, nicht wiederkommen würde.

Dies alles hat sich aber in unsern Tagen gänzlich geändert. — Wir sind jezt über den eigentlichen Maaßstab bei Beurtheilung des Werths der Menschen ziemlich einig, und kein Reicher darf es mehr wagen, wenn er sich auf seinen Reichthum auch noch so viel einbildet, seine Einbildung vernünftigen Leuten merken zu lassen. Reich seyn und Gott gefällig seyn, sind nun keine synonimische (gleichbedeutende) Redensarten mehr; so müssen dann aber auch arm seyn und Gott gefällig seyn dergleichen nicht werden. Nützlichkeit, besonders Gemeinnützigkeit, bestimmt itzt allgemein den Werth der Menschen. Wir schätzen den Reichen nicht, wenn er diese nicht aufzuweisen hat; wir müssen aber auch den Armen nicht eher schätzen, bis er sie aufweisen kann. Das Prädikat, gut, muß bei beiden Subjekten stehen, wenn beide Achtung verdienen sollen. Selig sind gute Arme, muß es heißen; aber eben so auch: selig sind gute Reiche.

Es komt dazu, daß es Gott lob! in unsern Tagen an solchen guten Reichen nicht fehlt. Jeder kennet gewiß dergleichen Reiche an seinem Orte, und wer sich jemals bei Errichtung menschenfreundlicher Anstalten an

die

die Spitze gestellt hat, der unterschreibt diese Wahrheit zuverlässig. Es wäre also eine Sünde, das Wehe über die Reichen im Allgemeinen noch, wie vor, auszusprechen. Mag es doch seyn, daß es auch immer noch schlechte Leute unter ihnen gebe; unter den Armen gibt es dergleichen auch, und wer sich jemals mit der öffentlichen Fürsorge für sie beschäftigt hat, der unterschreibt auch gewiß dieses als Wahrheit. Ein Reicher, der sein Vermögen rechtmäßig besitzt, es menschlich genießt und Andere daran Theil nehmen läßt, ist und bleibt ein verehrungswürdiger Mann. Gleichergestalt ist es keine Schande, ohne seine Schuld arm zu seyn oder arm zu werden; Ehre ist dies sogar oft. Wie kann es aber ein Verdienst seyn, muthwillig zu verarmen, oder muthwillig nicht wohlhabend werden zu wollen, wenn man es doch durch Betriebsamkeit oder sonst mit Recht werden könnte?

Daher ist dann auch das Verbot des Schätzesammelns auf uns gar nicht mehr anwendbar. Die Leute müssen jezt vielmehr zum Sammeln und zum reich werden wollen durch Arbeitsamkeit und gute Haushaltung ermuntert werden. Es ist jezt sehr heilsam, ein eignes Haus zu haben, es schuldenfrei zu besitzen, und immer in gutem Stande zu erhalten; denn wir sind jezt fest einheimisch, bleiben da, wo wir sind, und sind Bürger. Wir haben jezt Familie, von der wir uns, ohne vertragbrüchig zu werden, nicht trennen dürfen; eine Haushaltung zu erhalten, kostet aber in unsern Tagen viel. Wir sind keine Kolonisten auf unentdeckten reichen Eilanden, die allenthalben noch nach Gefallen zugreifen könnten, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, sondern wir müssen alles das, was wir nicht selbst erzeugen, von andern kaufen und bezahlen, und die

Preise der Dinge steigen immer höher. Auch lebt sichs besser, wenn man mehr, als die bloße Nothdurft hat. Auch ists gut, in der Theurung, in Krankheiten, in brodlosen Zeiten und im Alter einen Nothpfennig zu haben, und unsern Kindern ist sehr damit geholfen, wenn wir durch Aussteuer oder Nachlaß den Grund zu ihrem künftigen häuslichen Wohlstande legen. Die protestantische Kirche weiß Gottlob! auch von keinen Bettelorden, deren Existenz jedoch selbst vorausgesetzt, daß es Reiche geben solle, die sie ernähren. Jeder von uns soll vielmehr so wohlhabend zu werden suchen, als er es mit gutem Gewissen werden kann. Es wird dessen ungeachtet immer Arme genug geben; wie könnten diese aber auf Unterstützung hoffen, wenn es an Begüterten fehlte? Ueberhaupt liegt schon in den Vorschriften, welche das Christenthum zur Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit gibt, für spätere Christen stillschweigends die Vorschrift zugleich, nach Wohlstand und Ueberfluß zu trachten; denn nur von unserm Ueberfluß dürfen wir andern mittheilen, wenn wir nicht Ungerechtigkeit gegen uns selbst und gegen die Unsrigen ausüben wollen.

Und — so ist auch jezt der Spruch nicht mehr anwendbar, daß es schwer sey, daß ein Reicher in das Reich Gottes komme. Versteht man nämlich, wie es eigentlich seyn sollte, darunter, daß ein Reicher ein Christ werde, so ist für unser Zeitalter gar kein Sinn darin. Wir sind jezt schon alle geborne Christen, und so sind es unsere Reichen auch. Sie werden ebenfalls, wie die Armen, gleich nach ihrer Geburt getauft; wie kann man von Leuten, welche in den ersten Tagen ihres Lebens schon, und ohne all ihr Wissen und Zuthun, in das Reich Gottes aufgenommen werden, sagen, daß

es schwer halten werde, daß sie jemals hineinkämen? Es müßte also der Fall etwan zu befürchten seyn, daß die Reichen hernach, wenn sie zu Verstande kämen, vom Christenthum wieder abfielen. Laufen sie denn aber in unsern Tagen etwan Gefahr, ihres Christenthums wegen Haus und Hof und all ihr übriges Vermögen zu verlieren? Wie könnte es ihnen also einfallen, Apostaten (Abtrünnige) zu werden, und zum Judenthum etwan überzugehen? Wer hat es denn besser jezt: die reichen Juden oder die reichen Christen? Man kann die letztern getrost samt und sonders nach der Reihe fragen, wer von ihnen Lust habe, Jude zu werden, und es wird sich keiner darunter finden.

Auch können die Reichen jezt mit leichter Mühe noch immer mehr ins Reich Gottes kommen, d. h. aufgeklärtere Christen werden, als die Armen. Sie können für ihr Geld vollkommneren Schulreligionsunterricht haben, können auf der Akademie ein Privatissimum über das Christenthum hören, können sich mehr Lektüre verschaffen, können den Umgang der Gelehrten mehr genießen — bekommen gegenwärtig schon hier und da vorzugsweise die vernünftigern Religionsbegriffe, welche man den Armen vorenthält, weil man die Entdekung gemacht haben will, daß das vernünftigere Christenthum beim gemeinen Manne das Rebellionsfieber erzeuge.

Versteht man aber unter dem Ausdruck „ins Reich Gottes kommen„ wie gemeiniglich der Fall ist, das Gelangen zu dem höhern Glück des künftigen Lebens, oder das sogenante Seligwerden: so ist wenigstens nicht einzusehn, warum auch dieses in unsern Tagen den Reichen schwerer werden sollte, als den Armen. Die Reichen können weit mehr anwenden, ihren Geist auszubilden,

bilden, und haben lebenslang auch wirklich mehr Zeit dazu, als der Arme, der in der Jugend nicht einmal die geringste Naturkunde erlernt, der seinen Körper wieder ablegt, ohne ihn einmal kennen gelernt zu haben, der während seines ganzen Lebens durch die gröbste Handthierung zum Denken abgestumpft wird, und vor Arbeit und Plack nicht einmal viel ans Denken kommen kann. Die Reichen können in allen Fächern des bürgerlichen Lebens mehr lernen, und daher auch nützlichere Bürger werden. Sie können, wenn sie wollen, dem Vaterlande, dem Staate und der Kirche umsonst dienen. Sie können weit mehr menschenfreundliche Handlungen verrichten und verrichten lassen, können öffentliche gute Anstalten vervollkommnen, Künste und Wissenschaften befördern, Wittwen und Waisen unterstützen, in allgemeinen Nöthen zutreten u. s. w. Und — wer dies alles thut, der wird doch wohl selig?

Wie ists doch also jezt, da uns der Reichthum nicht mehr in Versuchung, vom Christenthum abzufallen, führt, der Mühe werth, ein reicher Mann zu werden! Wie schön ists, schon ein Reicher geboren zu seyn! So thöricht es ist, einen Reichen, bloß als Reichen, selig zu preisen, — und welcher Mann von Ehre wird sich darzu hergeben? — so abscheulich würde es jezt seyn, zur Seligkeit der Reichen, als Reichen, die Achseln zu zucken. Es komt alles darauf an, ob der Reiche seinen Reichthum nicht bloß habe, sondern auch genieße; thut er dies, so müssen wir ihn schon für einen vernünftigen Mann halten. Es komt alles darauf an, ob er seinen Reichthum nicht bloß selbst genieße, sondern auch Andre gern daran Theil nehmen lasse; und in diesem Falle müssen wir ihm sogar Aehnlichkeit mit Gott zugestehen.

Wie

Wie nöthig es in unsern Tagen sey, dergleichen Vorstellungen mehr in Gang zu bringen, und sie besonders dem Volke vorzuhalten, können diejenigen am besten wissen, welche das Volk näher kennen zu lernen Gelegenheit haben. Was ist unter den Armen gewöhnlicher, als Neid, Mißgunst und lieblose Gesinnung gegen die Reichen? Ist es recht, daß sie die christliche Sittenlehre darin bestärke? Gibt es auch immer noch Reiche, die entweder Geizhälse oder Verschwender sind, so muß es doch dem gemeinen Manne nicht vorkommen, als würde ihm unter den Fuß gegeben, sie alle für solche zu erklären, und daraus ein Argument (Grund) dafür zu schöpfen, daß man sich an einem Reichen gar nicht versündigen könne. Leider! glaubt er fast durchgängig, daß einen Reichen beim Handel oder bei der Arbeit übervortheilen, oder sonst betrügen, gar nichts unrechts sey; selbst ein förmlicher Raub, an einem Reichen begangen, wenn er davon hört, hat seinen Beifall. Ja, was das ärgste ist, er betrachtet jeden Begüterten als einen Menschen, der hier vom Schicksal abgefunden werde, und der sein Gutes in diesem Leben empfange, dort aber werde gepeinigt werden. Es ist Zeit, auch dieser höchst unchristlichen Denkart entgegen zu arbeiten, und dem Armen den Dünkel zu benehmen, als wenn er allein selig, der Reiche aber verdammt werde. Wenigstens muß es ihm nicht mehr frei stehen, die Wahrheit dieser menschenfeindlichen Behauptung sogar mit biblischen Sprüchen belegen zu dürfen *).„

Auch

*) Beiträge zur Verwandlung der Moral des Urchristenthums in eine Moral für unser Zeitalter, vom Konsistorialrath Sintenis in Zerbst. S. 40 ꝛc.

Auch ein scharfsinniger Philosoph gibt dem Reichthum (bei Vergleichung der äußern Güter) unmittelbar seine Stelle nach der Gesundheit. Er sagt: Gesundheit ist ein Gut, welches in alles Einfluß hat, sich in jeden Genuß, in jede Beschäftigung ohne Ausnahme einmischt. Nur durch den Kanal des Körpers können zu der Seele die äußern Vergnügungen, so wie die Nachrichten von den äußern Gegenständen, gelangen: die Gesundheit ist es, welche diese Kanäle geöffnet und rein erhält, und macht, daß nicht das eigne Gefühl des Körpers und seiner Gebrechen die Empfindungen verfälsche, oder das Vergnügen stöhre. Nur durch die Einwirkung in gewisse Werkzeuge kann die Seele ihre Kräfte äußern; die Gesundheit ist es, welche diese Werkzeuge in der gehörigen und proportionirlichen Beweglichkeit erhält, um jene Einwirkung zu erleichtern. Gesundheit gibt der Seele eine angenehme Empfindung, aus dem ihr nächsten und ihr immer gegenwärtigen Objekte, ihrem Körper, und die eben deswegen beständig seyn kann. Sie füllt alle unsre Augenblicke, welche leer von fremden Vergnügen sind, mit einem eigenthümlichen aus, das in der Empfindung unsers eignen Wohlseyns besteht. Sie setzt den Menschen in das angenehme Gleichgewicht, welches nöthig ist, wenn jedes Ding richtig nach seinem Maaße, nach seinem Verhältnisse, auf denselben wirken soll. Wahrheit der sinnlichen Erkenntniß und Richtigkeit der Urtheile wird durch Kränklichkeit eben sowohl gestöhrt, als die Lauterkeit des Vergnügens *).

Nach

*) Diese schöne Lobrede auf die Gesundheit veranlaßt mich, auch einige moralische Bemerkungen dieses Schriftstellers über die Sorge für die Gesundheit beizufügen.

„So

Nach der Gesundheit ist vielleicht Reichthum dasjenige Gut, dessen Einfluß am wenigsten unterbrochen ist, dessen Herrschaft sich über die meisten Dinge

„So viel Nachdenken, als zur Aufmerksamkeit auf seinen Körper gehört, so viel Stärke des Geistes und Mäßigung, als nöthig ist, seine eigne Regeln standhaft zu befolgen: das sind die Tugenden, welche zur Erhaltung der Gesundheit erfordert werden. Ein römischer Kaiser (Tiberius), der bei einem bösen Herzen viel Urtheilungskraft und Scharfsinn besaß, hat den Ausspruch gethan: ein Mensch müsse wenig Verstand besitzen, der, über dreißig Jahr alt, nicht besser als sein Arzt wissen solle, was ihm gut und schädlich sey. Er hätte hinzu setzen sollen: wenn dieser Mann nicht äußerst robust ist.

Es gibt nur drei Ursachen, warum ein Mensch gar nicht auf seinen Körper Achtung gibt: weil er überhaupt gedankenlos; weil er zerstreut oder durch Leidenschaften sehr beschäftigt ist; und weil gar keine merkliche Veränderungen in seinem Körper vorgehen.

Die meisten nachdenklichen Menschen wird man immer sorgfältiger, als andre, in Absicht ihrer Diät finden. Sind sie zugleich schwächlich, so können sie leicht in den entgegengesetzten Abweg verfallen: sich zu ängstlich zu beobachten, und sich durch zu viele Regeln einen unnöthigen, vielleicht einen schädlichen Zwang aufzulegen.

Die Gesundheit wird von dem größten Theile der Menschen in den Jahren zu Grunde gerichtet, in welchen der Rausch heftiger Ergötzungen, oder das Feuer lebhafter Begierden sie in Absicht der Veränderungen ihres Befindens unempfindlich macht.

Aber es gibt auch Konstitutionen, bei welchen die verschiedenste Diät, die größte Abwechslung von Nahrungsmitteln, Bewegung und Luft, unmittelbar und nach ihrer Empfindung ganz leichte Wirkung thut, und welche die reellen Veränderungen, die doch dadurch nach und nach vergangen sind, erst spät und plötzlich erfahren. Personen von dieser Art können

erstreckt. Der Genuß alles dessen, was Natur und Kunst zum Wohlseyn und Vergnügen anbietet, setzt, in so fern dieser Genuß es abnutzt, das Eigenthumsrecht

sich freilich weniger beobachten, aber sie haben es auch weniger nöthig. Die Natur hat ihnen eine Sorge abgenommen.

Indessen ist es richtig: Die moralische Selbstkenntniß hängt mit der diätetischem sehr zusammen. Wer an sich selbst zu denken gar nicht gewohnt ist, kann an seinem Körper und Geist weder etwas verbessern, noch den schlimmen Folgen zuvorkommen.

Wer aber einmal seine Augen auf sich selbst zu kehren Anlaß bekomt, wird doch seinen Körper noch eher, als seine Seele gewahr werden; er wird auf die Unbequemlichkeit einer gehinderten Verdauung, eines ermüdeten Kopfs, eines durch Uebermaaß oder Unachtsamkeit verursachten Schmerzens, noch eher aufmerksam werden, als auf die moralischen Uebel, welche der Mangel gewisser Tugenden, oder die Unterlassung gewisser Pflichten nach sich zieht.

Eben weil diese beiden Sachen so genau mit einander verbunden sind, trägt ein kränklicher Körper zuweilen dazu bei, den Menschen moralisch besser zu machen. Er zieht die Achtsamkeit desselben von den äußern Gegenständen ab, die sonst ihn entweder bloß zerstreueten, oder die ihn ganz fesselten; er gibt seinem Verstande die Richtung, über ihn selbst nachzudenken, die Ursachen seines jetzigen Zustandes vorauszusehen, und Anstalten darauf zu machen. Es ist unmöglich, daß zwischen zwei so innigst mit einander verbundnen Gesellschaftern, als Leib und Seele, der erste unsre ganze Aufmerksamkeit und Sorge haben könne, ohne daß auch die andre daran einigen Theil nehme.

Aber es gehört zur Erhaltung der Gesundheit nicht bloß, daß man die diätetischen Regeln wisse, welche auf uns, und auf uns allein passen, und welche deswegen kein Arzt, aus allgemeiner Kenntniß der Kunst und des menschlichen Körpers vorschreiben kann: es gehört auch dazu, daß man die Kraft habe, das Vergnügen sich abzuschlagen, welches diese Re-

geln

recht über dasselbe voraus, und nur der Reiche kann es sich verschaffen. Alles, was durch die Menschen hervorgebracht, verschönert, oder zu unsrer Erleichterung

geln uns verbieten, den Zwang uns gefallen zu lassen, den sie uns auflegen.

Menschen von sehr ungestümen Leidenschaften, Ehrgeizige, Gewinnsüchtige zerstöhren ihre Gesundheit, weil sie eher an alles andre denken, als an sich; Menschen von ruhigem Temperament, aber von einer zärtlichen Empfindlichkeit, verderben sie, weil sie zu lebhaft von dem gegenwärtigen Angenehmen gerührt werden.

Es gibt unmäßige Leute, die es deswegen sind, weil sie an keiner andern Sache, als am Essen und Trinken, Geschmack finden; ihre Seele lebt nur durch die Verbindung, die sie mit dem Gaumen hat. Diese Art von grober Lüsternheit wird schwerlich durch die Reflexionen eines Moralisten gebessert werden.

Es gibt andre, welche bei einer Neigung zu allem Schönen überhaupt, bei einem gebildeten Verstande, bei der Fähigkeit zu mannichfaltigen Unterhaltungen, doch die Vergnügungen der Tafel sehr schätzen, weil sie sehr distinkt und mit einem schärfern Sinne, als andre, empfinden. Der körperliche Geschmack hat bei ihnen einerlei Feinheit mit dem geistigen, aber er hat auch eine gleiche Reizbarkeit. Diese Menschen können den Versuchungen einer wohlschmeckenden Schüssel, die ihnen schadet, oft weniger widerstehn, als andre, die an geistiger und moralischer Stärke im übrigen weit unter ihnen sind.

Diese Männer kann der Philosoph daran erinnern, daß diese Ueberwindung ihrer selbst, obgleich in einer kleinen Sache, doch von großer Erheblichkeit ist. Erstlich, wegen des Guten, wozu sie führt; dies ist von selbst einleuchtend; sodann wegen der beständigen Uebung, die sie dem Menschen in einer Tugend gibt, welche zur Beobachtung jeder andern nothwendig ist.

Diese Männer kann der Philosoph überzeugen, daß für solche reizbare Nerven nur zwei Mittel sind, an der Tafel

gethan wird, kann nur derjenige erhalten, der diese Arbeit bezahlen kann. Reichthum, indem er einen Menschen in den Stand setzt, außer sich viele andre zu ernähren, vereinigt in seinen Händen die Produkte ihres Fleißes, oder den Gebrauch ihrer gesammten Kräfte *).

Wir sehen also, daß es nach der Sittenlehre der Vernunft Pflicht für uns ist, nach Vermögen zu streben, und uns zu dem Ende um diejenigen Eigenschaften

ten

seiner Gesundheit und der Regeln, welche die Vernunft in Absicht ihrer vorgeschrieben hatte, nicht zu vergessen. Erstlich, sich auf die einfachsten Nahrungsmittel einzuschränken, weil nach der allgemeinen Erfahrung völlige Enthaltung leichter ist, als Mäßigung. Fürs andre, seine Gedanken abzuziehen von der Empfindung des gegenwärtigen Augenblicks: es sey, durch das gesellige Vergnügen des Umgangs; es sey, durch eine gewisse Anstrengung der Seele, eine bald zu erwartende Zukunft und die Unannehmlichkeiten voraus zu sehen, die uns für einen so kurzen Genuß bestrafen werden.

Die Gesellschaft befördert die Unmäßigkeit bei rohen Gemüthern durch das Beispiel, und weil bei solchen eine Lust alle andre Begierden entzündet. Die Gesellschaft erleichtert die Mäßigkeit bei gebildeten Menschen, weil sie ihnen nebst den Vergnügungen der Tafel noch ein andres, ihnen mehr schätzbares Vergnügen anbietet, welches die lüsternen Ideen zerstreuet, und sie für die Aufopferungen schadlos hält.

In allen Umständen aber ist es wahr, daß jeder Mensch, der sich recht lebhaft vorstellen kann, wie ihm nur zwei, drei Stunden nach dem gegenwärtigen Augenblick zu Muthe seyn werde, gegen sehr viele Versuchungen geschützt ist, welchen derjenige unterliegt, der sich nie etwas anders klar denken kann, als was er eben jetzo empfindet.„

*) Philosophische Anmerk. und Abhandl. zu Cicero's Büchern von den Pflichten, von Christ. Garve. Zweit. B. Zweite Aufl. S. 219 ꝛc.

ten zu bemühen, welche uns in den Stand setzen, jener Pflicht ein Genüge zu thun. Mehr hiervon und von den Einschränkungen dieser Pflicht durch die gesellschaftlichen Pflichten s. in der zweiten Abtheilung, Kap. Haushaltung.

Gesundheit, Geistesbildung, Geschicklichkeit, hinlänglichen Lebensunterhalt zu gewinnen, geben der Seele eine gewisse Festigkeit, einen Muth, der uns in allen Widerwärtigkeiten aufrecht hält, und fremde Urtheile über uns und unsre Handlungen mit der nöthigen Fassung anhören lehrt. Eine schätzbare und zum frohen Lebensgenuß unentbehrliche Tugend! Diese Selbstständigkeit, wie man sie auch sonst zu nennen pflegt, welche aus dem Gefühl unsrer angebornen Menschenwürde und aus der richtigen Schätzung unsers wahren Werths entspringt, verdient es wegen ihres großen Einflusses auf einen tugendhaften Charakter sowohl, als auf die Ruhe des Lebens, daß wir uns Mühe geben, in ihren Besitz zu kommen. Wem Selbstständigkeit fehlt, der handelt nicht nach eigner Ueberlegung, sondern nimt immer Rücksicht auf Andre, und so sagt und thut er aus Menschengefälligkeit vieles, was er bei sich selbst mißbilligt; er fürchtet das Urtheil der Menschen, besonders Höherer, auch der, wo er gar keine Ursache zu fürchten hat; der Mangel an Gefühl seines eignen Werths bringt eine übertriebne Verehrung der Großen und Reichen, und gemeiniglich auch eine ausschweifende Hochachtung gegen Reichthum und Macht selbst hervor; kurz, ohne Selbstständigkeit können wenig andre Tugenden bestehen. Dagegen erhebt und veredelt sie den Geist durch die Empfindung der Gleichheit aller Menschen, als Menschen, mit uns, und durch die innere Ueberzeugung, daß wir bei Befolgung der Pflich-

ten der Vernunft keines Menschen Urtheil scheuen dürfen. Selbstständigkeit ist nicht Stolz, denn dieser zeigt sich in einer falschen und allzu großen Vorstellung von eignen Vorzügen und in Geringschätzung Andrer; sie kann folglich mit der Demuth sehr wohl bestehen, welche sich nicht mehr Werth einbildet, als sie wirklich hat, und auch jedem Andern seinen Werth zugesteht.

Es ist in der That eine erbärmliche Sache um einen Menschen, der so ganz von fremden Urtheilen abhängt, daß er es nicht wagt, einen festen Entschluß bei sich selbst zu fassen, und ihn dann auszuführen (vorausgesetzt, daß der Entschluß vor dem Richterstuhl der Vernunft gebilligt war), ohne sich zu bekümmern, was Andre davon sagen werden. Er lebt nicht nur selbst in beständiger Unruhe, sondern seine Aengstlichkeit macht ihn auch denen, mit welchen er in Verbindung steht, unzuverlässig. Niemand kann sich einem Menschen sicher anvertrauen und ihn zu Unternehmungen gebrauchen, der sich selbst nicht in seiner Gewalt hat. Und da er nicht entschlossen handelt, wenn er auch keinen Widerstand findet; so wird er sich noch weniger mit kaltem Blute denen entgegen stellen, die ihm ungerechter Weise Hindernisse in den Weg legen; er muß erst aufgebracht und in Leidenschaft seyn, um sich widersetzen zu können. Ein untrügliches Merkmal der Schwäche und des Mangels an Selbstständigkeit!

Die Mittel, diese Tugend zu erlangen, sind oben angegeben. Gesundheit macht die Grundlage derselben. Muth, Entschlossenheit, Festigkeit der Seele wohnen nur in einem gesunden Körper. Kränklichkeit vermindert die Spannkraft des Körpers und der Seele zugleich, und sie kann einen Menschen bei dem Besitz aller übrigen zur Selbstständigkeit erforderlichen Eigenschaften

muth-

muthlos und blöde machen. Von der Hypochondrie ist diese Wirkung bekant genug.

Allein noch weit mehr Einfluß hat Geistesbildung auf die Selbstständigkeit. Nur ein gebildeter Verstand schätzt die Dinge nach ihrem wahren Werth, und nur eine solche richtige Schätzung kann Gleichmuth hervorbringen. Der rohe ungebildete Mensch mag wilde Tapferkeit und thierische Wuth zeigen, wenn er gereizt wird; aber Selbstständigkeit ist das Eigenthum des gebildeten Geistes. Zu dieser Bildung, wenn sie rechter Art seyn soll, gehört jedoch auch Sittlichkeit, Uebereinstimmung der Handlungen mit den Gesetzen der Vernunft.

Die dritte Eigenschaft, welche zur Selbstständigkeit führt, ist Geschicklichkeit, sich hinlänglichen Unterhalt durch eignen Fleiß zu verschaffen. Wer diese Geschicklichkeit nicht besitzt, muß nothwendig in immerwährender Abhängigkeit von Andern leben, und die Folge davon leuchtet ein. Reichthum vertritt die Stelle der Geschicklichkeit nur unvollkommen, er ist vielmehr bei dem Mangel derselben oft ein Hinderniß der Selbstständigkeit.

Die ganze Sittenlehre beruhet also auf dem Hauptgrundsatz: Kläre deinen Verstand auf, und bringe alsdann deine Handlungen mit deinen Einsichten in Harmonie. Dies soll das unablässige Bestreben jedes Menschen seyn, der zur Zufriedenheit mit sich selbst, dem höchsten Gute auf Erden, gelangen will. Er bemühe sich in dieser Hinsicht zuerst um eine Kenntniß der Pflichten, die er sich selbst schuldig ist. Hierauf betrachte er die Verhältnisse, worin er mit Andern steht, und entwickle sich die Pflichten, welche er diesen zu erweisen hat. So bald er nun die Pflichten kennt, und

sich von ihrer Vernunftmäßigkeit überzeugt fühlt; so sey ihm die Erfüllung derselben das unverrückte Ziel auf dem Wege des Lebens. Die Feinde, welche er dabei zu bekämpfen hat, sind in Ansehung der Pflichten gegen sich selbst: thierische Begierden und Trägheit; in Ansehung der Pflichten gegen Andre: Eigennutz und Eigenliebe. Von jenen, als dem ersten Theil der Sittenlehre, ist bereits gehandelt worden. Ehe wir aber zu den letztern übergehen, müssen wir zuvor noch eine andre wichtige Materie, die mit der gegenwärtigen einige Verbindung zu haben scheint, in Erwägung ziehen.

3.

Fähigkeit der Seele, sich über das Irdische zu erheben, Gott, Unsterblichkeit und ihre Bestimmung zu denken. Natürliche Religion.

Was wir unmittelbar durch die Sinne wahrnehmen, und was wir aus diesen Wahrnehmungen durch richtige Schlüsse herleiten, das erkennen wir. Jenes macht die sinnliche, dieses die nicht-sinnliche Erkenntniß aus. Die sinnliche Erkenntniß ist folglich der Grund der nichtsinnlichen, und letztere würde ohne die erstere gar nicht vorhanden seyn. Alle nicht-sinnliche Erkenntniß muß auf sinnliche Wahrnehmungen zurück geführt werden können, wenn wir uns von ihrer Wahrheit überzeugen wollen. Dies ist vornämlich der Fall, wenn das Daseyn und die Wirklichkeit eines Dinges erwiesen werden soll. Denn oft läßt sich die Wirklichkeit eines Wesens nicht durch die Sinne wahrnehmen, und wir erkennen sie dennoch durch Schlüsse, und zweifeln also nicht daran,

z. B. an der Wirklichkeit der elektrischen und magnetischen Materie und unsrer Seele. Wir zweifeln darum nicht an dem Daseyn dieser Wesen, weil wir ihre Wirkungen sinnlich wahrnehmen. Sonderbar! wir sehen uns gezwungen, das Daseyn von Dingen, die wir selbst nicht wahrnehmen, zu glauben; etwas für wirklich zu halten, dessen Wesen uns gänzlich unbekant ist.

Diese Fähigkeit der Seele, etwas Nicht-sinnliches, wovon sie keinen Begriff hat, aufzufassen, ist merkwürdig. Durch sie wurde allmählig die Vorstellung von einer Gottheit, wie wir sie uns jezt denken, ausgebildet. Die Ursache einer Wirkung ist nämlich entweder sichtbar, oder unsichtbar. Jene sowohl, als diese, wird nur durch Urtheile und Schlüsse erkant. Die Sonne z. B. ist die sichtbare Ursache der Wärme auf der Erde; aber man kann dies nur mittelst der Vernunft einsehen, und noch weniger kann man ohne Vernunft unsichtbare Ursachen gewisser Wirkungen erkennen. Viele Wirkungen in der Natur sind von der Art, daß keine menschliche Kraft hinreicht, sie hervorzubringen, z. B. Gewitter. Man schloß also aus diesen Wirkungen auf höhere, übermenschliche (göttliche) Kräfte oder Ursachen, von denen sie herkämen. Diese Wirkungen sind ferner theils und unter gewissen Umständen dem Menschen unmittelbar schädlich, theils nüzlich. Die Ursachen von jenen nante man gut, von diesen, böse. Sehr oft fügt es sich (und es kann nicht anders seyn), daß gewisse natürliche Wirkungen den Unternehmungen der Menschen förderlich oder hinderlich sind, und so kam man auf den Gedanken, die Ursachen derselben handelten absichtlich, sie wären denkende und wollende Wesen, mit einem Wort: Gottheiten (göttliche Wesen).

Nun

Nun hatte man böse und gute Gottheiten *). In der Natur scheinen Wirkungen gegen Wirkungen zu streiten; die einen heben die andern oft auf (ein Sturmwind z. B. vertreibt das furchtbare Gewitter). Daher glaubte man einen Kampf der guten und bösen Gottheiten gegen einander wahrzunehmen. Menschen, die uns schaden oder nützen können, werden theils durch Geschenke, theils durch Bitten gewonnen. So war es natürlich, daß man auf diese Mittel verfiel, auch die Gottheiten zu gewinnen, und dies ist der erste und einfache Ursprung des sogenanten Gottesdienstes.

Diesen Gottesdienst finden wir unter allen Völkern, welche sich aus dem ganz rohen Naturstande herausgearbeitet haben, d. i. welche zum Nachdenken über Ursache und Wirkung gekommen sind. Einige derselben verehren sichtbare Gottheiten oder Gegenstände aus der Körperwelt, die sie als Ursachen großer Wirkungen ansehen, und denen sie einen mächtigen Einfluß auf ihr Glück und Unglück zuschreiben. Es ist fast kein Gegenstand in der Körperwelt, dem diese Ehre nicht wiederfahren wäre; leblose (z. B. Flüsse, Bäume ꝛc.) und lebendige, als Schlangen und andre Thiere, Menschen, die sich durch auffallend große Thaten vor andern auszeichneten, und Himmelskörper, insbesondre die Sonne und den Mond. Andre nahmen unsichtbare Gottheiten an, stellten sie aber doch unter mancherlei Gestalten und Bildern als Gegenstände der Verehrung auf.

Wenn die Seele einmal mit Vorstellungen dieser Art erfüllt ist, daß nämlich Wirkungen unbekanter Ursachen von höhern Wesen herrühren; so findet der uns

gebil-

*) Nach der Vorstellung im Hiob (Kap. I.) erregte der Satan Gewitter, Stürme ꝛc.

gebildete Mensch, dem so vieles in der Natur unerklärbar seyn muß, überall seine Gottheiten, er mag sich hinwenden, wohin er will; er findet sie sogar in sich selbst, denn auch die Seelenwirkungen, hauptsächlich einige derselben, z. B. Träume, die Wirkungen der Phantasie bei starker Anstrengung des Geistes und in gewissen Krankheiten (Raserei), sind ihm, sind zum Theil uns selbst noch unbegreiflich. Daher glaubt er sich überall von Gottheiten umgeben, glaubt sie überall zu hören und zu sehen, und was er auch nicht hört und sieht, das malt ihm seine Phantasie als wirklich vor; er lebt gleichsam in einer bezauberten Welt (Feenwelt), wo er den unaufhörlichen Einflüssen und Einwirkungen unsichtbarer Wesen ausgesetzt ist. Seine Phantasien, seine Träume sind ihm göttliche Eingebungen und Offenbarungen. Hieraus läßt sich erklären, warum Völker, die auf dieser Stufe der Kultur stehen, so ausserordentlich religiös sind.

Es konnte nicht fehlen, daß nicht einige kluge Köpfe mit der Zeit diese Selbsttäuschung entdeckten, zugleich aber auch die beträchtlichen Vortheile voraussahen, welche sich daraus ziehen ließen, wenn sie den übrigen ihre Entdeckung verschwiegen, da ihnen denn ihre Einsicht in den natürlichen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung ein großes Uebergewicht geben mußte. Sie vereinigten sich zu dem Ende in eine geschloßne Gesellschaft, verpflichteten sich zur Verschwiegenheit, und theilten sich gegenseitig ihre Kenntnisse mit. Ihre Naturkenntniß setzte sie in den Stand, Wirkungen hervorzubringen, deren wahre Ursachen den Uneingeweiheten ein Geheimniß blieben; sie gaben sie also für Wirkungen höherer Wesen, mit denen sie in Verbindung ständen, aus, und erhielten durch diese vorgeblis

gebliche Gemeinschaft mit den Gottheiten ein ungemeßnes Ansehen. Furcht und Hoffnung, die mächtigen Triebfedern menschlicher Handlungen, benutzten sie ihren Absichten gemäß, indem sie mit Hülfe der ihnen beiwohnenden göttlichen Kräfte schaden und nützen zu können sich rühmten. Sie machten nach Belieben krank und wieder gesund; im erstern Fall schickten sie dem Menschen einen bösen Geist zu, im letztern trieben sie ihn wieder aus. Vor den Augen einer versammelten Menge machten sie öfters sehr auffallende Kunststücke, die dann diese als Wirkungen übernatürlicher Kräfte, als Wunder, anstaunte. Dies ist der Ursprung der Zauberei, welche bei aufgeklärten Völkern Taschenspielerei heißt. Man findet Zauberer unter allen Nationen, wo Glaube an höhere Wesen herrscht, die sich durch den Willen der Menschen lenken lassen *).

Eine andre Klasse von Leuten, die ebenfalls zur bessern Einsicht in die Natur der Dinge gekommen war, machte sich besonders den Glauben an göttliche Offenbarung zu Nutze. Beredtsamkeit und Dichtkunst, welche eine fast bezaubernde Gewalt über das menschliche Herz haben, dienten ihnen mehrentheils zu Beweisen, daß sie des Vertrauens der Gottheiten gewürdigt würden. Außerordentliche Geistesgaben oder Talente waren unmittelbare Wirkungen eines Gottes. Wenn ein Mann auftrat, und mit Feuer urd Enthusiasmus zur Versammlung redete; so rief der unwissende Haufe aus: Das hat er nicht von sich selbst, es spricht ein höherer Geist aus ihm! — Der Redner hätte sehr einfältig

seyn

*) Der Glaube an eine übernatürliche Kraft des Fluchens und Segnens fließt aus der Quelle des Glaubens an Zauberei.

seyn müssen, der dies ihm günstige Vorurtheil hätte widerlegen wollen. Mancher glaubte vielleicht selbst (so wie wir es noch heutiges Tages bei Schwärmern finden), daß er Eingebungen habe; die meisten aber mochten wohl aus Politik diesen Aberglauben bei andern unterhalten. Auch nahmen sie zur Bestätigung ihres vertrauten Umgangs mit Göttern angebliche Weissagungen (Orakel) und Wunder zu Hülfe. Wenn ihr Ansehen hinlänglich befestigt war, so verkündigten sie als göttliche Gesandten den Willen der Gottheiten, schrieben dem Volke im Namen derselben Gesetze vor, und legten ihm Pflichten gegen dieselben auf, deren Erfüllung Belohnungen und Glückseligkeit, ihre Nichterfüllung aber schwere Strafen zur Folge haben sollte. Zu diesen Pflichten rechneten sie insbesondre Darbringung gewisser Opfer (Geschenke) und Gebete; sie behielten sich aber vor, daß sie selbst für das Volk sowohl die Opfer, als Gebete (vorzüglich erstere), unmittelbar vor die Gottheit bringen dürften, weil sie einen nähern Zutritt zu ihr hätten. Daß dies Geschäft sehr einträglich war, läßt sich denken. So entstand der nicht minder, als die Zauberer, mächtige und ausgebreitete Priesterorden *).

In

*) Als Belag zu dieser Darstellung führe ich einige Stellen aus einer neuern schätzbaren Schrift an.

„Das Beziehen der Idee der Gottheit auf den sinnlichen Trieb des ungebildeten Menschen erregt nothwendigerweise das Bedürfniß der Versichrung des Wohlwollens, der Kenntniß des Willens, der Vorhersehung der Beschlüsse, und das Beziehen eben dieser Idee auf den sittlichen Trieb erregt eben so nothwendig das Bedürfniß der Versichrung des Wohlgefallens an den Handlungen des Menschen, der Kenntniß der Gebote des göttlichen Wesens, so wie der Mittel, diese Gebote

In diesem Orden wurde die Idee von höhern Wesen und von ihrem Verhältnisse zur Körperwelt nach und nach weiter ausgebildet, aber dem Volke entweder nichts, oder

Gote zu erfüllen, und die Gerechtigkeit des Gesetzgebers zu befriedigen. Hieraus entspringt das abgeleitete Bedürfniß einer oder mehrerer **Mittelspersonen**, welche dem Menschen kund thun, was er zu seinem Wohlseyn, oder zur Befriedigung der Forderungen des personifizirten Gesetzes (der Gottheit) zu wissen, zu thun und zu lassen habe. Es muß vorausgesetzt werden, daß solche Mittelspersonen in näherer Verbindung mit der Gottheit stehen; aber da diese nur als unsichtbares, nicht als übersinnliches Wesen gedacht wird, so enthält der Gedanke der **Möglichkeit** einer solchen Verbindung keinen Widerspruch, während die Unwissenheit des Wilden in Rücksicht auf die Wirkungsart der Natur, in Heilmitteln und andern dergleichen Dingen ihm angebliche Beweise von der **Wirklichkeit** derselbigen liefert.

So entstanden **Priester** nebst ihrem Anhang, den Wahrsagern und dergl. Menschen, die vielleicht anfangs durch einige Kenntnisse oder Geistesbildung sich auszeichneten, die aber bald anfingen, ihr Wissen und ihre Kunst unter dem Titel der Göttlichkeit dem leichtgläubigen Volke zu hohen Preisen zu verkaufen. Vermöge der Gewohnheit der Menschen, besonders der unaufmerksamen, Eigenschaften eines Gegenstandes auf einen andern, in der Idee häufig damit verbundnen, überzutragen, konnte es jenen Leuten nicht schwer werden, einen Theil der Verehrung, der dem Gegenstande ihrer Beschäftigung (der Gottheit) erwiesen ward, für sich selbst zu gewinnen. Ihre Aussprüche konnten um so eher das Ansehen der Göttlichkeit und der Untrüglichkeit erlangen, da die Gottheit, deren Willen sie kund thaten, nicht bloß moralisch-gesetzgebend; mithin kein allgemeines Kriterium (Kennzeichen), denn ein solches ist nur das Sittengesetz, vorhanden war, wornach die Aechtheit der angeblich göttlichen Gebote beurtheilt werden konnte. Ueberdieß mußte schon die Meinung von ihrer nähern Verbindung mit der Gottheit die Idee eines vielvermögenden Ansehens bei derselben

oder nur so viel davon mitgetheilt, als mit dem Eigennutz der Priester bestehen konnte. Außer der Eintheilung in gute und böse Gottheiten, erfand man auch noch eine

ben erwecken, und diese Günstlinge in den Augen des Volks eben so furchtbar, als achtungswerth machen. Kein Wunder also, wenn diese Organe der Gottheit, **anstatt** und **im Namen** der Gottheit selbst eine Herrschaft über den sinnlichen und sittlichen Trieb, über Verlangen und Furcht, über Gewissen und Seelenruhe ihrer Mitmenschen zu erlangen wußten. Diese Herrschaft und ihr Mißbrauch können und müssen nur dann aufhören, wenn die Religion als Mittel einer **moralischen** Menschenerziehung gebraucht wird. „ —

„In der That kann der Hang und der Glaube an Prophezeihungen nur durch Unbekantschaft mit dem Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen, oder durch Verwechslung des Begriffs der Kausalität mit dem Begriff der Gottheit, möglich werden. Jenes findet bei allen unaufgeklärten, dieses vorzüglich bei abgöttischen Völkern Statt. — Dem Wilden sind die Ereignisse (Begebenheiten in der Welt) unmittelbare Wirkungen der Macht und des Willens der Gottheit. Wenn und so fern ihm die Handlungsart und der Wille der Gottheit kund ist; dann und so fern weiß er alles, was geschieht und geschehen wird. Ihm komt nicht einmal der Gedanke ein, an der Möglichkeit, die Zukunft zu erfahren, zu zweifeln, so bald er nur Mittel und Wege findet, den Willen der Gottheit zu erforschen. Wie willkommen mußte solchen Menschen die Astrologie seyn! wie voll Glaubens und Zutrauens gaben sie ihre Schicksale in die Hände ihrer Priester und Weisen, und verstrickten sich in dem Netze ihrer Betrügerei! „ —

„Der Glaube an Prophezeihungen bot eine zu schöne Gelegenheit dar, die Gemüther andrer zu beherrschen, als daß sie hätte unbenutzt bleiben können. Es fanden sich daher Leute, welche eine vorzügliche Kenntniß der Wahrsagerzeichen zu besitzen vorgaben. Traten nun Fälle ein, wo die Deutung der Zeichen zweifelhaft war, so gab ihr Urtheil den Aus-

eine Rangordnung unter ihnen, und nahm sodann Ein höchstes Wesen an, dem alle übrigen untergeordnet wären. Diese wurden sämtlich auf verschiedne Art vom Volke

schlag. — So ward die Sache zur Kunst und zum Gewerbe, und so entstanden besondre Gesellschaften oder Zünfte von Wahrsagern und Zeichendeutern. — Bald ging man einen Schritt weiter. Für Leute, denen die Gottheit nur ein sinnliches Wesen ist, ist von dem Gedanken, daß der Wille derselben durch äußere Zeichen kund werde, nur ein kleiner Schritt zum Glauben an **Göttererscheinungen** und **Götterunterredungen**. Denn außer dem Ungewöhnlichen, das in der äußern Natur sich ereignet, bringt auch die menschliche Phantasie Erscheinungen hervor, welche durch das Ansehen des Außerordentlichen eine unmittelbare Einwirkung der Gottheit ahnden ließen. Dahin gehören Träume, Begeisterung †) und Wahnsinn. Daher gab es Leute, welche sich einer von den Göttern besonders verliehenen Prophezeihungsgabe rühmten, und ihre Aussprüche mit Zeichen einer Art von Begeisterung begleiteten; andre gaben Unterredungen mit den Göttern vor, und selbst die Träume galten für eine Art von Umgang mit den Göttern oder den Verstorbnen. Vielleicht entstand eben hieraus der Gedanke, die Todten aus dem Schattenreiche herüber zu rufen.

Allein auch hiermit war noch nicht alles erschöpft. Eben diejenige wunderbare Kraft, durch die man das Verborgne enthüllte, konnte auch dienen, **Wunderwerke** hervor zu bringen. Nichts kam denen, welche sich durch solche Jongleurskünste ††) Ansehen erwerben wollten, besser zu statten, als ihre Kenntniß natürlicher Heilmittel, denn nicht diesen, sondern dem unmittelbaren Einflusse der persönlichen Gegenwart der Götter wurde die Genesung eines Kranken zugeschrieben. So gering daher auch ihre Kenntniß der Heil-

kunde

†) In alten Zeiten wurden die Dichter überall für inspirirt (von einer Gottheit begeistert) gehalten. Anm. d. H.

††) Jongleurs heißen in Amerika Zauberer und Beschwörer.

Volke verehrt; auch hatten einige Völker einen Nationalgott, so wie einzelne Personen einen Schutzgott, dem sie vorzüglich Ehre erwiesen. Aber bis zu dem reinen Begriff von einem einzigen höchsten übersinnlichen oder geistigen Wesen ohne Nebengötter, welches die Welt erschaffen habe, und sie fortdauernd erhalte und regiere — zu diesem Begriff erhoben sich nur wenige Weise, die dann ihre Vorstellung entweder geheim hielten, und aus Furcht vor den Priestern und dem abergläubischen Volke geheim halten mußten; oder, wenn sie dieselbe bekant machten, bei diesem kein Gehör fanden. Denn es gehört schon ein gewisser Grad der Geistesbildung dazu, jenen erhabnen Gedanken auch nur aufzufassen und ihn nachzudenken.

Endlich erschien die Zeit, wo man es mit Erfolg unternehmen konnte, den Begriff von einem reingeisti-

kunde, der Astronomie ꝛc. seyn mochte, so wußten sie doch allem dadurch ein größeres Gewicht zu geben, daß sie es dem Volke als Götterwerk, und sich selbst als die Werkzeuge der Wunder wirkenden Gottheit darstellten. Auf der andern Seite waren sie anmaßend genug, ihre angebliche Kunst und Macht bis in das Gebiet ihrer Götter auszudehnen. Einige gaben vor, daß sie die Macht hätten, himmlische Phänomene (Erscheinungen, z. B. Mondsfinsternisse) hervor zu bringen, andre, daß sie mit Hülfe magischer Formeln, bezauberter Kräuter, durch Opfer ꝛc., Krankheiten vertreiben, und die Götter oder Dämonen selbst zu ihrem Dienst nöthigen könnten. So wurde die ganze Ordnung der Dinge verkehrt, die Meinungen irre geführt, die Gemüther beherrscht, und jeder Weg zu einer richtigern Erkenntniß dem Volke verschlossen. Aber der **Zweck** von allem war — **Priestermacht**; das **Mittel**, die **Religion**.„ S. Reinhards Abriß einer Geschichte der Entstehung und Ausbildung der religiösen Ideen, S. 65 ꝛc.

gen höchsten Wesen zum Grunde einer öffentlichen Volksreligion zu legen. Dies geschah durch die Lehre des Stifters der christlichen Religion und seiner Nachfolger. Dessen ungeachtet, und obgleich ein großer Theil von Menschen den Glauben an Einen Gott angenommen hat; so sind doch keinesweges die Begriffe aller von demselben gleich edel und des höchsten Wesens würdig, und eben so wenig macht sie dieser Glaube an sich moralisch besser, als andre, die mehrere Götter glauben, und mit ihnen auf eben der Stufe der Kultur stehen. Denn ein Mensch kann nur nach dem Maaß seines eignen Verstandes sich Begriffe von der Gottheit machen, und da dieses Maaß bekantlich selbst unter einer kleinen Anzahl von Menschen sehr verschieden ist: so müssen es nothwendig ihre Begriffe von Gott ebenfalls seyn. Viele denken bei diesem Worte gar nichts, die allermeisten aber stellen sich Gott unter irgend einem Bilde als ein sinnliches Wesen vor. Eben so ist es mit dem Einfluß dieser Vorstellung auf den sittlichen Charakter beschaffen: er ist nach der Verschiedenheit der Vorstellung verschieden. Wer würdige und vernünftige Vorstellungen von der Gottheit hat, dem können sie als Hülfsmittel zur Veredlung des Herzens dienen; aber unwürdige und niedrige Begriffe von derselben befördern Unsittlichkeit und alle Arten von Lastern. Stellt sich z. B. Jemand Gott als rachsüchtig vor, so findet er nicht nur Entschuldigung, sondern sogar Antrieb zur Rachsucht in dieser Vorstellung. Unkultivirte und ungesittete Menschen sind keines reinen Begriffs von der Gottheit fähig, und die Geschichte aller Nationen bestätigt es, daß die vernünftigsten Vorstellungen, welche weise Männer hierüber zu verbreiten suchen, unter einem rohen Volke entweder gar keinen Eingang finden, oder doch falsch

vers

verstanden und übel angewandt werden. Folglich muß Aufklärung des Verstandes und Sittlichkeit erst zur Aufnahme eines der Gottheit würdigen Begriffs vorbereiten, und die Aufklärung ist der Religion so wenig nachtheilig, daß diese vielmehr ohne jene in ihrer Reinheit nicht Statt findet. Bildung des Geistes und Herzens muß vorhergegangen seyn, ehe man den grossen Gedanken an den Weltschöpfer in seiner Vollkommenheit denken kann.

Aber wozu, möchte man fragen, wozu bedürfen wir denn überhaupt dieses Gedankens? sollen wir uns desselben nicht lieber ganz entschlagen? Wir haben genug mit dem Irdischen zu thun, warum wollen wir uns noch mit dem Ueberirdischen, wovon wir ohnehin nichts wissen, sondern nur etwas vermuthen können, befassen? —

Diese Fragen sind allerdings wichtig, und verdienen eine sorgfältige Beherzigung. Die Antwort liegt indeß zum Theil schon in dem, was vorher aus der Völkergeschichte in dieser Hinsicht angeführt worden ist. Alle Menschen empfinden nämlich das Bedürfniß, so bald sie aus dem thierisch-rohen Naturstande herausgetreten sind, die Ursachen von den Wirkungen der sie umgebenden Dinge kennen zu lernen. Dieser Trieb führt, bei dem Mangel an Naturkunde, nothwendig auf Vielgötterei, wie oben gezeigt ist. Die Idee der Gottheit hat also ihren Ursprung aus einem dem Menschen angebornen Triebe, der nur in den ersten Jahren der Kindheit schlummert, nachher aber sich bei allen ohne Ausnahme regt und entwickelt *). Dann tritt

*) Hier ist zwar eigentlich die Rede von Nationen und Völkerschaften; allein man kann eben dies auch von einzelnen Personen

die Periode der Göttererscheinungen, der Eingebungen und Offenbarungen, der Wunder und Weissagungen, ein, und von spekulirenden Köpfen wird der Grund zu einem eignen Religionssystem gelegt, welches sich auf die Nachkommen als göttlich fortpflanzt. Bei allen Nationen fällt diese Periode in das dunkle Zeitalter ihrer Kultur; die Entwicklung ihrer Begriffe zeigt bei aller Verschiedenheit, die von dem Klima und von andern Umständen abhängt, doch eine unverkennbare und auffallende Aehnlichkeit; alle endlich halten ihre mündlichen oder schriftlichen Offenbarungen für die einzig wahren, und erklären die übrigen für falsch.

In dieser Lage der Dinge wird die Religion eine Haupttriebfeder, welche die Menschen in Bewegung setzt, und man bedient sich ihrer als eines der wirksamsten Mittel, sie zu lenken und nach Absichten zu leiten.

Schon

sonen behaupten. Nicht ein einziger Mensch, der über die Kindheit des Verstandes hinaus ist, bleibt bei Wirkungen, vornämlich wenn sie ihn unmittelbar treffen, gedankenlos stehen, ohne den Ursachen nachzusinnen, und wenn er die wahren nicht findet, wenigstens erdichtete anzunehmen. Menschen von vorzüglichen Geistesgaben, verbunden mit sittlicher Güte, dergleichen es zu allen Zeiten und unter allen Völkern gab, können selbst mitten unter einem abergläubischen und abgöttischen Haufen sich zu dem Begriff eines einzigen Gottes erheben, und sie sind dennoch nicht im Stande, diesen Begriff der rohen Volksmasse annehmlich zu machen. Wir sehen dies unter andern an dem Beispiele der Israeliten. Moses befand sich in einer so günstigen Lage, daß er sogar äussere Gewalt gebrauchen konnte, und er gebrauchte sie wirklich, um die Verehrung Eines göttlichen Wesens unter seiner Nation einzuführen. Mit welchem Erfolge? — das kann man in der Bibel lesen. Kurz, die Geschichte kennt kein Volk, welches nicht seine Periode der Vielgötterei gehabt, und alsdann erst, nach der dazu nöthigen Vorbereitung durch

Kul-

Schon aus diesem Grunde kann Niemand umhin, die Religion zum Gegenstande seines ernsten Nachdenkens zu machen, damit er bei sich selbst aufs Reine komme, und wisse, wie er mit ihr daran sey. Es ist daher Pflicht eines Jeden gegen sich selbst, alle Gelegenheit zu benutzen, die sich ihm zur Aufklärung über diesen Gegenstand darbietet. Hierzu komt aber noch, daß, wenn gedankenloses Nachbeten dessen, was uns vorgesagt wird, den Verstand leer und das Herz kalt läßt, selbstgedachte Religion hingegen Geist und Herz veredelt, und den Bewegungsgründen zur Sittlichkeit neue Kraft gibt. Der Ungebildete bedarf einer vormundschaftlichen Religion, weil er, so wenig wie ein Kind, nach Gründen der Vernunft handeln kann; der Gebildete bedarf einer freien und gereinigten Religion zu seiner weitern Ausbildung und zur Verschönerung seines Le-

Kultur, sich zur Annahme des einzigen wahren Gottes geneigt hätte finden lassen. S. auch **Meiners** Grundriß der Geschichte aller Religionen, S. 6-7.

Wenn ich sage, daß die Idee der Gottheit dem etwas gebildeten Menschen natürlich und nothwendig sey, so behaupte ich zugleich damit, daß es keinen Gottesläugner (Atheisten) gegeben habe und geben könne, und auch dies scheint mir allerdings gegründet zu seyn. Ich verstehe aber unter einem Atheisten denjenigen, welcher läugnet, daß jede Wirkung ihre Ursache hat, und von einem solchen Menschen habe ich noch nie gehört. In der Bestimmung der Ursachen und in den Begriffen von denselben weichen freilich einige von der gemeinen Meinung ab; aber sie läugnen doch nicht das **Daseyn** oder die **Wirklichkeit** einer ersten Ursache der Naturwirkungen. Es verhält sich hiermit eben so, wie mit der menschlichen Seele. Kein Verständiger wird läugnen, daß Etwas in ihm sey, wovon das Denken und Wollen als Wirkung angesehen werden müsse; aber dies Etwas stellt sich der Eine so, der Andre anders vor.

bens. Wenn sie aber dazu dienen soll, so muß sie durch keine Art von Zwang ihm aufgenöthigt seyn, sondern vernünftige Belehrung und eignes Gefühl des Bedürfnisses müssen sie ihm werth machen. Dies Gefühl entsteht von selbst, wenn der Mensch anfängt, an seine Bestimmung und an sein Schicksal nach dem Tode zu denken, welcher Gedanke sich dem über das tägliche Einerlei Erhebenden fast unwillkührlich aufdringt. Beides — unsre Bestimmung und unser Schicksal nach dem Tode — erhält nur durch den Glauben an ein höchst weises und gütiges Wesen einen beruhigenden Aufschluß. Laßt uns also sehen, worauf sich dieser Glaube gründet, und ob es ein Vernunftglaube sey.

Wir gehen von dem Erfahrungssatz aus: Alles, was geschieht, hat eine Ursache. Nun sehen wir viele Verändrungen in der Natur, wovon wir die nächsten Ursachen zwar angeben können, aber nicht die entfernten, und von einigen dieser Verändrungen sind wir auch nicht einmal im Stande, die nächsten Ursachen sinnlich wahrzunehmen, sondern wir müssen durch einen Schluß sowohl das Daseyn, als die Beschaffenheit derselben voraus setzen, um die Wirkungen darnach mit Wahrscheinlichkeit erklären zu können. Man darf sich nicht weit umsehen, um Verändrungen dieser Art zu entdecken; wir finden sie in und unter uns selbst. Wir kommen ohne unser Wissen und Wollen auf die Welt; wir denken, wollen und handeln; wir treiben uns eine Zeitlang auf diesem Schauplatz umher, und verschwinden dann wieder. Wer hat uns diese Rollen zugetheilt? Durch die Zeugung entstehen wir auf eine zwar natürliche, aber uns doch unbegreifliche Weise; von wem rührt diese Einrichtung her? Wer legte die zeugende Kraft in den ersten Menschen? Denn ein Menschengeschlecht

schlecht ohne Anfang ist nicht denkbar. Auch dürfen wir nur die Geschichte mit einem aufmerksamen Blick überschauen, um uns zu überzeugen, daß das Menschengeschlecht nicht von einer unendlichen Reihe von Jahren, nicht von Ewigkeit her da seyn kann. Die Geschichte geht nur etliche tausend Jahre hinauf, und in diesem Zeitraum sind die Menschen in Wissenschaften und Künsten, und überhaupt in dem Gebrauch ihres Verstandes merklich fortgerückt. Wenn nun das Menschengeschlecht immer mehr an Aufklärung gewinnt, je länger es auf der Erde lebt: so folgt daraus, daß es zu der Zeit noch nicht gar lange da gewesen war, als es sich in Unwissenheit befand, und daß es irgend einmal entstanden ist. Aber wie entstand es? Etwa nach Gesetzen der Natur, wie Bäume und Pflanzen? — Gesetze der Natur wirken unabänderlich und ohne Aufhören, folglich müßten nach jenen Gesetzen auch jezt noch Menschen entstehen. Hat das Menschengeschlecht einen Anfang (und die Vernunft findet Widerspruch in der Behauptung des Gegentheils); so muß es nothwendig auf eine ganz ungewöhnliche, und völlig unbekante Weise hervorgebracht seyn, und die Ursache, welche hier gewirkt hat, muß Verstand und Willen haben; Verstand, denn wir sehen Mittel und Zweck schon im Bau des menschlichen Körpers in schönster Harmonie zusammen stimmen; Willen, weil sonst, wie bey allen mechanisch wirkenden Kräften der Natur, die Wirkung, d. i. die Hervorbringung der Menschen auf jene Art, noch immer fortdauern müßte.

So führt uns denn die Vernunft durch eine Reihe von Schlüssen auf eine erste Ursache oder Kraft, von welcher das Menschengeschlecht seinen Ursprung hat, und wir schließen weiter: Eine Kraft, die das vollkom-

menſte Geſchöpf auf der Erde, den Menſchen, hervorbringen konnte, war gewiß auch im Stande, die übrigen Geſchöpfe auf derſelben und die Erde ſelbſt hervorzu bringen. Die Erde aber ſteht als ein Theil des unermeßlichen Weltgebäudes mit dieſem in ſo genauer Verbindung, daß ſich nichts anders denken läßt, als: Das Ganze hat nur Einen Urheber.

Hier verliert ſich unſer Geiſt in unergründlichen Tiefen des Gedenkbaren. Wir ſinnen und ſinnen, und möchten dies erhabne Weſen gern näher kennen lernen. — Umſonſt! Die Erfahrung, auf welche geſtützt unſre Vernunft bis dahin uns ſicher leitete, verläßt uns gänzlich, und was wir (außer einigen aus der Beſchaffenheit ſeiner Werke hervorleuchtenden Eigenſchaften) noch weiter von ihm ſagen können, beſteht in wahrſcheinlichen Vermuthungen.

Alle Kräfte in der Natur, ſo weit wir ſie kennen, ſind unſichtbar; nur die Materie, mittelſt deren ſie wirken, iſt ſichtbar. Wir werden alſo wohl nicht irren, wenn wir jene Kraft, die Alles hervorgebracht hat. für unſichtbar halten, und ſie, in ſo fern ſie eine denkende Kraft iſt, einen Geiſt nennen. Aber was iſt eine unſichtbare Kraft? — Das wiſſen wir nicht. Von wem hat der höchſte Geiſt ſeinen Urſprung? — Wir müſſen annehmen, daß er keinen Urſprung hat, denn ſonſt wäre er nicht die erſte Urſache von Allem, und eine erſte Urſache Alles deſſen, was da iſt, können wir ohne Widerſpruch der Vernunft nicht läugnen. Wir ſtellen uns alſo vor, dieſer höchſte Geiſt habe keinen Urſprung, ſondern er ſey von Ewigkeit her durch ſich ſelbſt vorhanden. Was heißt „von Ewigkeit her?„ und „durch ſich ſelbſt da ſeyn?„ — Wir wiſſen es nicht. Wann und zu welchem Zweck ſchuf er die Welt? —

Auch

Auch das wissen wir nicht; auf den letzten Theil der Frage zwar pflegt man zu antworten: um durch empfindende und denkende Wesen außer sich Glück zu verbreiten. Wo befindet sich dieser höchste Geist? — Das ist uns unbekant. Was macht er, seitdem er die Welt geschaffen hat? — Wir wissen es nicht; da aber Alles, so viel wir davon sehen und bemerken können, was er geschaffen hat, fortdauert, und Bewegung und Leben in der Natur nach unveränderlichen Gesetzen erhalten wird: so vermuthen wir, daß diese Erhaltung des Ganzen gleichsam seine Beschäftigung sey, wenn wir von Menschen auf das höchste Wesen so schließen dürfen. Man nennt diese Erhaltung des unveränderten Ganges der Natur mit einem nicht recht schicklichen und leicht mißzuverstehenden Worte: Regierung. Wann ist unsre Erde geschaffen worden? Wahrscheinlich mit den andern Weltkörpern zugleich, mit welchen sie durch ihre Bewegung Zusammenhang hat. Und die Menschen? — Wir wissen nur so viel, daß die Erde sehr große Verändrungen erlitten hat, wo mehrere Geschlechter von Thieren ganz vertilgt worden sind *); ob dies nun auch der Fall mit den Menschen gewesen sey, davon findet man keine Anzeige. Genug, ein sehr hohes Alter, z. B. von Millionen Jahren, wie einige Nationen zählen, kann das Menschengeschlecht wohl nicht haben, weil es sonst, wenigstens hier und da, in der Kultur weiter seyn müßte.

Da jedes Wesen seine Eigenschaften hat, und die Eigenschaften der Kräfte aus ihren Wirkungen erkant wer-

*) S. den ersten Theil dieses Lehrbuchs S. 768–772. Auch Moses beschreibt nicht sowohl die Schöpfung der Erde, als vielmehr die Erneuerung und Wiederbevölkerung derselben nach einer totalen Verwüstung.

werden: so können wir auch dem höchsten Wesen Eigenschaften beilegen, die in seinen Wirkungen, d. i. in den Werken seiner Schöpfung, sich zeigen. Die erste derselben ist: eine sehr große, unsern Verstand weit übersteigende Macht. Wir sind nicht vermögend, zu begreifen, wie auch nur Ein Sandkörnchen erschaffen werden könne, vielweniger sehen wir ein, wie das ganze große Weltgebäude hervorgebracht worden sey. Daher schreiben wir dem Urheber desselben eine allesvermögende Kraft, eine Allmacht, zu. Wir erkennen ferner, daß überall in der Natur Mittel und Zweck in vollkommenster Harmonie mit einander stehen, und dies leitet uns auf den Begriff von der hohen Weisheit des Schöpfers. Endlich sehen wir auch, daß für die Bedürfnisse und das Wohlseyn aller auf der Erde lebenden Geschöpfe hinlänglich gesorgt ist, und so denken wir uns Gott als ein sehr gütiges Wesen, welches will, daß alle seine Geschöpfe glücklich seyn sollen.

Dieser Glaube an ein allmächtiges, höchst weises und gütiges Wesen entspringt also aus einer aufmerksamen Betrachtung und Erkenntniß der Natur, welche aber dem Menschen nicht so nahe lag, daß er bald dazu gelangen konnte. Denn es ist nicht genug, die Natur und ihre Wirkungen oberflächlich zu bemerken, sondern man muß den Ursachen nachforschen, aus welchen sich die Wirkungen auf eine für die Vernunft befriedigende Art erklären lassen. Hierzu wird eine lange Beobachtung, Vergleichung und vieles Nachdenken erfordert, welches der Mensch aus einem natürlichen Hang zur Trägheit scheuet. Nur zwei Haupttriebfedern setzen ihn in Thätigkeit: Bedürfniß und Vergnügen. Das Bedürfniß, oder vielmehr eine instinktartige Neigung der Seele, treibt nun zwar auch den unkultivirten

Men-

Menschen, so bald er nur zu einigem Gebrauch der Vernunft gekommen ist, sich Ursachen zu denken, wo er Wirkungen sieht; aber es ist begreiflich, daß derjenige, welcher zuerst von dieser oder jener Wirkung eine Ursache suchte, nicht gleich die wahre fand, und eben so begreiflich ist es, daß er sich dabei beruhigte, wenn sie ihm nur einigermaßen Aufschluß gab. Da die wirkenden Kräfte in der ganzen Natur unsichtbar sind, und nur durch Schlüsse aus vielfältigen Erfahrungen gefolgert werden: so konnte der Unerfahrne nicht anders, als jene Kräfte für unsichtbare, willkührlich handelnde Wesen, für Geister halten. Dies lehrte der Vater den Sohn, und was hätte diesen nun noch reizen sollen, weiter nachzudenken, und zu untersuchen, ob wirklich Geister z. B. Gewitter erregen, ob die sogenanten Sternschnuppen Seelen der Verstorbnen sind (wie der Grönländer glaubt), welche vom Himmel herab kommen, um ihre Verwandte zu besuchen, u. d. m. Er fühlte keinen Antrieb in sich, seine Kraft zu dieser Untersuchung anzustrengen, denn sein Bedürfniß war befriedigt, und von dem Vergnügen, welches die Erkenntniß der wahren Ursachen der Dinge gewährt, ahndete ihm nichts. Außerdem war von jeher der größte Theil der Menschen genöthigt, bloß auf die Befriedigung der noch dringendern körperlichen Bedürfnisse zu denken, und die wenige Zeit, welche ihnen davon übrig blieb, füllte Genuß sinnlicher Vergnügungen aus. Was also hierauf nicht unmittelbare und in die Augen fallende Beziehung hatte, das weckte auch das Nachdenken des großen Haufens nicht, und er nahm lieber die Meinungen darüber, die er schon vorfand, im Glauben an. Die wenigen, welche durch vorzügliche Geistesgaben und günstige äußere Umstände in Stand gesetzt

wurs

wurden, sich wahre Naturkenntnisse zu erwerben, und somit auch die Meinungen von Gottheiten und Geistern und von ihrem Einflusse auf die Körperwelt zu berichtigen, hielten ihre Entdeckung zurück, entweder weil das Volk ihnen der Mittheilung noch nicht fähig schien; oder — und dies war meistens der Fall — weil Eigennutz und Herrschsucht ihnen von der Geheimhaltung ihrer Kenntnisse große Vortheile versprachen. Unter diesen Umständen bildete sich der oben erwähnte Aberglaube von Zauberei, von Wundern, von Geisters-Erscheinungen ꝛc., welcher Aberglaube selbst da noch herrschend blieb, als schon der vernunftmäßige Glaube an Ein höchstes Wesen die Vorstellung von mehrern Gottheiten verdrängte, und öffentlich gelehrt wurde.

Es sind vornämlich zwei Sätze aus den Zeiten der Unwissenheit, wo Vielgötterei allgemeiner Volksglaube war, in die Lehre vom Daseyn eines einzigen Gottes mit übergegangen: 1) daß Gott unmittelbar auf die Menschen wirke, und unmittelbar diejenigen Erscheinungen in der Natur hervorbringe, welche doch, wie die Erfahrung zeigt, nach unwandelbaren Naturgesetzen geschehen; 2) daß der Mensch eben so wiederum auf Gott wirken, und ihn zu Handlungen und willkührlichen Abändrungen der Naturgesetze bewegen könne. Beide Sätze sind fruchtbar an Folgen, und zwar größtentheils sehr schädlichen Folgen, für die Menschheit gewesen. So machte man z. B. Gott zum unmittelbaren Urheber aller großen, erhabnen und guten Gedanken, folglich auch der daraus entspringenden Handlungen eines Menschen *). Einem Volke, welches sich in der

*) So wie das Böse im Menschen nicht von ihm selbst, sondern von einem bösen Geiste, vom Teufel, herrührte.

Noch

der dicksten Finsterniß der Unwissenheit befand, und welches alle, besonders ungewöhnliche Natur-Erscheinungen, der unmittelbaren Wirkung einer Gottheit zuschrieb, mußten auch außerordentliche Geistesgaben eines Menschen unmittelbare göttliche Wirkungen scheinen. Wenn nun ein solcher im Feuer seines Geistes sprach, schrieb, oder that, so war es auf göttlichen Antrieb geschehen. Diese Vorstellungsart erhielt sich, wie gesagt, auch noch zu der Zeit, da der Begriff von Einem höchsten Wesen schon gangbar geworden war. Von unzähligen Beispielen nur Eins: In den Propheten-Schulen der Juden, wo junge Leute zum Dienst im Tempel vorbereitet wurden, legte man sich unter andern auf Musik und Dichtkunst, und stellte zu dem Ende auch öffentliche Uebungen an. Einst wollte Saul eine solche Anstalt besehen; ein Chor Sänger begegnete ihm; er mischte sich unter sie, wurde von Begeisterung ergriffen, und weissagte, d. i. sang mit ihnen. Das drückt der Schriftsteller so aus: der Geist Gottes gerieth über ihn, daß er unter ihnen weissagte (1 Samuel. X, v. 10). Noch jezt gibt es christliche Sekten (z. B. die Quäker und Herrenhuter), welche unmittelbare Einwirkungen Gottes in die Seelen der Menschen für eine ausgemachte Sache halten, wobei sie sich auf ihre eignen Empfindungen berufen.

Wenn

Noch heutiges Tages sagt der gemeine Mann: Der hat sich auch von Satan blenden lassen; der Teufel hat ihm so lange zugesetzt, bis u. s. w. Und dies sind ihm nicht etwa bloß uneigentliche Redensarten, er meint es vielmehr im völligen Ernst so.

Die ganze Lehre vom Teufel ist bekanntlich auch heidnischen Ursprungs.

Wenn man einmal den Satz angenommen hat, daß alles, was geschieht, nicht von bestimmten Gesetzen, sondern von Gottes unmittelbarem Entschluß abhängt: so verfällt man leicht auf den Gedanken, dieses mächtige Wesen, dem die ganze Natur zu Gebote steht, für sich zu gewinnen, damit es die Natur zu unserm Vortheil wirken lasse. Aus dieser Quelle flossen nun diejenigen Handlungen, wodurch die Menschen Gott zu bewegen glaubten, das allgemeine Beste des Ganzen — denn darauf zwecken doch die unveränderlichen Naturgesetze ab — ihrem besondern, gewöhnlich schlecht berechneten, Nutzen aufzuopfern. Auch diese Meinung, welche ursprünglich aus heidnischem Aberglauben entstand, erhielt sich noch bei der Lehre von Einem Gott. Seltsame Gebräuche und Zeremonien, körperliche Reinigung, Fasten und mancherlei Kasteiungen, vorzüglich aber Opfer und Gebete waren die Mittel, denen man eine geheime Kraft beilegte, auf die Gottheit zu wirken, und sich derselben wohlgefällig zu machen; so wie man hingegen durch gewisse Handlungen sie zu beleidigen und zu erzürnen sich einbildete. Zu diesen Handlungen rechnete man nicht nur die unsittlichen, sondern auch solche, welche gegen willkührliche, im Namen der Gottheit von den Priestern vorgeschriebne Gesetze begangen wurden. Dergleichen Handlungen nante man Sünden, und jede Sünde mußte auf eine oder die andre Art gebüßt werden, wenn man dem Zorn und der Strafe Gottes entgehen wollte. Ein beleidigter rachsüchtiger Mensch verlangt den Tod seines Feindes; nichts kann ihn versöhnen, als Blut. Diese unedle Leidenschaft dichtete man auch Gott an, und dies gab Anlaß zur Erfindung der blutigen Versöhnungsopfer. In gewöhnlichen Fällen war es zur Versöhnung hinreichend, wenn

wenn ein Mensch an seiner Statt ein Thier opferte; der aufsteigende Rauch von dem verbranten Thiere war (nach der jüdischen Vorstellung) Gott ein süßer Geruch. Unter Heiden waren auch Menschenopfer gebräuchlich, und daß die Juden es wenigstens für möglich hielten, man könne sich bei Gott damit angenehm machen, sieht man aus der bekanten Erzählung von Abraham und seinem Sohn, und aus der vom Geschichtsschreiber gar nicht gemißbilligten Aufopferung der Tochter Jephtha (Richt. XI, 39) *). Sogar der Prophet Jonas meinte, daß Gott ihn seines Ungehorsams wegen zum Opfer verlangte, denn er sagt: Nehmt mich, und werft mich in das Meer, so wird euch das Meer stille werden; ich weiß, daß solches große Ungewitter über euch komt um meinetwillen (Kap. I, 12).

Das Gebet (worunter man aber hier nicht Anbetung und Dank, sondern Bitten um Zuwendung irdischer Güter und Abwendung zeitlicher Uebel zu verstehen hat) war das zweite Hauptmittel, wodurch man auf die Gottheit wirken zu können hoffte. Im Heidenthum sahe man Gebete für Zauberformeln an, und schrieb ihre ganze Wirksamkeit einer gewissen Folge von Wörtern zu. Da man die Kraft des Gebets nicht in den Gesinnungen des Betenden, sondern in den von ihm ausgesprochnen Worten suchte; so mußte man nothwendig glauben, daß lange und oft wiederholte Gebete am wirksamsten wären. Dieser Aberglaube ging

*) Ein Schulmeister brachte durch unvorsichtige Anpreisung des Glaubens Abrahams einen Bauer zum Kindermord. S. Bekkers deutsche Zeitung St. 41. Jahrg. 1795. — Das Verbrennen der Ketzer ist im Grunde auch nichts anders, als ein Gott dargebrachtes Menschenopfer.

ging nicht nur in das Judenthum, sondern selbst in das Christenthum über. Auch kam man auf den sinnreichen Einfall, Andre für sich beten zu lassen, und sie für diese Mühe zu bezahlen, welches bekantlich ebenfalls noch unter uns Statt findet, indem z. B. Kranke sich Gebete in der Kirche erkaufen. Mit dieser Meinung von der Wirksamkeit des Gebets hängt auch der Glaube an die Kraft des Segnens und Fluchens zusammen.

Wenn wir nun die Vorstellung von der unmittelbaren Wirkung Gottes auf die Menschen und von der Zurückwirkung dieser auf Gott nach der Vernunft prüfen; so finden wir leicht, daß alles, was hierher gehört, gänzlich außer dem Kreise unsrer Erfahrung liegt. Die Erfahrung lehrt vielmehr, wie es scheint, das Gegentheil: Die Himmelskörper bewegen sich noch jezt in eben der Ordnung, wie vor Jahrtausenden; die Naturbegebenheiten haben ihren Grund in natürlichen Ursachen, und wo diese nicht wirken, da erfolgen auch jene nicht; es entstehen z. B. keine Wolken ohne Dünste, kein Regen ohne Wolken, und ohne dieselben kein Gewitter; der Mensch selbst handelt nach seinen Trieben und nach seiner Erkenntniß, wenn er frei handeln kann; er ist sich nie bewußt, daß ein fremder Geist seine Gedanken hervorbringe ꝛc. Nimt man das lezztere an, wie unwissende und schwärmerische Leute gethan haben, so fällt alle Sittlichkeit über den Haufen, und es können dem Menschen weder gute noch böse Handlungen zugerechnet werden, weil er nicht selbst Urheber derselben ist.

Wozu hilft denn nun aber der Glaube an das Daseyn eines höchst mächtigen, weisen und gütigen Wesens? — Wenn alles in der Natur nach gewissen

unvers

unveränderlichen Regeln ununterbrochen seinen Gang fortgeht, wenn selbst die Handlungen der Menschen und die daraus entstehenden Begebenheiten in der moralischen Welt nicht durch unmittelbare Einmischung der Gottheit gelenkt werden, sondern wenn auch diese einen ganz natürlichen Grund und Zusammenhang haben: so kann es mir ja wohl sehr gleichgültig seyn, ob ein Gott da ist, oder nicht? Ich gewinne und verliere nichts dabei, ich mag Ein höchstes Wesen an die Spitze der Schöpfung stellen, oder diese als ein Werk des Schicksals und der Nothwendigkeit betrachten. Auf mein Glück und Unglück in diesem Leben scheint der Glaube an ein solches Wesen keinen Einfluß zu haben. Denn wenn ich die Sittenregeln, welche die Vernunft mir vorschreibt, treu befolge, so geht es mir wohl; folge ich ihnen nicht, so geht es mir übel. Es ist also klar, daß mein Glück und Unglück bloß von mir abhängt, und daß ich dazu keines Gottes (der ohnehin nach jener Vorstellung für mich so gut als nicht da ist) bedarf. — Doch ich besinne mich: der sittlich gute Mensch ist nicht immer glücklich; oft ists der Böse mehr, als er; der Tugendhafte wird oft vom Lasterhaften verfolgt, gedrückt und zu Boden getreten, während diesem alles nach Wunsch geht. Hiernach scheint es fast, als ob kein weises und gütiges, d. i. gerechtes, Wesen die Welt eingerichtet habe. Und was ist denn auch das glücklichste Leben, wenn es zu Ende ist? Was hat der Mensch von aller seiner Mühe und Arbeit unter der Sonnen? — Nichts, als — selbst in der günstigsten äußern Lage — einen flüchtigen, mit manchen Bitterkeiten untermischten Genuß angenehmer Empfindungen. Und wie vielen Millionen ist auch dieser sehr kärglich zugemessen! Wie viele verschmachten ihre Tage

ge in unaussprechlichem Jammer und Elend, das sie nicht verschuldet haben, und sterben dahin, ohne von den Freuden des Lebens, womit Andre bis zum Uebermaaß überschüttet werden, mehr, als gerade nöthig war, sie von der Verzweiflung zurück zu halten, geschmeckt zu haben! — Je mehr ich hierüber nachdenke, desto weiter gerathe ich in ein Labyrinth, wo sich mir kein Ausgang zeigt. —

Wir wollen sehen, was die Vernunft auf diese Fragen zu antworten hat.

a) Was nützt es, das Daseyn eines Gottes anzunehmen, wenn doch alles nach unveränderlichen Gesetzen geschieht? — Ich frage dagegen: Was würde es dir nützen, wenn dies nicht geschähe? wenn Gott alles willkührlich durch fortgesetzte Wunder anordnete, so, daß wir keinen regelmäßigen, sondern regellosen Gang der Dinge vor uns sähen? Oder meinst du, er würde alsdann diesen Gang auf dein Gebet bloß zu deinem Vortheil einrichten? Und wenn nun mehrere zu gleicher Zeit ihn darum bäten, und der Eine gerade das Gegentheil von dem verlangte, was der Andre haben wollte, wem sollte er da helfen? — Vielleicht wolltest du aber nicht den Gang der Natur, sondern nur dein Schicksal von der Allmacht gern geändert wissen; allein dieses ist mit jenem so genau verbunden, daß eins ohne das andre nicht geändert werden kann. Deine Geburt, deine Erziehung, dein Umgang, deine äussern Verhältnisse — dies und mehr dergleichen Umstände bestimmen dein Schicksal, welches kein Gott, ohne den Zusammenhang des Ganzen zu unterbrechen, ändern kann.

Soll also jene Frage so viel heißen, als: Ich mag lieber gar keinen Gott glauben, wenn es nicht ein solcher

cher ist, der auf mein Gebet dies und das, wie ich es wünsche, einrichtet, oder der, wie man zu sagen pflegt, Gebete erhört; so antwortet die Vernunft: dann glaube keinen; einen solchen kenne ich nicht *).

Obige Frage kann aber auch noch einen andern Sinn haben; sie kann sagen wollen: Ist es in irgend einer Hinsicht für den Menschen besser, wenn er einen Gott glaubt, als wenn er keinen glaubt? Und dies läßt sich mit Ja beantworten. Denn wer keinen Gott, d. i. kein von der sichtbaren Welt verschiednes, denkendes Wesen glaubt, der muß die Welt selbst für eine Gottheit halten, d. h., er muß annehmen, die Welt habe den Grund ihres Daseyns in sich selber, und sey von Ewigkeit her durch sich selbst vorhanden. Was hat er nun aber dadurch gewonnen, daß er die Welt und nicht ein von derselben verschiednes Wesen als Gottheit betrachtet? Und welche Meinung ist wahrscheinlicher? Wir sehen doch offenbar in der Natur Einheit und Zweck bei aller Mannichfaltigkeit. Die Himmels-

*) Ich bitte die Leser, diesen hart scheinenden Satz nicht im voraus zu verdammen, ehe sie das Folgende gelesen haben. Die Lehre ist ächt lutherisch, wie ich aus dem Katechismus beweisen kann. Luther sagt in der Erklärung des sogenanten Vaterunsers: Gott gibt uns zwar unser täglich Brodt (alle unsre Bedürfnisse) ohne unser Bitten (also auf dem gewöhnlichen und natürlichen Wege, nicht erst auf unser Bitten und durch Wunder); aber wir bitten in diesem Gebet (wir beten in der Absicht), daß ers uns wolle erkennen lassen (daß unser Herz aufmerksam auf die Güte Gottes werde). — Und das ist der eigentliche Gesichtspunkt, aus welchem man den Nutzen des Gebets überhaupt ansehen muß. Vergl. hiermit den Aufsatz in Sintenis Umwandlung der Moral des Urchristenthums ꝛc.: Ueber die Kraft des Gebets.

körper z. B., die zu unserm Sonnensystem gehören, harmoniren alle zu Einem Ganzen, und aus ihrer Bewegung, in so fern sie auf die Erde Beziehung hat (denn von den andern können wir dies nicht wissen), leuchtet ein für die darauf befindlichen Geschöpfe wohlthätiger Zweck hervor. Diese Einheit und dieser Zweck setzen nothwendig ein verständiges Wesen voraus. Können wir aber wohl der Welt, d. i. der Materie, Verstand beilegen? — Es ist also erstlich für unsre Vernunft befriedigender, einen Gott (in dem oben angegebnen Sinn) zu glauben. Aber auch das Herz gewinnt dabei an Beruhigung. Hat ein weises und gütiges Wesen die Welt geschaffen; so hat es auch gewiß bei Hervorbringung der Menschen einen weisen und gütigen Zweck gehabt, und dieser Glaube dient uns zu einem sichern Leitstern in den finstern Irrgängen des Schicksals. Hat ein Gott die Welt geschaffen, so erweckt der Anblick der Natur unendlich mehr Vergnügen in mir, als wenn ich die blinde Nothwendigkeit zum Urheber derselben mache. Ich finde dann überall, in dem kleinsten Wurm, wie in den Riesen der Schöpfung, dem Wallfisch und Elephanten, den Abdruck seiner Allmacht und Weisheit. Den Unendlichen aus seinen Werken immer mehr kennen zu lernen, dies wird dann für mich eine unerschöpfliche Quelle der reinsten Freuden. Ist ein Gott Urheber meines Daseyns, so finde ich einen neuen Antrieb in mir, moralisch-gut zu werden, und seine Absicht (daß ich durch sittliche Güte den Grund zu meiner wahren Glückseligkeit legen soll), so viel in meinen Kräften steht, zu erfüllen.

b) Wenn ich die Sittenregeln — so lautet ein andrer Einwurf —, welche die Vernunft mir vorschreibt, treu befolge, so geht es mir wohl; folge ich ihnen nicht,

so

so geht es mir übel. Mein Glück und Unglück hängt also in diesem Betracht bloß von mir ab, und ich bedarf dazu keines Gottes.

Es ist wahr, die Sittenlehre der Vernunft gründet sich bloß auf Verhältnisse dieses Lebens. Sie sagt: Sei mäßig, sei arbeitsam; erfülle die Pflichten, welche du andern schuldig bist. Thust du dies nicht, so wirst du dir tausenderlei Unannehmlichkeiten zuziehen, und dir dein Leben verbittern. Folglich nimt sie keinen Beweggrund vom Glauben an Gott her, und dies kann sie auch nicht, wenn sie eine reine Sittenlehre der Vernunft, und nicht Religionslehre seyn soll. Der vernünftige Mensch muß den Vorschriften der Vernunft folgen, gesetzt auch, er zweifelte an dem Daseyn Gottes; denn seine Vernunft räth ihm, jene Vorschriften als Mittel zu seinem wahren Wohlseyn anzunehmen. In so fern ist also die Sittenlehre von dem Glauben an Gott unabhängig.

Allein ein andres ist es, wenn ich mich wirklich schon vom Daseyn Gottes überzeugt halte; da betrachte ich mich in Beziehung auf dies Wesen, und finde in dieser Beziehung einen neuen Grund zur Ausbildung meiner sittlichen Natur. Ich schließe so: Da ein Gott ist, der die Fähigkeit in dich gelegt hat, moralisch-gut werden zu können, und da er mit dem Bewußtseyn des Strebens nach diesem Zweck ein seliges Gefühl verbunden hat: so muß es auch sein Wille seyn, daß du diesen Zweck zu erreichen suchst. Du beförderst die Absicht Gottes, indem du deine eigne Glückseligkeit beförderst. Wenn diese sonst der nächste und einzige Beweggrund zur Moralität war; so kann der Gedanke: „mit Gott gleichen Zweck zu haben,„ den Geist erheben, und ihn durch das edle Selbstgefühl seiner Würde auf dem

Wege der Tugend stärken. Wer diese Stimmung der Seele hat, der hat Religion, oder, wie es in der oben empfohlnen Schrift „über die Lage des Menschen„ heißt: Wenn wir die Moral deswegen befolgen, weil wir in ihr eine göttliche Anordnung zu unsrer Glückseligkeit anerkennen: so ist diese Gemüthsbeschaffenheit Religion.

Also gibt mir der Glaube an Gott zwar einen neuen Beweggrund zur Tugend, aber er legt mir keine neue Pflichten auf, keine solche, die ich nicht schon erfüllen müßte, wenn ich auch diesen Glauben nicht hätte. Aber schreibt mir dieser Glaube nicht etwa Pflichten gegen Gott vor? Keinesweges. Eine Pflicht gegen Gott ist undenkbar. Denn was nennen wir Pflicht? — Diejenige Handlung, welche die Vernunft als nothwendig anerkennt zur Beförderung unsrer eignen und andrer Menschen Glückseligkeit. Mit Gott stehen wir in keinem solchen Verhältniß, daß wir auf ihn wirken, und Veränderungen in ihm hervorbringen können, folglich haben wir auch keine Pflichten gegen ihn zu beobachten. — Wenn wir nun aber seine Allmacht, seine Weisheit und Güte erkennen; sollen wir ihn dann nicht verehren und lieben? ist dies nicht Pflicht für uns? — O traurig! (und gewiß auch vergeblich!), wenn das erst zur Pflicht gemacht wird. Pflicht hat es immer mit Ueberwindung gewisser Schwierigkeiten und Hindernisse zu thun; wir sollen mäßig seyn, weil wir eine Neigung zur Unmäßigkeit haben, die uns schädlich ist; wir sollen arbeitsam seyn, weil wir zur Trägheit geneigt sind. Kann man nun aber wohl sagen: Wir sollen Gott lieben und verehren, weil wir keine Neigung dazu haben? Und sollte Gott mit einer solchen Verehrung und Liebe gedient seyn, wogegen das Herz

einen

einen Widerwillen, eine Abneigung fühlt? — Von dem Nachtheil der Nichtbeobachtung der Pflichten gegen uns selbst und gegen Andre können wir uns durch die Erfahrung überzeugen; können wir das aber auch von dem Nachtheil der vernachlässigten Verehrung Gottes? — Gesetzt aber, wir wollten es Pflicht nennen, so wäre es doch nur Pflicht gegen uns selbst, und nicht gegen Gott, denn nicht in ihm, sondern in uns bringen wir dadurch vortheilhafte Veränderungen hervor, und auch dies nur, wenn es selbstgefühltes Bedürfniß für uns ist, wenn wir bei Betrachtung seiner Werke, oder bei dem Nachdenken über seine Güte, einen Drang empfinden, unser Herz zu ihm zu erheben. In diesem Fall wird die Verehrung Gottes nicht nur ein Mittel zu unsrer Veredlung, sondern sie ist auch die Quelle des reinsten Vergnügens. So ist es mit allen übrigen sogenanten Pflichten gegen Gott und mit der Religion überhaupt beschaffen: sie soll bloß Sache des Herzens seyn, und nicht um Gottes willen, sondern um unsrer selbst willen geübt werden. Die Besuchung der Kirche ꝛc. ist kein Gottesdienst, sie ist vielmehr ein Dienst, den wir uns selbst erweisen, denn wir sollen ja dadurch besser und glücklicher werden, nicht Gott, welches ein abgeschmackter Gedanke wäre. Zum Ueberfluß bestätige ich das bisher Gesagte noch mit ein paar Stellen aus andern Schriften.

„Da die Religion keinen andern Zweck hat, oder haben kann, als den: die Menschen zu ihrem eignen Besten zu belehren*); so ist zuvörderst so viel klar und gewiß, daß sie — nicht etwa eine Sache Gottes, die er um sein selbstwillen uns anzunehmen und auszu-

*) Der Verf. verbindet nämlich ebenfalls Moral mit Religion.

üben zur Pflicht mache — sondern unsre eigne höchste Angelegenheit sey. Wir müssen daher auch die Verehrung Gottes, die sie uns vorschreibt, keinesweges als einen Dienst, den wir Gott, sondern als eine Wohlthat betrachten, die wir uns selbst zu erweisen haben, weil nicht er, sondern wir dabei gewinnen, indem wir dadurch besser, ruhiger und glücklicher werden. Wer die Religion aus Leichtsinn vernachlässigt, oder aus Unverstand verwirft, der sündiget dadurch nicht gegen Gott oder gegen andere Menschen, sondern gegen sich selbst. Er verdient also auch von uns weder Haß noch Strafe, sondern nur Mitleid und Bedauern.

Junge Schüler der Religion! merkt euch diesen Gesichtspunkt, aus welchem ihr die Religion ansehen müßt, doch ja wohl und für immer! Sie ist eure, nicht Gottes Sache! sie ist jedes Menschen eigene Angelegenheit, worüber er nicht seinen Nebenmenschen, sondern nur sich selbst Rechenschaft schuldig ist. Vermeidet doch also ja den Unverstand, zu verlangen, daß alle Menschen, in Ansehung der Religion, einerlei Vorstellungen mit euch haben, oder einerlei Meinungen mit euch bekennen sollen! Vermeidet doch ja die grobe Ungerechtigkeit, sie dazu zwingen zu wollen! Vermeidet endlich doch ja die unmenschliche Lieblosigkeit, denjenigen unter euren Brüdern, der über Religionssachen anders denkt, und anders urtheilt, als ihr, deswegen zu hassen, zu verabscheuen, oder zu verfolgen! Eine Religion, die unduldsame, bekehrungssüchtige und verfolgende Menschen bildet, kann nicht die wahre seyn, kann unmöglich von Gott kommen, weil dieser alle Religionen duldet, ohngeachtet es ihm ein Leichtes wäre, diejenigen zu vertilgen, die ihm mißfällig sind. Eine solche Religion ist — wenigstens in so fern sie zur Unduldsamkeit anführt

führt — gewiß die Erfindung betrügerischer, harther-ziger und herrschsüchtiger Priester, welche die Sache ihres Eigennutzes und ihrer Herrschsucht schändlicher Weise zu Gottes Sache machen, um ihre armen, unwissenden und betrogenen Mitmenschen zu ihren Sklaven und Lastthieren zu erniedrigen. Schande über die vernünftige Seele, die dieses entehrende, die Menschheit ihrer höchsten Würde beraubende Sklavenjoch geduldig auf sich nimt!„ S. Versuch eines Leitfadens beim christlichen Religions-Unterricht für die sorgfältiger gebildete Jugend von Campe. Seite 4 : 5.

„Der erste Grund vieler solcher Verirrungen (in Ansehung der Religion) lag in der allgemein angenommenen Meinung, daß es eine eigene Klasse von Pflichten gegen Gott gebe; und daß ihnen der erste Rang unter den Pflichten gebühre. — Da es dem Menschen unmöglich ist, auf Gott mit seinen Handlungen zu wirken, und das Denken an ihn, worin der vernünftige Gottesdienst besteht, nur einen kleinen Theil des Lebens beschäftigen kann: so war es eine nothwendige Folge, daß man diese Lücke wahrer Pflichten durch willkührliche Handlungen auszufüllen suchte, denen man entweder, als Symbolen, welche das Unsichtbare bezeichnen, oder als Uebungen, welche darauf vorbereiten sollten, eine Beziehung auf Gott beilegte. Daraus entstanden Ceremonien und Kasteiungen. Beide, weil sie keinen bestimmten Grund in der Natur der Sache selbst, keine deutlich eingesehene Absicht hatten, konnten ins Unendliche vervielfältigt werden. Beiden aber gab die Ehrfurcht vor dem Wesen, mit dessen Andenken sie zusammen geknüpft worden, und selbst ihr eigenes Geheimnißvolle, ein Gewicht, welches sie an sich nicht verdienten. Aus den Ceremonien wurde Aberglauben, wenn

man

man entweder das Unsichtbare daraus vollständig erklären wollte; oder wenn man die symbolischen Handlungen selbst, deren Bedeutung man nicht mehr wußte, für etwas Göttliches ansah. — Aus den Kasteiungen entstand die Vernachlässigung wichtigerer Pflichten, und die Hoffnung, sich von denselben loskaufen zu können.

Bei denjenigen Religionen, welche von leeren Ceremonien am meisten frei geblieben, oder sich von solchen am meisten gereinigt haben, ist noch Anlaß zu einer andern Verirrung übrig geblieben. Man sah auf der einen Seite ein, daß nur unsere Gedanken, nicht unsere Handlungen, eine unmittelbare Beziehung auf Gott haben; und daß also Gottesverehrung die Beschäftigung unsers Verstandes, nicht unserer Hände seyn müsse. Auf der andern blieb man demohnerachtet bei der Vorstellung, daß es gewisse eigene Pflichten gegen Gott gebe, und daß diese den Vorzug vor allen andern verdienen. Man rechnete also jene Beschäftigungen des Verstandes selbst, oder vielmehr das Resultat derselben, die Ueberzeugung, daß gewisse Begriffe von Gott und göttlichen Dingen die einzigen richtigen wären, zu solchen Pflichten. Die Annahme gewisser Lehren, oder die Anhänglichkeit daran, mit einem Worte, der Glaube, ist als die einzige wahre Religionspflicht in ein so viel höheres Ansehen gekommen, je mehr die Verbindlichkeit zu Beobachtung gewisser Gebräuche von ihrem Ansehn verlohren hatte.

Daraus entsprang nothwendig die neue Pflicht, alle Mittel anzuwenden, um andere zu der Ueberzeugung, welche man selbst hatte, zu bringen; weil dadurch die Verehrung Gottes, welche eben in diesem Glauben bestand, ausgebreitet wurde. Daraus folgte

fer-

ferner, daß diejenigen, welche sich diesen Versuchen widersetzten, oder entgegenstehende Meinungen hartnäckig behaupteten, als Uebertreter der größten und heiligsten Pflichten, mit Abscheu angesehen wurden. — Die Menschenliebe befahl, diesen Widerstand auf alle mögliche Weise zu überwinden: die Gerechtigkeit erlaubte, ihn zu bestrafen. In dieser Folge von Meinungen und Gesinnungen trat der Verfolgungsgeist mit allen seinen schrecklichen Waffen auf die Bühne.

Glaube also, die Ueberzeugung von gewissen Wahrheiten, als eine Pflicht gegen Gott betrachtet, hat in der That viel Schaden in der Welt angerichtet.„ S. Garvens philosoph. Anmerk. und Abhandl. B. II, S. 70 ꝛ 72.

Einige gingen so weit, daß sie sogar die Pflichten gegen uns selbst und gegen Andre zugleich als Pflichten gegen Gott angesehen wissen wollten, und also die ganze Moral auf Religion gründeten, statt daß es umgekehrt seyn sollte: Religion auf Moral. Sie sagten z. B.: Du sollst nicht stehlen, denn Gott hat es verboten. Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß in der Periode der Kindheit Gesetze auf Autorität gegründet werden müssen, weil Kinder noch nicht fähig sind, die natürlichen Gründe ihrer Pflichten einzusehen, und in so fern war auch jene Methode bei der sittlichen Bildung eines rohen Volks nothwendig, und that zu der Zeit gute Dienste. Allein sie hatte wiederum auf der andern Seite den Schaden, daß der Mensch die Sittengesetze als willkührliche Befehle der Gottheit ansah, die er nicht beobachten dürfte, wenn er den auf die Uebertretung gesetzten Strafen ausweichen könnte; daß er letztere auch glaubte abkaufen, oder durch äußerliche Büßungen den Gesetzgeber versöhnen zu können; daß endlich

lich diejenigen (und dies war die schlimmste Folge jener Methode), welche im Namen der Gottheit die Gesetze bekant machten, auch andere, gar nicht zur Moral gehörige Pflichten unter göttlicher Autorität dem Volke auflegten, und dadurch eine unumschränkte Gewalt über dasselbe gewannen. Um nun diese, ihrem Eigennutz und ihrer Herrschsucht so günstige Gewalt nicht wieder zu verlieren, suchten sie das Volk in einer beständigen Unmündigkeit zu erhalten, und gaben auch da noch bloß den Willen Gottes als Verpflichtungsgrund zur Haltung der Gesetze vor, als die Jahre der Kindheit ihrer Zöglinge schon verflossen waren. Dies Verfahren hat der Menschheit unendlichen Schaden gethan. „Moralischgute Handlungen aus religiösen Gründen sind bei einer solchen Denkart auf keine Weise möglich; legal (gesetzmäßig) heißt alles dasjenige, was mit dem Willen Gottes übereinstimmend geachtet wird. Da aber derselbe auf mannichfache Weise bestimmbar, und durch kein inneres sichres Kriterium (Kennzeichen) erkennbar ist: so wird ein äußeres, d. h. eine Offenbarung, eben so zum unentbehrlichen Bedürfniß, als die Werkzeuge derselben, Orakel und Priester, eben dadurch sich zu Gesetzgebern und Richtern erheben, von deren Einsicht oder guten Willen es abhängt, ob und wie viel gute oder verwerfliche, gemeinnützige oder schädliche Gebote unter göttlicher Autorität dem Volke aufgedrungen werden sollen. Gibt es irgend einen Unsinn, irgend eine Abscheulichkeit, die nicht unter irgend einem Volke als göttliches Gebot heilig gehalten, und mit Aengstlichkeit beobachtet worden wäre? Und wenn wir da oder dort einen redlichen Gesetzgeber finden, der seinen nach bestem Wissen und Gewissen entworfnen, zum Wohl seiner Nation abzweckenden Gesetzen durch

göttliche Sanction Kraft und Bestand zu geben sucht: finden wir nicht auch Grausamkeit und Betrug, Unzucht und Menschenmord, lächerliches Gepränge und herabwürdigende Possenspiele unter der Reihe der Gebote, denen ein schändlicher Eigennutz den Namen der Göttlichkeit anzulügen gewußt hat?„ Reinhards Abriß einer Geschichte der Entstehung und Ausbildung relig. Ideen, S. 129 - 130.

c) Wie kann man aber einen weisen und gütigen Gott glauben, da so viel Böses auf der Erde geschieht? der Tugendhafte oft unglücklich, und der Lasterhafte glücklich ist? da überhaupt die Schicksale der Menschen mehr von einem Ungefähr, als von einem höchst verständigen Wesen abzuhängen scheinen? —

Dies ist der schwierigste Punkt in dem ganzen Gebiete der Religion; er allein hat mehr, als alles andre, was man gegen das Daseyn Gottes vorbringen kann, den Unglauben begründet und erhalten; er hat viele in die tiefste Schwermuth, und selbst in Verzweiflung gestürzt.

Man hat verschiedne Wege gewählt, die Weisheit und Güte Gottes bei Zulassung des Bösen zu rechfertigen, wovon mir aber folgender der natürlichste zu seyn scheint, der den Zweifler am sichersten zur Beruhigung führt *).

Vor allen Dingen muß man sich einen richtigen Begriff von dem Worte Böse machen, denn der gewöhnliche Begriff davon ist irrig, und beruht, wie alle andre Irrthümer, auf Unwissenheit, welche in dem gegen-

*) S. das interessante Gespräch: Ueber Theodicee und Menschenglück. Altona, bei Hammerich 1794.

genwärtigen Fall aus einer doppelten Quelle entspringt, nämlich erstens, aus unserm sinnlichen Gefühl, und zweitens, aus einer einseitigen Betrachtung der Dinge. Es ist z. B. bekant, daß man etwas böse nennt, was auf unsre Sinne einen unangenehmen Eindruck macht, was uns schmerzt ꝛc. Daher sagt man: Ich habe einen bösen Finger und dergl. Noch allgemeiner pflegt man Dinge aus ihrer Verbindung heraus zu heben, und diejenigen, deren Wirkungen uns zunächst nachtheilig sind, böse zu nennen, z. B. böses Wetter, ein böses Thier. Daß aber alles dies wiederum in andrer Rücksicht gut und nützlich ist, leuchtet bei einigem Nachdenken von selbst ein. Verletzung unsers Körpers mußte mit Schmerz verbunden werden, denn sonst würden wir uns vor Verletzung und Verstümmlung nicht genug hüten, und selbst tödtliche Wunden nicht fürchten. In so fern ist also Schmerz etwas Gutes, weil er auf Erhaltung des Lebens abzweckt. Außerdem macht er uns mitleidig mit Andrer Leiden, und Andre theilnehmend an den unsrigen; er weckt das Nachdenken zur Thätigkeit, dieselben zu heben, oder wenigstens zu mildern; mit einem Wort: er entwickelt unsre Geistesfähigkeit, und schärft unsern moralischen Sinn. Und diesen Vortheil hat jedes physische Uebel sowohl, als das moralische Böse, oder es kann und soll ihn doch nach der Absicht des Schöpfers haben. Am deutlichsten zeigt sich dies an gewissen uns furchtbaren und in ihren nächsten Wirkungen meistens sehr schädlichen Natur-Begebenheiten, den Erdbeben, verheerenden Stürmen, Wasserfluthen u. d. m. Wie viel nützliche Erfindungen sind dadurch schon veranlaßt worden, welche, da sie bleibend sind, jenen Schaden weit überwiegen. Man denke nur an die Blitzableiter, an die sinnreichen

Ans

Anstalten zur Dämpfung der Feuersbrünste und zur Sicherung gegen Ueberschwemmungen!

Eben dies gilt von den Begebenheiten in der moralischen Welt, von den Handlungen der Menschen. Was ist schrecklicher in seinen nächsten und zuerst in die Augen fallenden Folgen, als das Ungeheuer, der Krieg? — Und dennoch befördert er ohne und oft wider die Absicht seiner Urheber das Fortschreiten des Menschengeschlechts zur höhern Vollkommenheit, wiewohl er es eine Zeitlang aufzuhalten scheint. Was der Krieg im Großen bewirkt, das thun die Laster einzelner Menschen, z. B. Mordthaten und Räubereien, im Kleinen. Es läßt sich schlechterdings kein Verbrechen, keine noch so gräßliche That denken, die nicht in ihren entferntern Wirkungen etwas Gutes stiften sollte. Freilich wird dadurch weder der Urheber eines ungerechten Krieges, noch ein Privat-Verbrecher entschuldigt, denn sie haben beide die Absicht nicht, Gutes für die Menschheit zu stiften, und eben deswegen können sie weder auf unsern Dank, noch auf unsre Hochachtung Anspruch machen, vielmehr verdienen sie mit Recht den Abscheu jedes Rechtschaffnen: aber zu unserm Trost und zu unsrer Beruhigung müssen wir diese Betrachtung anstellen, und uns gewöhnen, unsern Gesichtskreis zu erweitern, um nicht durch den Blick aufs Gegenwärtige, wo wir nichts als Greuel sehen, zu quälenden Zweifeln an der Güte des Weltschöpfers verleitet zu werden. In diesem erweiterten Gesichtskreise sehen wir überall gute Wirkungen böser Handlungen. Der Betrug von andern z. B. macht uns vorsichtig und klug; die Folgen ihrer Ausschweifungen warnen uns, und lehren uns auf die Vorschriften der Mäßigkeit achten; Unterdrückung der Unschuld, Despotismus schreckt

uns auf aus einer schädlichen Schlafsucht, und nöthigt uns, Gebrauch von unsern Kräften zu machen.

Wenn aber die Handlungen der Menschen nicht durchaus und in allen ihren Folgen böse sind; so ist es doch wohl die Quelle derselben, ihr Wille? — Auch hier widerspricht die Erfahrung. Der ärgste Bösewicht will nie das Böse, in so fern es Böse ist, sondern er sieht es nur als ein bequemes Mittel an, seine Absicht, die er für gut hält, dadurch zu erreichen. Könnte der Mörder z. B. seinen Zweck erreichen, ohne zu morden, so würde er sich diese Mühe ersparen. Nur wüthende Leidenschaft und gänzlicher Mangel an menschlichem Gefühl kann den zum Thier herabgesunkenen Menschen vermögen, einen Mord aus bloßer Mordlust zu begehen. Bei einem solchen findet aber so wenig, wie bei einem reissenden Thier, Moralität statt, und er komt als Ausnahme nicht weiter in Betrachtung. Alle die hingegen, welche nach Absichten handeln, machen nicht das Böse zu ihrem Zweck, sondern zum Mittel, folglich ist Irrthum, nicht Bosheit *), der letzte Grund ihrer Handlungen. Deshalb dürfen wir jedoch weder gleichgültig, noch nachsichtig gegen Verbrecher seyn; sie müssen bestraft werden, weil die Strafe ein Mittel ist, sie zu bessern, oder wenigstens sie von schädlichen Handlungen auf die Zukunft abzuhalten.

Der Gedanke, daß alles Böse, d. i. alles Schädliche und Unangenehme, nur in engen Grenzen von Raum und Zeit seine schädlichen Wirkungen äußert, und daß es von dem daraus entspringenden Guten in der Folge

*) Man schreibt nur demjenigen Bosheit zu, der die Absicht hat, einem Andern zu schaden, ohne für sich dadurch auf irgend eine Weise etwas zu gewinnen.

Folge überwogen wird — schon dieser Gedanke ist herzerhebend und erfreulich. Allein der Zweifler fragt aufs neue: Wozu ist denn überhaupt das Böse da? Konnte denn Gott nicht alles gut machen, d. h. konnte er nicht alles so einrichten, daß kein Gegenstand uns Schmerz und unangenehme Empfindungen verursachte? — Antwort: Ja, wenn er uns das Vermögen zu empfinden gar nicht gab; sollten wir aber empfindende Wesen, sollten wir angenehmer Gefühle fähig seyn; so war die Fähigkeit, Schmerz zu empfinden, davon unzertrennlich. Schmerz ist vom Vergnügen nur den Graden nach verschieden. Ein sanfter Reiz der Nerven erweckt angenehme Empfindungen, welche in Schmerz übergehen, so bald jener den höchsten Grad erreicht hat. Unter der Voraussetzung also, daß wir empfindungsfähig seyn sollten, konnte Gott uns nicht gegen schmerzhafte Eindrücke sicher stellen. Er wollte aber auch nicht, weil es seiner Absicht und unsrer Bestimmung zuwider war. Unsre Bestimmung scheint nämlich, so weit die Vernunft bis jezt darüber urtheilen kann, keine andre zu seyn, als: möglich, vollkommenste Entwicklung aller unsrer Fähigkeiten und Kräfte, und der damit im Verhältniß stehende Genuß wahrer Glückseligkeit. Die Entwicklung der Fähigkeiten kann nicht ohne Anstrengung geschehen; diese scheuet der Mensch, und so lange er nicht durch Noth und Schmerzgefühl getrieben wird, bleibt er in Unthätigkeit. Denn was wird derjenige thun, der seine Bedürfnisse mit Leichtigkeit befriedigen kann? Wird er seine Talente bearbeiten? seinen Verstand mit Weisheit, sein Herz mit Tugend zu schmücken sich bemühen? — Keinesweges! Er hat ja keinen Anlaß zu dem allen. Er wird essen, trinken und dann ruhen, so lange es ihm gefällt. Um ihn aus

dieser faulen Gemächlichkeit heraus zu reißen, und ihn zum Gebrauch seiner Kräfte anzuspornen, ist daher nichts wirksamer, als dringende Noth, die aus innern und äußern schmerzhaften Gefühlen entspringt.

Was das sittliche Böse betrifft, so konnte und wollte Gott auch dies bei Geschöpfen, wie wir seyn sollten, nicht hindern. Alles sittliche Böse entsteht theils aus Leidenschaften, theils aus Irrthum. Sowohl jene, als dieser, sind in unsrer Natur gegründet, welche wesentlich verändert werden müßte, wenn wir gar nicht in Leidenschaft gerathen, gar nicht irren können sollten. Die Frage also: Warum das sittliche Böse da ist; heißt eben so viel, als: Warum Menschen da sind; und auf diese läßt sich freilich nur eine Antwort geben, wie sie schon oben gegeben ist. Wir dürfen indeß nicht vergessen, daß das Böse nur in Beziehung auf uns, und unsrer gegenwärtigen Empfindung nach, böse ist, aber nicht in Beziehung auf Gott. Dieser betrachtet es zugleich in Verbindung mit den dadurch zu erreichenden Zwecken und als zum Ganzen gehörig, und in dieser Hinsicht ist es ihm gut, weil es seine Absichten befördert. Reissende Thiere, Gifte, Wetterschlag ꝛc. sind in unsern Augen böse, in Gottes Augen gewiß gut, denn er selbst ist ja Urheber davon, und wenn diese Dinge nicht in seinen Plan paßten, so konnte er sie ja weglassen. Den Menschen hat er so geschaffen, daß er böse werden, d. i. Handlungen begehen kann, wodurch er sich und Andern schadet; sollte dies nicht auch seinen entferntern Folgen nach, und im Zusammenhange, zum Besten des Ganzen dienen? Warum schuf er ihn denn? Doch nicht dazu, daß er den Plan der Schöpfung zerrütten sollte? — Die Verkaufung Josephs von seinen Brüdern war und ist nach

der

der gemeinen Vorstellung eine böse That, und dennoch heißt es davon in der Bibel: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen; aber Gott hat es gut gemacht; um eures Lebens willen hat mich Gott vor euch hergesandt. Also Gott gebrauchte die Brüder Josephs als Mittelspersonen zur Beförderung seiner Absichten, und ihre Handlung war ihm in so fern zweckmäßig und gut, auch hatte sie wirklich eine unübersehbare Reihe von guten Folgen. Eben so die Hinrichtung Jesu, wovon die Bibel sagt: Christus war aus bedachtem Rath und Vorsehung (in den Tod) hingegeben. Wenn nun Gott diesen Zweck längst vorher gehabt hatte, so mußte er auch die Mittel dazu billigen und gut heißen.

Hieraus folgt aber nicht, daß Gott die bösen Handlungen, in so fern sie den Menschen schädlich sind, billigt und gut findet, sondern in dieser Rücksicht läßt er vielmehr den Thäter des Bösen unangenehme Folgen, die aus der Handlung selbst nothwendig fließen, erfahren, um ihn zu bessern. Denn eben dies, die Besserung oder Vervollkommnung des einzelnen Menschen und des ganzen Menschengeschlechts ist der Zweck des Bösen, und in dem Maaße, wie dieser Zweck erreicht wird, in eben demselben vermindert sich das Böse. Es wäre also eine verkehrte Anwendung der bisher vorgetragnen Sätze, wenn wir schließen wollten: Weil aus dem Bösen etwas Gutes entsteht, so können wir jenes thun, und dürfen es auch an andern nicht hindern und bestrafen. Nach eben der Regel würde auch dieser Schluß gültig seyn: Weil ein Kind durch Fallen erst recht sicher gehen lernt; so kann es immer auch vorsetzlich fallen, und wir dürfen es nicht warnen, und zur Vorsichtigkeit ermahnen. Das Fallen ist gut, in so fern es das Gehenlernen befördert; es ist ein Uebel, in so fern

es Schmerzen oder Schaden verursacht. Ein Kind, das sich nach den von den Eltern gegebnen Regeln der Vorsicht richtet, wird selten fallen, und doch gehen lernen. Auf ähnliche Art verhält sichs mit der Erziehung des Menschengeschlechts überhaupt. Gott hat sie nicht klug und tugendhaft geschaffen, sondern sie sollen es erst werden, und zwar theils durch Schaden (durch die Wirkungen des Bösen), theils durch Belehrung. Die Vernunft räth uns daher, die Absicht Gottes nach unserm Vermögen befördern zu helfen, damit des Bösen immer weniger werde. —

Dies ist es also, was uns über diesen Punkt beruhigen kann. Zuerst richtige Begriffe von Uebel, Böse, Sünde. Uebel ist physich (z. B. Schmerz); Böse, moralisch, und Sünde eben das, was Böse. Gemeiniglich versteht man unter Sünde eine Handlung, womit man Gott beleidigt. Allein es gibt eben so wenig besondre Sünden wider Gott, als besondre Pflichten gegen ihn. Wenn wir etwas Böses thun, so schaden wir damit theils uns, theils andern; Gott können wir nicht schaden, und überhaupt keine Verändrung in ihm (z. B. Unwillen, Zorn ꝛc.) dadurch hervorbringen. Wir begehen folglich nur Sünde wider uns und wider andre Menschen, aber nicht wider Gott.

Das Böse, was wir thun, und was uns von Andern zugefügt wird, soll uns, so bald wir es erkennen und fühlen, jederzeit ein Antrieb seyn, weiser und tugendhafter zu werden. Das ist der Zweck des Bösen, und je näher wir diesem Ziel kommen, desto mehr verliert sich das Böse. Sicher liegt es am Mangel der Weisheit und Tugend, d. i. der wahren Aufklärung, wenn ganze Nationen noch unter dem Druck des Uebels und des Bösen schmachten. Nur durch zweckmäßigen

Ge-

Gebrauch ihrer Kräfte können sie sich davon befreien; eine andre Hülfe gibt es nicht für sie.

So sehen wir denn gerade in dieser Einrichtung die weise Güte des Schöpfers, welcher selbst diejenigen Leiden, die aus dem Laster entspringen, als Mittel zur Besserung der Menschen gebraucht. Und wenn auch der Lasterhafte von seinen Handlungen keine üble Folgen zu empfinden scheint, wenn an ihm selbst der Zweck des Bösen, die Besserung, nicht erreicht wird: so dienen sie doch vielen andern dazu, welche die schädlichen Wirkungen jener Handlungen erfahren. — Hier stoßen wir jedoch auf den letzten Einwurf wider die Weisheit und Güte Gottes, den wir noch zu beantworten haben.

d) Warum ist der Tugendhafte nicht immer glücklich? der Lasterhafte nicht immer unglücklich? Wenn Gott die Absicht hat, daß die Menschen tugendhaft werden sollen, warum legte er nicht einen stärkern Reiz in die Tugend? Was ist natürlicher, als daß ein Jüngling, der am Scheidewege zwischen Tugend und Laster steht, und so viele Bösewichter bis an ihr Ende vergnügt und glücklich sieht, den gebahnten Weg des Lasters betritt, wo er keinen schweren Kampf mit seinen Neigungen und Begierden zu bestehen hat? — Was hilft es denn, sich um die Tugend zu bemühen, wenn man nicht gewiß weiß, daß man dabei glücklich seyn wird? Und wenn der Mensch, wie man sagt, dazu da ist, daß er seine Fähigkeiten und Kräfte entwickeln soll: was hilft ihm denn dies am Ende des Lebens? — Was wird aus uns, wenn wir von diesem Schauplatz abtreten?

Um die ersten Fragen beantworten zu können, müssen wir untersuchen, worin das Glück des Lebens be-

steht. Der Mensch ist ein sinnlich-vernünftiges Wesen, und grenzt in Ansehung seiner sinnlichen Natur an das Thier; zum thierischen Wohlseyn aber gehören hauptsächlich drei Stücke: Gesundheit, Befriedigung der Bedürfnisse und Freiheit. Als vernünftiges Wesen ist er nur dann glücklich, wenn seine Handlungen mit seinen Einsichten übereinstimmen. Wer sich selbst oder andern schadet, der handelt böse, und wenn er diese Handlungsweise zur Gewohnheit macht, so ist er lasterhaft. Die Laster, wodurch sich Jemand selbst schadet, sind Unmäßigkeit und Faulheit; aber schaden sie auch einem Jeden ohne Ausnahme? — Nach der Erfahrung müssen wir dies verneinen. Es gibt Personen von so dauerhafter Leibesbeschaffenheit, daß sie bei den gröbsten Ausschweifungen ohne merkliche Störung ihrer Gesundheit alt werden, und die sich ihrer äußern Lage nach in solchen Umständen befinden, daß sie in gemächlicher Ruhe ein weiches Leben führen, und ihre Bedürfnisse mit Leichtigkeit erhalten können. Diese nun werden sich bei ihrer Lebensart glücklich fühlen; sie werden dem Sittenlehrer nicht eingestehen, daß sie lasterhaft leben, denn das Laster (werden sie sagen) macht ja unglücklich, und wir sind glücklich. Und sie für ihre Personen haben Recht, wenn es kein künftiges Leben gibt.

Noch öfter tritt der Fall ein, daß ein Mensch die Macht hat, Andern zu schaden, ohne von diesen etwas fürchten zu dürfen. Er beraubt, er plagt sie, und sie wagen es nicht, den Mund gegen ihn aufzuthun. Auch diesen werden seine Handlungen nicht unglücklich machen, und er wird nicht zu überzeugen seyn, daß er unrecht thut, wenn er glaubt, daß mit dem Tode alles aus sey.

Es scheint also fast, als ob Ausnahmen von der allgemeinen Regel zu dem Plan Gottes gehören; von der Regel: das Laster macht hier schon unglücklich. So wie moralisches Bedürfniß den Menschen auf die Idee der Gottheit leitet, so führt ihn eben dies Bedürfniß und eben die Idee auf den Gedanken an Unsterblichkeit. Denn obgleich die Sittenlehre immer die nämliche bleibt; wir mögen einen Gott glauben, oder nicht; wir mögen eine Fortdauer nach dem Tode hoffen, oder nicht: so ist doch gewiß, daß der Mensch in Umstände geräth, wo ihm beides — der Glaube an das Daseyn Gottes, und die Hoffnung auf Unsterblichkeit — als Beweggrund zur Ausübung der Pflichten fast unentbehrlich wird *). Der leidenden Un-

*) Eben dies sagt der Philosoph Garve: Die Lehre von der Unsterblichkeit ändert in unsern Pflichten und in den Gesetzen der Moral eben so wenig, als der Glaube an Gott. Denn da sich unsre Handlungen auf den sichtbaren, und durch Erfahrung bekanten Zustand der Dinge beziehn: so müssen sie eben denselben Regeln unterworfen seyn, unsre Meinungen von dem Unsichtbaren und der Zukunft mögen seyn, welche sie wollen. Aber um die Selbstliebe der Menschen mit ihren Pflichten in Uebereinstimmung zu bringen, ist es eben so nothwendig, ihnen die Aussicht auf eine längere Dauer, als die auf ein höheres Wesen, zu eröffnen.

Man mag die Verbindlichkeit zur Pflicht, oder den Werth der Tugend, so unabhängig von ihren äußern Folgen machen, als man will; so wird doch die erste oft wankend, der andre zweifelhaft werden, wenn mit diesem Leben sich unser Daseyn endigt. Denn ist die Tugend die Gesundheit der Seele (und dieses ist der Gesichtspunkt, in welchem am wenigsten auf Belohnungen und Strafen gesehen werden darf); und ist also der Hauptgrundsatz in der Moral, wie der in der Diätetik: **Der Mensch muß die Gesundheit, der sinnlichen Lust, — den Zustand der Glückseligkeit,**

schuld und Tugend ist die Aussicht in ein künftiges Leben die stärkste Aufmunterung zur Beharrlichkeit im Guten; dem im Besitz äußerer Güter sich glücklich dünkenden Laster kann sie allein Schranken setzen, und sie allein

keit, einzelnen Eindrücken des Vergnügens vorziehn: so sind alle ihre Vorschriften um so viel richtiger, je länger unsre Dauer ist, und um so viel mehr Ausnahmen unterworfen, je kürzer.

Ein Mensch, der nur eine Viertelstunde zu leben hätte, würde thöricht handeln, sich einer ihm wohlschmeckenden, aber der Gesundheit schädlichen Labung zu enthalten, weil er zu der Zeit nicht mehr seyn wird, wenn dieser Schaden erfolgen soll. Hingegen für den Menschen, welcher noch dreißig und mehr Jahre vor sich zu sehen glaubt, ist diese Enthaltung vernünftig, weil er in einer so langen Zeit unendlich mehr Vergnügen von einem gesunden Körper haben wird, als er in dem gegenwärtigen Augenblicke von dem Genuß eines Leckerbissens hat.

Auf gleiche Weise ist es für einen Menschen, der nur so lange lebt, daß sein Geist kaum recht anfängt, sich zu entwickeln; der von der Vollkommenheit desselben erst spät, und einen mangelhaften Genuß hat, eine unbillige Vorschrift, daß er Vortheile, die ihm gleich auf der Stelle Vergnügen gewähren, aufopfern soll, um seinen Geist zu einer Vollkommenheit zu erheben, deren Genuß dann erst zu erwarten steht, wann nichts mehr von ihm vorhanden seyn wird. Hingegen für einen Menschen, der ewig lebt, ist dies das heiligste Gesetz der Vernunft, die deutlichste Forderung der aufgeklärten Selbstliebe. Denn daß am Ende, wenn keine Hindernisse im Wege stehn, jedes Ding nach dem Maaße genußfähig ist, als es selbst Vorzüge besitzt: das ist unstreitig; das ist selbst aus unsern jetzigen Erfahrungen erweislich. In einem immerwährenden Daseyn können alle anderen Ursachen von Glückseligkeit oder Unglückseligkeit nicht so viel wirken, als die, welche uns immer beiwohnen, d. h. die Beschaffenheiten, Kräfte und Gesinnungen unsers denkenden und handeln-

allein kann das schwere Räthsel des Schicksals der Menschheit zu unsrer Befriedigung lösen.

Die Hoffnung der Unsterblichkeit gründet sich auf den Glauben an das Daseyn Gottes. Ohne diesen Glau-

delnden **Selbst.** In kurzen Zeiträumen aber, können wohl äußere Ursachen mehr Einfluß haben, besonders so lange sich die Natur noch zu wenig entfaltet hat. So sehen wir schon hier den Menschen, der bei seiner Geburth, selbst unthätig, ganz in der Gewalt andrer Dinge und Menschen war, nach und nach von beiden unabhängiger werden, so wie er an Jahren und Vollkommenheiten wächst. Im Anfange des Lebens tragen seine persönlichen Eigenschaften fast nichts zu seinem Glücke bei: am Ende desselben beinahe das meiste. Wenn nun dieser Fortgang in einer längeren Dauer verfolgt werden kann: so ist zu hoffen, daß eine Zeit kommen wird, wo seine sich immer mehr empor arbeitenden Kräfte über alle äußern Eindrücke die Oberhand erhalten, und also den Grund seiner Wohlfahrt ausmachen werden. **In dieser Voraussetzung also ist der Anbau seines Verstandes, die Reinigung seines Herzens, für ihn eine wichtigere Angelegenheit,** als **die Erlangung von Reichthümern und Macht.** Bei der Voraussetzung einer so kurzen Dauer, als die des gegenwärtigen Lebens ist, bleibt dieses wenigstens zweifelhaft.

Reichthum und Ehre geben Vergnügen; verständiges Nachdenken und gute Handlungen auch. Aber welches mehr? Das ist eine Frage, welche nur die Gesinnung, nicht die Erfahrung des Menschen entscheiden kann: das heißt, der Mensch muß schon moralisch denken, wenn er der Tugend den Vorzug geben soll. Aber wenn diese moralische Gesinnung aus Gründen der Vernunft entstehn, oder durch dieselben bestätiget werden soll: so muß, um den Vorzug der innern Güter vor den äußern darzuthun, der Zeitraum, worin jene wachsen und reifen sollen, über das gegenwärtige kurze Leben können ausgedehnt werden. Philos. Anmerk. und Abhandl. zum Cic. B. II. S. 54 = 56.

Glauben erhebt sich kein Volk zu jenem frohen Gedanken, wiewohl er nicht nothwendig daraus fließt, denn Viele läugnen eine Fortdauer nach dem Tode (oder denken wenigstens nicht daran, und sind gleichgültig dagegen), die doch eine Gottheit annehmen. Selbst die jüdische Religion hatte ursprünglich nur den Glauben an Einen Gott zur Grundlage, und alles, Belohnungen und Strafen, bezog sich nur auf das gegenwärtige Leben. Nach und nach empfand man das Bedürfniß, den Lohn für unvergoltne gute und böse Thaten dieses Lebens in einer andern Welt zu suchen, und so bildete sich die Lehre von einem künftigen Leben. Auch die Sehnsucht nach verstorbnen Geliebten (Kindern, Gatten, Freunden) konnte den Wunsch und die Hoffnung der Unsterblichkeit und der Wiedervereinigung bei den Zurückgebliebnen erwecken. Diese Lehre war aber anfangs eben so, wie die Lehre von Gott, ganz nach sinnlichen Ideen geformt, und sie wurde auch bald eben so von schlauen Köpfen zu ihren Privat-Absichten gemißbraucht. Einige glaubten, die Seelen blieben in den Gräbern zurück, und da man für ganze Familien geräumige Höhlen zu Grabmälern einrichtete: so dachte man sich die Seelen in denselben noch in ähnlicher Verbindung, wie bei ihren Lebzeiten über der Erde. Hierauf deutet die Redensart in der Bibel: Sich zu seinen Vätern versammeln. Auch steht das Wort Höhle oder Hölle gewöhnlich statt Grab. Diese Vorstellung gab hernach Gelegenheit zu dem weitern Begriff von einem gemeinschaftlichen Wohnplatz aller Seelen unter der Erde, den man das Schattenreich nante. Hier schied man die Guten von den Bösen und bestimmte für beide einen besondern Ort, den die Phantasie mit den lebhaftesten Bildern ausschmückte. Der Ort der Seligen

war

war ein reizendes paradiesisches Gefilde, dessen Bewohner ein glückliches Leben in ungestöhrtem Genuß aller sinnlichen Freuden führten; der Ort der Gottlosen hingegen war ein finstrer grausenvoller Abgrund, wo die ausgesuchtesten Martern ohne Aufhören ihnen ihr Daseyn zum Gegenstand der Verwünschung machen. Nach einem andern System erhob man den Ort der Seligen über die Erde, und setzte ihn in eine unbestimmbare Gegend dort hin, wo Sonne, Mond und Sterne glänzen, und wo Gott selbst mit den ihn umgebenden seligen Geistern zugegen seyn soll. Man nante diesen Ort Himmel. Die Hölle wurde ebenfalls mit Geistern und einem Obersten derselben, dem Teufel, besetzt, welche die Quaalen der Verdammten anordnen und besorgen mußten. Dies sind noch jezt unter den gemeinen Christen die Vorstellungen, die sie von Himmel und Hölle haben.

Die Meinung, daß Gott willkührlich lohne und strafe, ist so alt, als die Idee von Gott selbst, oder vielmehr: Glück und Unglück, in so fern es unabhängig von menschlicher Macht ist, führte zuerst auf den Begriff von Gottheiten, welche beides nach Gefallen den Menschen zutheilten. Auch pflegen die Menschen selbst einander ihr Wohlwollen oder ihren Unwillen durch ganz willkührliche Handlungen zu beweisen, und nur sehr spät und bei einem hohen Grade der Kultur entwickelt sich der Begriff von den natürlichen guten und bösen Folgen (Strafen und Belohnungen) der Handlungen. Eltern z. B. bestrafen den Ungehorsam ihrer Kinder entweder mit harten Verweisen, oder mit Entziehung ihrer Liebe und gewisser Wohlthaten, oder mit körperlichen Züchtigungen. Aber alles dies sind keine natürlichen Folgen des Ungehorsams, denn diese Strafen stehen in keiner so nothwendigen Verbindung

mit

mit dem Ungehorsam, daß die Kinder ihnen nicht auf eine oder die andre Weise ausweichen könnten. Und es kann auch nicht anders seyn, wenn die Befehle, wider welche der Ungehorsam gerichtet ist, willkührlich gegeben werden. Uebertretung willkührlicher Verordnungen, Verletzung willkührlich auferlegter Pflichten, muß durch willkührliche Strafen geahndet werden. Von der Art sind bekantlich fast alle von Menschen gegebne Befehle, und eben daher herrscht in ihren Einrichtungen so viel Willkührliches. Gesetzt aber, ein Vater verbietet seinem Sohn, an einen benanten gefährlichen Ort zu gehen; der Sohn achtet das Verbot nicht, und komt zu Schaden: so ist dies eine natürliche Folge, eine nothwendige Strafe seines Ungehorsams, die gewiß einen stärkern Eindruck auf ihn macht, als Scheltworte oder Schläge gemacht haben würden. Wäre es möglich, alles Willkührliche bei menschlichen Geboten und Verboten zu vermeiden; so würde es um die Sittlichkeit besser stehen. Allein dies scheint nur bei einem hohen Grade der Verstandesbildung, die sich bis auf die untersten Volksklassen erstreckt, Statt finden zu können, und dann doch nicht einmal bei Erziehung der Kinder. So viel ist indeß klar, daß diejenige Erziehung und diejenige obrigkeitliche Regierung der Vollkommenheit sich am meisten nähert, welche die wenigsten willkührlichen Strafen und Belohnungen als Beweggründe zum Thun und Lassen gebraucht. Die Nachtheile, welche aus dem Willkührlichen entstehen, sind hauptsächlich folgende:

Erstlich. Wenn Beförderung der Sittlichkeit, d. h. edler Gesinnungen und vernünftiger Grundsätze, der eigentliche Zweck der Belohnungen und Strafen seyn soll; so wird dieser Zweck sehr selten, vielleicht nie,

durch

durch willkührliche Zuerkennung derselben erreicht. Denn beides — Lohn und Strafe — kann ja eben darum, weil es bloß vom Willen der Obern abhängt, auch nicht erfolgen; ich denke mir also keine Handlung als an sich gut oder böse, sondern nur in so fern sie belohnt oder bestraft wird, welches offenbar den Grund der Sittlichkeit untergräbt. So bald Lohn und Strafe, und nicht meine Vernunft, der Maaßstab des Guten und Bösen ist; so handle ich nicht mehr nach reinen Grundsätzen der Sittlichkeit.

Zweitens. Der Begriff des Willkührlichen bringt sogar auch niedrige Gesinnungen hervor, und begünstigt schlechte Handlungen. Wenn Lohn und Strafe nicht nothwendige Folgen der Handlungen sind; so kann man auch jenen erhalten, ohne etwas Gutes gethan zu haben, und diese vermeiden, wenn man gleich Böses begangen hat. Dies geschieht durch allerlei Ränke und List, durch Schmeichelei, durch Bitten und Geschenke. Wie häufig dergleichen zum großen Schaden der Moralität vorfällt, zeigt die Erfahrung in unzähligen Beispielen.

Da man sich nun die Gottheit in jedem Betracht als menschlich dachte (auch damals nicht anders denken konnte), und ihr nur einen höhern oder den höchsten Grad der Vollkommenheit zuschrieb: so war es natürlich, daß man dies auch in Ansehung der Willkühr that. Alles hing lediglich von ihrer Gnade ab. So stellt auch die jüdische Religion Gott als den unumschränktesten Despoten vor, der Glück und Unglück nicht nach Verdienst, sondern nach seinem Belieben austheilt. Man mußte in dieser Meinung um so mehr bestärkt werden, weil es wirklich in der Welt so zu gehen scheint, als ob ein Ungefähr, oder der Eigensinn eines auf seine Macht

trotzen-

trotzenden Wesens die Schicksale der Menschen bestimme. Hier gelangt einer durch einen Zusammenfluß günstiger Umstände, die gar nicht in seiner Gewalt standen, plötzlich zu großem Reichthum; dort sinkt ein Andrer, ohne sein Verschulden und bei allem Bestreben, sich empor zu halten, von der Höhe des Wohlstandes herab, auf die ihn Geburt oder eigner Fleiß gestellt hatte. Wenn man nun den Grund hiervon nicht in den Handlungen, nicht in dem Betragen der Menschen finden kann, worin soll man ihn anders suchen, als in dem freien Willen der Gottheit?

Eben dieser Denkart gemäß bildete man sich ein, man trete der Majestät Gottes zu nahe, wenn man sage, er könne unmöglich das Gute unbelohnt und das Böse unbestraft lassen; seine Macht werde in diesem Stücke durch seinen eignen Willen beschränkt, denn er wolle nur das, was mit den Gesetzen, die er selbst der Natur vorgeschrieben, übereinstimmt; der Lasterhafte könne durch kein Bitten, durch kein Opfer, durch keine fremde Fürsprache die Strafen seiner Vergehungen abwenden u. s. w. Einem Regenten schmeichelt nichts so sehr, als wenn die Unterthanen alles von seiner Gnade erwarten; er ist um so mächtiger, je mehr es ihm gelingt, diesen Sklavensinn um sich her zu verbreiten. So meinte man also auch, die Macht Gottes desto mehr zu erhöhen, je mehr man seiner Willkühr einräumte.

Wenn man annimt, daß alle Handlungen gewisse nothwendige Folgen haben, daß diese Folgen nach Beschaffenheit der Handlungen gut oder böse, nützlich oder schädlich sind: so bringt der Handelnde selbst die guten oder bösen Folgen hervor, und er ist selbst Urheber der Belohnung oder Strafe, welche an seine Handlung unzertrennlich geknüpft ist. Wollte man nun Gott die

höchste

höchste Macht (in dem eben erwähnten Sinn) beilegen; so mußte man sie auch auf die Folgen menschlicher Handlungen ausdehnen, und behaupten, daß er diese Folgen beliebig abändre, oder ganz aufhebe, und zwar nicht etwan mittelst des natürlichen Ganges der Dinge, sondern durch unmittelbare Anwendung seiner Macht. In der That, eine eben so ungegründete, als der Sittlichkeit nachtheilige Behauptung!

Hatte man nun erst einmal ein willkührliches Verfahren in diesem Leben der Gottheit anständig gefunden, so trug man es ohne Bedenken auch in jenes Leben über. Da war denn die Seligkeit ein bloßes Gnadengeschenk Gottes, und die Verdammniß konnte noch in der Todesstunde durch Bitten und Flehen, oder gar durch Ceremonien, abgewendet werden. Die Belohnungen im Himmel wurden ferner eben so willkührlich ersonnen, als die Strafen in der Hölle, und mit den lebhaftesten Farben ausgemalt.

Der etwanige Nutzen dieser sinnlichen Schilderungen von Himmel und Hölle wird von dem gewissen Schaden weit überwogen. „Denn diejenigen Belohnungen, welche bloß als von Gott willkührlich der Tugend zugestandne Vergeltungen, nicht als ihre natürlichen Wirkungen angesehen worden, ob sie gleich auf den großen Haufen oft einen moralisch guten Eindruck gemacht haben, sind doch mehrern Mißbrauchs fähig, und haben wirklich zuweilen dazu Anlaß gegeben.

Der Mensch kann dadurch auf eine indirecte Weise in der übermäßigen Hochschätzung derjenigen Güter befestiget werden, gegen welche die Moral ihn überhaupt gleichgültiger machen will. Denn worein sollen wir die Freuden des Paradieses, oder die Quaalen der Hölle

setzen? In den Wachsthum, die Abnahme der Vollkommenheit? Aber wenn der Besitz oder Mangel derselben uns dort glücklich oder elend machen soll: so muß er uns, nach Verhältniß, auch hier schon dazu machen. — Also müssen es sinnlichere Gegenstände seyn. — Aber warum sollte die Aufopferung derjenigen Begierden hier Pflicht seyn, deren Befriedigung dort meine Glückseligkeit ausmachen wird? Der Demüthige, welcher hoffet, daß er dereinst durch Ehre und Herrschaft werde belohnt werden, kann unmöglich von Herzen demüthig seyn. — Muhamed mußte mit seinem Paradiese nothwendig die Lüste seiner Anhänger feuriger machen. — Aber auch in der vernünftigsten Religion kann eine zu sorgfältige Ausmalung, eine zu öftere Erinnerung an die künftigen Freuden oder Quaalen, da wir das Unterscheidende derselben nicht kennen, nichts anders thun, als theils unsre Einbildungskraft mit Gemälden von Vergnügungen und Schmerzen, dergleichen wir schon in dem gegenwärtigen Leben antreffen, erfüllen, und dadurch unsre Begierden gegen die einen, unsern Abscheu gegen die andern verstärken; theils unsre moralischen Begriffe verwirren, indem wir angewiesen werden, auf eben die Sachen in der Zukunft zu hoffen, deren Verläugnung in dieser Welt uns zugleich zur Pflicht gemacht wird.

Belohnungen, welche nicht natürliche Folgen der Handlungen sind, können, wie es alsdann vielen scheinen wird, von Gott nach einer uns unerklärlichen Wahl, auch an solche Handlungen geknüpft werden, deren Vortreflichkeit oder deren Wichtigkeit wir nicht einsehen. Daher wird es in denjenigen Religionen, welche ihre Bewegungsgründe sämtlich aus willkührlichen Belohnungen herleiten, selten auch an Werken einer willkührlich

ers

erwählten Selbstheiligkeit fehlen. Unbedeutende Uebungen, ohne Zweck, ohne Folgen für den Menschen, werden zu Tugenden erhoben werden, wenn sie eine Beziehung auf Gott zu haben scheinen.

Die Religion wirkt, wie jedes andere moralische Mittel, nur, wenn man daran denkt. Wenn nun gewisse Begriffe schwerer klar zu machen sind, oder erst durch besondere Umstände belebt werden müssen: so stehen sie weniger dem Menschen zu Gebote. Daher die Religion, welche durch Hoffnung der Belohnungen und Strafen auf die Gemüther Einfluß hat, allerdings schnellere, größere und allgemeinere Wirkung thut, als die, welche ihre Bewegungsgründe aus Betrachtungen der höchsten Vollkommenheit hernimt. Aber diese Wirkung thut die erstre auch nur alsdann, wenn die Ideen von Belohnungen und Strafen sinnliche Vorstellungen sind, mit welchen die Einbildungskraft sich beschäftigen kann. Und eben alsdann ist sie auch in Gefahr, auf eine zweckwidrige Art zu wirken. Entweder spannt sie die Triebfedern der Seele über ihre natürliche Kraft, erhitzt den Wunsch nach der zukünftigen Welt in einem höhern Grade, als es die Vernunft erlaubt: erregt Begierden, Hoffnungen, welche uns in den Geschäften und dem Genusse der gegenwärtigen Welt stöhren: oder sie gibt (weil es schwer ist, der Imagination einen Zügel anzulegen, so bald sie aus dem Gebiete der Erfahrung hinausgeht) zu ganz irrigen Vorstellungen, und ganz verkehrten Neigungen Anlaß.

Die wahre Religion der Vernunft läßt freilich den Menschen zuweilen kalt. Denn wer ist immer Geist, und großer Geist genug, um sich die Wahrheiten von Gott mit Lebhaftigkeit vorzustellen? Sie hat weniger Einfluß auf einzelne Handlungen; aber sie regiert mehr

die ganze Aufführung. Der Zweck ist ruhiger, die Regeln sind sicherer und übereinstimmender. S. Garve am ang. O.

Die Lehre von willkührlichen Strafen und Belohnungen hatte an dem Vorurtheil eine starke Stütze, daß die Tugend ihre Verehrer auch in den Besitz äußerer Güter setzen müsse *). Da nun aber die äußern Güter (Gesundheit, Reichthum ꝛc.) keine nothwendige Folgen eines tugendhaften Betragens sind; so lag der Gedanke sehr nahe: Gott theile sie ohne Rücksicht auf das Verhalten der Menschen nach Willkühr aus, oder er lasse sich durch andre, uns unbegreifliche Gründe, nicht durch die Handlungen der Menschen, bestimmen. Um jedoch nicht allen Unterschied zwischen Tugend und Laster aufzuheben, und die Sache gewissermaßen wieder ins Gleiche zu bringen, nahm man an, daß die Tugend in jenem Leben völligen Ersatz für die hier entbehrten Güter bekommen, das Laster dagegen, für den (ihm von Rechtswegen nicht gebührenden) Genuß in dieser Welt, dort büßen werde. Und so wie man erst den Besitz irdischer Güter für einen Seegen Gottes, für einen Beweis seiner besondern Gnade gehalten hatte: so verfiel man nun auf das andre Extrem, und glaub-

*) Im Hiob wird über diesen Satz weitläuftig disputirt. Hiobs Freunde gründen eben darauf ihre Hauptanklage gegen seine Frömmigkeit, indem sie sagen, er müsse ein heimlicher Bösewicht seyn, weil ihm Gott so viel Plagen zugeschickt habe. Hiob versichert, es werde ihm gewiß am Ende (zur Belohnung seiner standhaften Anhänglichkeit an Gott) noch wohlgehen, und der Verfasser des Drama läßt ihn wirklich seine Gesundheit, sein Vermögen ꝛc. wieder erhalten, weil er sonst Gottes Gerechtigkeit und Güte nicht glaubte rechtfertigen zu können.

glaubte, daß ein Mensch, der hier gleichsam mit seinen Forderungen an Genuß von Gott abgefunden sey, in jenem Leben nichts — vielmehr ewige Quaal — zu erwarten habe. Solche verkehrte Begriffe mußten denn nothwendig auf die Handlungsweise derer, die sie hegten, einen nachtheiligen Einfluß haben.

Allein die Sache selbst, worauf jenes System von willkührlicher und unmittelbarer Regierung der Welt gebauet ist, hat doch die Erfahrung für sich. Wir sehen Tugendhafte unglücklich, und Lasterhafte glücklich; sehen so Vieles in den Schicksalen der Menschen von Umständen abhängig, deren Lenkung gar nicht in ihrer Gewalt zu seyn, und die mit ihren Handlungen gar nicht in Verbindung zu stehen scheinen. Wie soll man sich dies anders, als nach jenem System, erklären? — Hierauf wird erwiedert:

Unwissende Menschen halten die Begebenheiten in der physischen Welt für unmittelbare, nach keinen bestimmten Gesetzen sich richtende Wirkungen der Gottheit, wodurch sie den Menschen ihren Willen anzeigt. Soll z. B. eine Schlacht geliefert werden, und es entsteht gerade eine Sonnenfinsterniß; so mißbilligt die Gottheit das Vorhaben, und man verläßt von beiden Seiten erschrocken den Kampfplatz. Unter aufgeklärten Völkern aber sind die Verständigern längst darüber einig, daß auch nicht eine einzige Naturerscheinung in dem unmittelbaren Willen Gottes, sondern in Gesetzen, die wir meistens kennen, ihren Grund habe. Es liegt folglich bloß an der Unwissenheit, wenn man willkührliche Regierung Gottes in der physischen Welt annimt.

In der moralischen Welt, d. i. in den Handlungen und den daraus entspringenden Begebenheiten und Schicksalen der Menschen ist der Schein des Willkühr-

lichen noch größer, und die Täuschung noch leichter, als in der physischen Welt. Einer Seits scheinen die Menschen frei und nach eigner Entschließung zu handeln; auf der andern Seite aber erfahren sie den mächtigen Einfluß äußerer Dinge und zusammenwirkender Umstände, welche entweder den Zweck ihrer Handlungen befördern, oder hindern. Diese Erfahrung verleitete den weisen Salomo zu einem Ausspruch, der, aufs praktische Leben angewandt, viel Schaden anrichten würde. Er sagt: Zum Laufen hilft nicht schnell seyn, zum Streit hilft nicht stark seyn, zur Nahrung hilft nicht geschickt seyn, zum Reichthum hilft nicht klug seyn, daß einer angenehm sey, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne; sondern alles liegt an der Zeit und Glück (Pred. S. IX, 11). — Was für eine Sittenlehre wäre das, welche auf diesem Grundsatze ihr Gebäude aufführen wollte! Alle Triebfedern des menschlichen Geistes müssen ja gelähmt, alle Thätigkeit muß erstickt, alles Streben nach sittlicher Vollkommenheit gehemmt werden, wenn nicht Anwendung der Kraft, nicht Geschicklichkeit, sondern Zeit und Glück (günstige Umstände, oder — welches gleichbedeutend ist — Willkühr einer höhern Macht) unser Wohl und Weh bestimmt. Ich kenne keine trostlosere und bei Unglücksfällen so leicht zur Verzweiflung führende Lehre, als diese. Bloß Unwissenheit, Mangel an Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, hat Willkühr in die Begebenheiten der moralischen Welt, so wie in die Ereignisse der physischen, eingeführt. Unerschütterlich fest müssen dagegen die Grundsätze des Vernunftglaubens stehen, wenn wir uns über die anscheinende Verwirrung in den Schicksalen der Menschen beruhigen wollen.

Alles, was geschieht, hat natürliche Ursachen. Die Erfahrung berechtigt uns, dies als einen allgemeinen Grundsatz aufzustellen, weil wir bis jezt noch keine Wirkung kennen, die nicht von natürlichen Ursachen (Kräften der Natur) hervorgebracht würde, daher wir auch in den wenigen Fällen, wo uns die wirkenden Kräfte verborgen sind, mit größter Wahrscheinlichkeit ebenfalls natürliche annehmen können.

Alle natürlichen Kräfte wirken nach bestimmten Regeln, die wir — weil diese Erfahrung eben so allgemein ist, wie die erstere — auch da voraus setzen müssen, wo wir sie nicht bemerken.

Alle Ursachen und Wirkungen, in der physischen und moralischen Welt, stehen in einem bewundernswürdigen, noch nie, so viel wir wissen, unterbrochnen Zusammenhange, so daß die (in unsern Augen) geringfügigste Begebenheit oft als Ursache der wichtigsten, ganze Reiche erschütternden Veränderungen erscheint. Diesen Zusammenhang ganz zu durchschauen, vermag nur der, welcher ihn angeordnet und die Verkettung der Dinge nach einem weisen Plan entworfen hat. Wir sehen nichts, als einzelne Theile desselben, aus deren Zusammenfügung wir aber mit Recht auf die große Harmonie des Ganzen schließen. Welcher Mensch findet nicht, wenn er sein verfloßnes Leben überdenkt, sichtbare Spüren dieses Zusammenhangs in seinen Schicksalen? Alle ohne Ausnahme, gute und böse Begebenheiten, führen ihn dahin, wo er hin soll, und dies bemerkt er selten eher, als nahe am Ziele.

Insbesondre findet nun auch eine so enge Verbindung zwischen den menschlichen Handlungen, als Ursachen, und den Folgen derselben, als Wirkungen, Statt. Theils sind uns aber die Gesetze, wornach dies-

se Wirkungen erfolgen, weniger bekant, als die Gesetze der mechanisch-wirkenden Natur; theils erwarten wir von gewissen Handlungen zuweilen Folgen, die sie gar nicht haben können, und daher komt es, daß wir Manches dem Zufall, dem Verhängniß, oder der unmittelbaren Dazwischenkunft einer Gottheit zuschreiben, da es doch eben sowohl seine natürlichen Ursachen hat, nur daß wir sie nicht kennen. Aus diesem Irrthum entspringt denn auch die Meinung, daß die Tugend nicht immer glücklich, das Laster nicht immer unglücklich mache. Denn das, was wir Glück nennen (Gesundheit, Vermögen, gesetzmäßige Freiheit), ist keine nothwendige Folge der Tugend, d. i. eines Betragens, wo unsre Handlungen mit unsern jedesmaligen Einsichten übereinstimmen. Schon der Grad der Einsichten entscheidet viel über die Folgen der Tugend. Ein Mensch von beschränktem Verstande und mangelhafter Erkenntniß kann wirklich tugendhaft leben; er kann z. B. die Vorschriften der Mäßigkeit treu beobachten, und dennoch an einem siechen Körper leiden, weil es ihm übrigens an den zur Erhaltung der Gesundheit nöthigen Kenntnissen fehlt; er kann arbeitsam seyn, und dabei in Dürftigkeit schmachten, wenn er nicht Geschicklichkeit und Klugheit besitzt; folgt aber daraus wohl, daß die Tugend nicht glücklich macht? — Eben so viel und noch mehr Einfluß auf den Besitz äußerer Güter haben Umstände, die in keines Menschen Gewalt stehen, z. B. die Geburt. Durch sie erhält der Eine einen schwächlichen, der Andre einen robusten Körper; diesen erhebt sie zum Herrn über tausende seiner Brüder, und überschüttet ihn mit Reichthümern; jenen stellt sie auf die unterste Stufe in der menschlichen Gesellschaft, wo er Zeitlebens mit Mangel und Elend zu kämpfen hat, aus

wel-

welchen die Tugend allein ihn nicht heraus zu reissen vermag. Dürfen wir sie aber deshalb anklagen?

Die einzige nothwendige Folge, die wir von der Tugend erwarten können, ist: Zufriedenheit mit sich selbst; und in dieser Hinsicht macht die Tugend immer glücklich, das Laster immer unglücklich. Aber wohl zu merken, daß diese Zufriedenheit aus einem deutlichen Bewußtseyn des Werthes, welchen die Tugend dem Menschen gibt, entspringen muß, denn eine gewisse, wenn man so sagen darf, thierische Zufriedenheit kann selbst der Lasterhafte unter Begünstigung äußerer Umstände genießen, wie oben gezeigt worden ist. Gesund, reich, mächtig, kann er mitten unter Ausschweifungen sich glücklich fühlen, indem eine dauerhafte Leibesbeschaffenheit und hinlängliches Vermögen ihn gegen die gewöhnlichen Folgen derselben schützen. Allein er ist nur seiner thierischen Natur nach glücklich (welches ihm freilich Niemand absprechen kann, da er sich auf sein Gefühl beruft); das höhere Glück eines vernünftigen Wesens, das Bewußtseyn eines täglichen Wachsthums an Vollkommenheit, bleibt ihm fremde. Soll jenes thierische Glück die wahre Bestimmung des Menschen und sein letztes Ziel seyn; so kann keine weise Güte den Gang der Dinge angeordnet haben, denn jenes Glück wird nur wenigen in dem Maaße zu Theil, daß sie dabei eine Art von Zufriedenheit empfinden können; die allermeisten streben entweder vergebens darnach, oder der volle Genuß desselben zieht ihnen ein Heer von Uebeln und Plagen zu. Welche Ungerechtigkeit gegen den größern Theil des Menschengeschlechts, wenn ihm ein Gut bestimmt ist, das es nicht erreichen kann, und wie seine ganze Anlage zeigt, auch nicht erreichen soll! In der thierischen Schöpfung findet sich kein solcher Wider-

spruch, und er sollte bloß bei den Menschen Statt haben dürfen? — Nein! Ist der Mensch um irgend eines Zwecks willen da, so muß dieser von der Art seyn, daß alle dazu gelangen können, daß sie — obgleich auf verschiednen Wegen und in sehr verschiednen Zeiträumen — wirklich dazu gelangen, oder vielmehr, sich ihm beständig nähern, ohne ihn jemals ganz zu erreichen. Diese Bedingungen erfüllt kein Zweck so vollkommen, als: Ausbildung der geistigen Natur.

Wenn wir also fragen: Warum ist der Tugendhafte nicht immer glücklich, und der Lasterhafte nicht immer unglücklich? so fällt die Antwort dahin: Weil diese Art von Glück und Unglück keine natürliche Folge der Tugend und des Lasters ist, sondern von äußern Umständen abhängt. Man könnte nun aber aufs neue fragen: Warum machte Gott nicht auch das äußere Glück von der Tugend allein abhängig (denn daß sie im Allgemeinen der gewissere Weg dazu ist, wissen wir aus Erfahrung)? — Hierauf läßt sich keine andre Antwort geben, als: Weil er dies für das Beste des Ganzen zuträglich fand. Darf man aber über unerforschliche Rathschlüsse des Allweisen Muthmaßungen wagen, so kann uns vielleicht diese einige Befriedigung gewähren: Er wollte dadurch den Glauben an Unsterblichkeit wecken, und durch diesen Glauben den Geist des Menschen veredeln, und ihn auf dem Wege der Tugend stärken. In der That muß bei jedem Rechtschaffnen, der mit mancherlei Widerwärtigkeit in diesem Leben zu kämpfen hat, bald der Gedanke aufsteigen: Wozu bist du hier? — Nicht so der, welchem alles nach Wunsch geht; er denkt diesen Gedanken im Taumel seines Glücks entweder gar nicht, oder schlägt ihn mit der Antwort nieder: Um froh zu seyn, um zu genießen.

Es ist mit der Hoffnung auf ein künftiges Leben eben so, wie mit dem Glauben an das Daseyn einer Gottheit: Sie läßt sich nicht streng beweisen, sondern nur wahrscheinlich machen; sie wird nur dem wahrscheinlich, welcher ein Bedürfniß darnach empfindet; es lassen sich endlich auch viele Fragen und Einwürfe dagegen vorbringen, die man nicht genugthuend beantworten kann.

Ein Beweis von der Gewißheit der Fortdauer nach dem Tode läßt sich darum nicht führen, weil sie außer den Grenzen aller Erfahrung liegt. Sie hat aber mehrere Gründe der Wahrscheinlichkeit für sich, worunter der, welcher von der Weisheit und Güte Gottes hergenommen wird, der vornehmste ist. Hört alles mit dem Tode auf, so hat das Menschenleben keinen der höchsten Weisheit würdigen Zweck; denn worin sollen wir diesen setzen? In den Genuß des sinnlichen Vergnügens? — Wie kümmerlich und mit wie vielen Bitterkeiten vermischt wird dies den Meisten zugemessen! Zu geschweigen, daß wir dann um nichts besser wären, als die Thiere, da doch die Vorzüge unsers Geistes uns eine weit höhere Bestimmung ahnden lassen. Das Thier begnügt sich in Ansehung des sinnlichen Genusses mit einem von der Natur bestimmten Maaße, und übersinnlicher Genuß wird ihm gar nicht gewährt. Der Mensch hingegen kennt keine Grenzen im sinnlichen Genuß, als welche seine eigne Vernunft ihm vorschreibt, und außer dem Gebiet der Sinnlichkeit eröffnet sich ihm ein unermeßliches Feld von reinern Freuden. Wozu also diese Anlagen, wenn sein Daseyn sich nicht über dies kurze Leben hinaus erstreckt? — Diese und mehrere andre Gründe machen aber nur Eindruck auf den, welcher empfänglich dafür ist, dessen Herz, durch Befolgung der

Sittenlehre veredelt, und durch Ringen nach Wahrheit über das Irdische erhoben, sich nach größerer Vollkommenheit sehnt.

Von der eigentlichen Beschaffenheit dieser für uns so wichtigen Veränderung, von dem Uebergange aus diesem in jenes Leben und von dem Zustande, worin wir uns dann befinden werden, wissen wir nichts. Wir wissen nicht, ob die Seele ein ähnliches Werkzeug zu ihrem Gebrauch wieder erhalten wird, wie sie hier gehabt hat, obwohl es wahrscheinlich ist; auch nicht den Ort ihres künftigen Aufenthalts, ihre Beschäftigungen, den Unterschied des Schicksals der Tugendhaften von dem Schicksale der Lasterhaften u. s. w. Zwar was das letztere betrifft, so lehrt die Vernunft, daß ein Unterschied Statt finden müsse, da derselbe hier schon zum Theil Statt findet, und daß überhaupt jenes Leben wohl nichts anders, als eine Fortsetzung des jetzigen seyn könne, jedoch müssen dort alle die Erscheinungen und Täuschungen wegfallen, welche aus dem gegenwärtigen Verhältnisse des Körpers zu den ihn umgebenden Dingen entstehen. Ist nun dies Verhältniß — die Quelle der Leiden für den Tugendhaften, und der Freuden für den Lasterhaften — aufgehoben: so muß für beide daraus ein gerade entgegengesetzter Zustand hervorgehen. Der Lasterhafte sieht sich mit einemmale entblößt von allem, was ihm hier Vergnügen machte, und für edlere Freuden hat er keinen Sinn; seine Seele ist leer an denjenigen Vorkenntnissen und ungeübt in den sittlichen Tugenden, die sie sich hier erwerben sollte, um eines höhern Glücks fähig und würdig zu seyn. Er befindet sich also (vielleicht umgeben von Gegenständen, deren Betrachtung dem Tugendhaften unbeschreibliche Seligkeit gewährt, welches die Quaal des Lasterhaften

noch

noch vermehren würde) in eben der peinlichen Lage, worin wir hier den an Spiel und Trunk und andere grobe Ausschweifungen gewöhnten Jüngling erblicken, der von ungefähr in eine Gesellschaft aufgeklärter Tugendfreunde gerathen ist. — Anders kann sich die Vernunft den Zustand dieser Unglücklichen nicht vorstellen, denn willkührliche Strafen Gottes treffen sie ja in dem jetzigen Leben nicht, was haben wir also für Grund, dergleichen in jenem Leben anzunehmen. Wie lange dies dauern, und ob ihnen Gelegenheit gegeben werden wird, sich zu bessern, und nach und nach zum Genuß eines übersinnlichen Glücks zu gelangen? — Die Weisheit und Güte des Schöpfers wird ihren Endzweck an allen Geschöpfen zu erreichen wissen; aber wenn dies auch geschieht, so werden sie doch immer weit hinter denen zurück bleiben, die schon von hier ein zum Guten geneigtes Herz mit hinüber nehmen.

Aus der bisherigen Betrachtung ziehen wir noch zum Beschluß folgende Sätze aus, um das Behalten derselben dem Gedächtniß zu erleichtern:

Ausübung der Tugend ist die Grundlage des Glaubens an Gott und der Hoffnung auf Unsterblichkeit. Je mehr moralische Güte du dir erwirbst, desto fester wird jener Glaube bei dir werden. Ohne Sittlichkeit ist wahrer Glaube unmöglich.

Der Glaube an Gott befestigt das Herz im Guten. Es ist ein erhabner Gedanke: durch Ausübung des Guten beförderst du die Absichten des Weltschöpfers. Der Glaube an Gott ist eine unerschöpfliche Quelle des reinsten Vergnügens. Die ganze Natur erscheint uns in einem erfreulichern Lichte, wenn wir sie als das Werk eines Einzigen, als den Abdruck seiner Allmacht, Weisheit und Güte betrachten. Anbetung, Dank- und Lobgebete

gebete müssen aus innerm Drange des Herzens sich gleichsam unwillkührlich ergießen, und nicht als Pflicht, als Dienst, den wir dem höchsten Wesen schuldig seyn, angesehen werden. Nur im erstern Fall sind sie ein herrliches Mittel zur Veredlung des Herzens.

Gott regiert die Welt nicht unmittelbar, er ändert in dem Gange der Dinge nichts, nachdem er ihn einmal festgesetzt hat, denn durch eine solche Aenderung würde er ein Geständniß thun, daß er Etwas nicht vorausgesehen und seinen Plan unvollkommen entworfen habe. Es ist also auch thöricht, von ihm zu erwarten, er werde auf Bitten seiner kurzsichtigen Geschöpfe von diesem weisen Plan abgehen, und ihnen zu Gefallen die Gesetze der Natur aufheben.

Alles, was ist und geschieht, gehört zu dem wohl überdachten göttlichen Plan, und alles, so zweckwidrig es uns auch scheinen mag, muß am Ende diesen Plan, der auf das Beste des Ganzen, so wie der einzelnen Geschöpfe geht, befördern. Große Revolutionen in der Natur, Erdbeben, Ueberschwemmungen, wodurch Millionen ihr Leben verlieren, werden von uns als schreckliche Uebel angesehen, um deren Abwendung wir Gott flehentlich bitten; und ihm, dem Urheber derselben, waren sie zur Erreichung seiner Absichten nothwendig und gut. In eben dieser Hinsicht sind ihm, der das Ganze überschauet, die öffentlich privilegirten Mordthaten im Kriege, so wie der Meuchelmord des Banditen, ja, alles, was wir Böse und Laster nennen, zweckmäßig *).

Dieser

*) Ob ich mich gleich über diese allerdings hart scheinende Aeusserung schon oben hinlänglich, wie ich glaube, gerechtfertigt habe: so will ich hier doch noch das Zeugniß eines Mannes an-

Dieser Zweck ist, so viel wir sehen können, Entwicklung unsrer Geisteskräfte und Richtung derselben zum Guten. Wir selbst also sollen diesen Zweck befördern helfen, und jene physischen Uebel sowohl, als die bösen Handlungen der Menschen aufs vortheilhafteste dazu benutzen. Wie beruhigend ist es, wenn wir bei jedem Schicksal, das uns begegnet, selbst bei unsern eignen Thorheiten und Fehlern, die, nachdem sie einmal begangen sind, doch nicht ungeschehen gemacht werden können, denken: Auch dies gehörte in den weisen Plan deines Schöpfers, der es zu deiner Bildung zum vernünftigen Wesen nöthig fand; nur mußt du dirs auch dazu dienen lassen, und dadurch weiser und besser werden.

Ende

anführen, aus dessen Schrift so viel ungeheuchelte Liebe der Religion und aufgeklärte Tugend hervorleuchtet, daß man ihn gewiß nicht in Verdacht freigeisterischer Gesinnungen haben wird.

„Gott kann durch nichts in der Welt in seinem Plane gehindert werden, auch nicht dadurch, wenn freie Geschöpfe Böses thun. Denn das ist eben der Hauptzweck der Welt, daß freie Wesen, oder solche, die Gutes und Böses thun können ꝛc. da seyn sollen.

Nun hat Gott alle ihre Handlungen und die Folgen, welche diese haben, voraus gesehen, und auf das Ganze berechnet. Er sahe, daß in diesem Zusammenhange der Dinge auch die bösen Handlungen dieses oder jenes Geschöpfes für das Ganze gute Folgen haben würden, und darum beschloß er, sie zuzulassen. Er hätte sie sonst ja hindern können, oder er brauchte das Wesen, welches seinen Plan verdarb, nicht zu erschaffen.

Wenn etwas Böses verübt wird, sollen wir denn glauben, daß nun die Absicht Gottes vereitelt werde? Dann müßten wir ja an der Allmacht und Weisheit Gottes zweifeln, und glauben, Gott hinge von jedem Bösewicht ab. — Nein, das ist eben die unendliche Weisheit, daß jeder Erfolg einer

freien

Endlich erhebe deinen Geist oft, und desto öfter, je näher du das Ende dieses Lebens vor dir siehst, in die Gefilde jenseits des Grabes, wo dein Durst nach Wahrheit und nach den reinern Freuden der Tugend völliger, als hier, gestillt werden wird.

„Wir sind unsterblich, Freunde! So wahr uns Gott
In diese Seele heißes Verlangen schuf,
Von seinen Wundern mehr zu wissen,
Als uns die Erde mit allen Reizen
Des jungen tausendfarbigen Frühlings zeigt:
So wahr ist kurzes Leben nicht
Der letzte Zweck, zu dem in diesem
Körper die denkende Seele wohnet.„

Fischer.

---

freien Handlung in das Ganze aufs künstlichste eingepaßt worden. Wie ganz anders ist die Regierung der Welt, als die Anwendung des Triebwerks einer Maschine! — unendlich wunderbarer.

Böse Geschöpfe verfehlen zwar für sich selbst ihren Endzweck — aber darunter leidet Niemand, als sie selbst, und sie haben es Niemanden anders, als sich selbst zuzuschreiben. Gottes Plan wird im mindesten nicht gestört, weil, wie gesagt, das eben sein Plan ist, daß jedes vernünftige Wesen frei handelt.

Gute Geschöpfe befördern demunerachtet den Plan Gottes, und sind als Werkzeuge Gottes in so fern anzusehen — für sich selbst und für Andere.

Die Absicht ihrer Handlungen komt ihnen selbst zu Statten, der Erfolg Andern und dem Ganzen; in Betreff der guten Handlung haben sie selbst das Verdienst; in Betreff der guten Folgen, hat ihn die göttliche Vorsehung.„ S. die **moralischen Wissenschaften**, ein Lehrbuch der Moral ꝛc. Leipzig b. Göschen 1795. Im zweiten Th. S. 251-252.

Lehr-

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Funke, Carl Philipp, 1752-1807

Allgemeines Lehrbuch für Bürgerschulen

Bd.: 2,1

Berlin 1796

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.226(2,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301409-7
VD18 15573966-001